

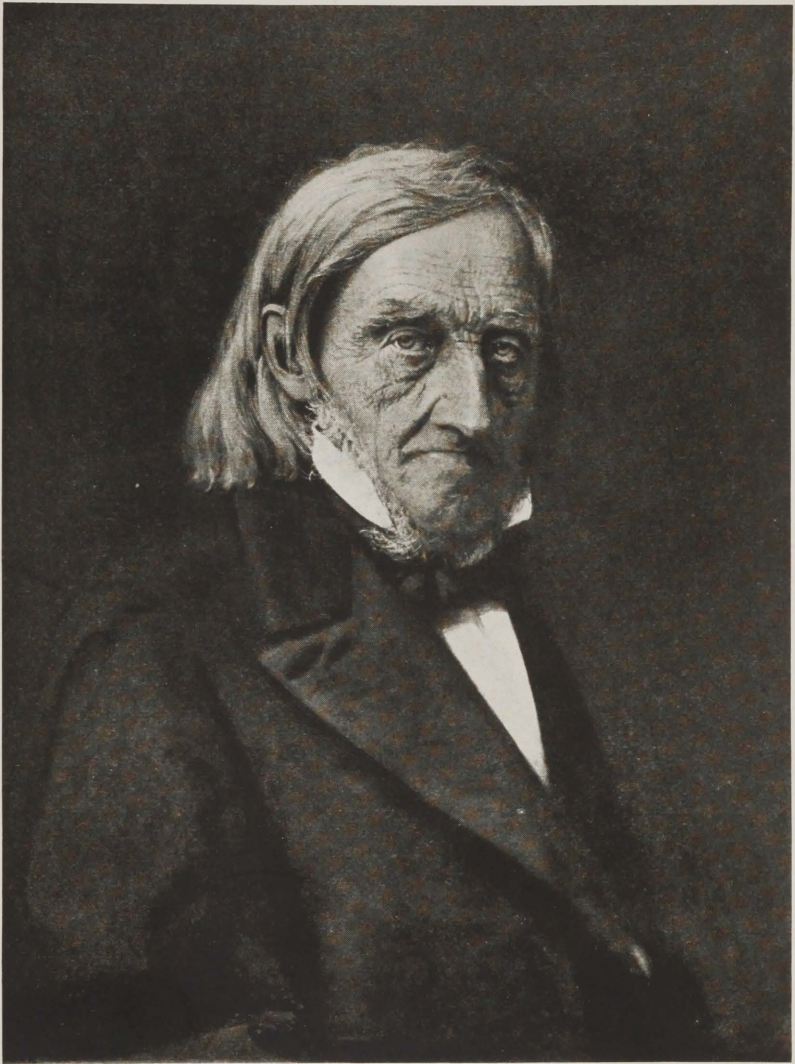
AV. 445. t.

Dr. Karl Ernst
von Baer



749

Konv. 30 K.



Dr. Karl Ernst v. Baer.

Nach einem Gemälde von Hagen-Schwarz.

Aus dem Corpus Imaginum der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Dr. Karl Ernst
von Baer

Eine Selbstbiographie

N^o 123517

Gefürzt herausgegeben

von

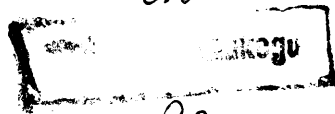
Paul Conradi



Leipzig und Riga
Verlag von E. Bruhns
1912



Est
90



Inhalt.

1. Geburt	7
2. Kinderjahre bis zur Schule	8
3. Erste häusliche Arbeit	17
4. fernere häusliche Schule	32
5. Ritter- und Domschule in Reval	39
6. Universität Dorpat	89
7. Reise nach Deutschland. Wien	106
8. Würzburg	114
9. Berlin	123
10. Abschied vom Vaterlande	134
11. Erste amtliche Stellung in Königsberg als Professor und Privatdozent	137
12. Zweite Periode in Königsberg. Museum und Professur der Zoologie	147
13. Intermezzo in St. Petersburg	164
14. Dritte Periode in Königsberg	170
15. Reisen	189
16. Äußere Lebenswandlungen	217
17. Inneres Leben	218

Vorwort.

Karl Ernst von Baer¹⁾ hat in seiner bei Gelegenheit der Feier seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums verfaßten Selbstbiographie in anziehender Detailbeschreibung die für ihn bedeutsamsten und eindruckreichsten Geschehnisse aus der ersten Hälfte seines Lebens aufgezeichnet. Bei seinem Erscheinen im Jahre 1864 mit großem Interesse aufgenommen²⁾ ist das durch seine frische und Unmittelbarkeit höchst reizvolle Buch in den letzten Jahrzehnten leider stark in Vergessenheit geraten, und in der jüngeren Generation gibt es wohl nur sehr wenige, die das ganze Werk gelesen haben.

Es sind namentlich zwei Ursachen, welche eine so frühe und befremdende Abnahme des Interesses an K. E. v. Baers Lebensbeschreibung zu erklären vermögen. Zunächst war der „alte Baer“ in den siebziger und den achtziger Jahren des verfloßenen Jahrhunderts völlig aus der Mode gekommen³⁾. Seine Verteidigung der Zweckmäßigkeit in der Natur, seine Lehre von der Entwicklung des Organismus aus inneren Ursachen, seine Bekämpfung des Materialismus fanden energische Ablehnung oder höhnischen Spott. Heute ist es anders geworden. K. E. v. Baers anfänglich abgewiesenen Ansichten finden immer mehr Anmerkung, und das Interesse für seine Ideenwelt ist in einem steten Steigen begriffen, wie die zahlreichen Abhandlungen und Werke beweisen, die auf Baers Ideen heute zustimmend Bezug nehmen.

Der zweite Grund, daß K. E. v. Baers Selbstbiographie nahezu der Vergessenheit anheimfallen konnte, liegt aber darin, daß ein großer Teil des Werkes nach Baers eigenem Geständnis für Naturforscher geschrieben ist und demzufolge Kenntnisse voraussetzt, die dem nicht naturhistorisch gebildeten Leser abgehen. Darum rechtfertigt es sich, eine gekürzte Ausgabe zu veranstalten, die alles, was nur ein wissenschaftliches Interesse bietet, ausschaltet, und deren niedriger Preis eine Verbreitung in den weitesten Kreisen ermöglicht.

Der Zweck einer solchen Ausgabe ist wesentlich von dem verschieden, welchen K. E. v. Baer selbst verfolgte. Ihm kam es vor allem darauf an, dem Leser einen Einblick in seine Beziehungen zu den naturwissenschaftlichen Problemen seines

¹⁾ Gestorben 28. November 1876 in Dorpat.

²⁾ Eine zweite Auflage erschien im Jahre 1886 bei Friedrich Vieweg & Sohn, Braunschweig.

³⁾ W. Haake, K. E. v. Baer. Leipzig 1905.

Zeitalters zu gewähren, sowie eine Charakteristik seines Wirkens auf dem Gebiete der Naturforschung zu geben. Das wissenschaftliche Interesse, das bei der Abfassung seiner Lebensgeschichte mitsprach, war bei der gegenwärtigen Bearbeitung auszuschalten. Ihre Aufgabe soll sein, einem persönlichen Interesse zu dienen, nämlich dem Interesse, die Erinnerung an den Menschen K. E. v. Baer zu beleben und wachzuerhalten. Die Persönlichkeit K. E. v. Baers, dieses größten Sohnes unserer Heimat, darf uns nicht fremd werden. Ein genialer Mann der Wissenschaft und der Forschung, ein unbestechlicher Bekenner der Wahrheit, ein treuer Sohn der von ihm geliebten baltischen Heimat, gehörte K. E. v. Baer zu den seltenen Männern, bei denen wissenschaftliche Tüchtigkeit und sittliche Größe in erfreulicher Harmonie vereinigt erscheinen. Wie Gregor von Helmersen in seinem Nachruf an Baer in der St. Petersburger Zeitung, 1876, Nr. 305 treffend hervorhob, war er „ein Mann, wie sie in ganzen Jahrhunderten nur selten erschienen sind. Die Erde und ihre Bewohner waren das große Feld seines Forschens, und er brachte zu seiner Arbeit nicht nur eine tiefe philosophische Bildung, sondern auch einen Apparat der gründlichsten Kenntnisse in mehreren Disziplinen der Naturwissenschaft mit, wie ihn manche große Geister unserer Zeit nicht besessen haben. Dieses große, umfangreiche, aber tiefgehende Wissen, das er in sich bis zum Todestage unermüdlich vermehrte und fruchtbar verwertete, und das Streben, den Dingen bis auf den letzten Grund nachzugehen, und aus den scharf und unbefangenen gemachten und klar geordneten und durchdachten Beobachtungen die Wahrheit und die Gesetze der Natur zu erkennen, haben allen seinen Werken einen monumentalen Charakter aufgeprägt, den sie bis in die entfernteste Zukunft bewahren werden. Der weltbekannte Name Baers ist mit großen Zügen in das Buch der Wissenschaft und ihrer Geschichte geschrieben.“

Möchte doch durch diese Neuauflage der Selbstbiographie in recht vielen Lesern der Wunsch geweckt werden, tiefer in die Ideenwelt K. E. v. Baers einzudringen! Eine vorzügliche Einführung in dieselbe bietet die in der Sammlung „Bücher der Weisheit und Schönheit“ erschienene Auswahl aus K. E. v. Baers Schriften¹⁾.

Paul Conradi.

¹⁾ Bücher der Weisheit und Schönheit. Herausgegeben von J. E. v. Grotthug. K. E. v. Baer, Auswahl, v. R. Stölzle. Geb. 2,50 Mk.

1. Geburt.

Zur Welt bin ich gekommen am 17. Februar 1792 nach altem Stil. Ich tat mir daher während meines Aufenthaltes in deutschen Landen etwas darauf zugute, daß ich das Recht hätte, meinen Geburtstag an den Schalttagen zu feiern, und vom Schicksal erwarten dürfe, daß es mir eine fast vierfache Lebensdauer gewähren müsse, wenn es mir auch nur eine mittlere Zahl von Geburtstagsfeiern bewilligen wollte. Wie aber alle Freude im Leben nicht vollständig zu sein pflegt, so konnte ich mich doch nicht rühmen, nach dem Gregorianischen Kalender ein Schalttagskind zu sein, obgleich das Jahr 1792 ein Schaltjahr war. Wenig Gewicht lege ich darauf, daß nach dem 23. Februar der eigentliche Schalttag eingeschoben ist, im praktischen Leben gilt doch der 29. dafür, da er nur von vier zu vier Jahren einmal erscheint. Allein der Unterschied zwischen dem Julianischen und Gregorianischen Kalender betrug im 18. Jahrhundert ja nur elf Tage, und so war denn der 17. Februar des Julianischen Kalenders im vorigen Jahrhundert keineswegs der 29. Februar des Gregorianischen, sondern der 28.

Der Ort meiner Geburt ist das Landgut Piep im Jerwenschen Kreise des Gouvernements Estland.

Mein Vater, der spätere Ritterschaftshauptmann und Landrat Magnus von Baer, war Besitzer dieses Landgutes. Meine Mutter, Julie, war nicht nur von derselben Familie, sondern die leibliche Cousine meines Vaters, da beide die Kinder zweier Brüder waren. Diese Ehe war mit zehn Kindern gesegnet. Wir Geschwister sprechen nicht für die jetzt vielfach, besonders in Paris, verfochtene Meinung, daß die Kinder naher Verwandten häufig körperlich und geistig schwach sind, ganz besonders aber an Taubstummheit leiden. Keines von uns Geschwistern hat der Gabe der Rede entbehrt, oder auch nur an Schwerhörigkeit in der Jugend oder im Alter gelitten. Auch andere geistige oder körperliche Defekte haben sich nicht bemerklich gemacht. Drei starben zwar in jüngeren Jahren, aber an gewöhnlichen Kinderkrankheiten, die Überlebenden haben sich im allgemeinen einer guten Gesundheit erfreut. Meine älteste Schwester ist im 76. Jahre ihres Alters gestorben, und die noch lebenden drei Geschwister gedenken wenigstens auch so weit zu kommen.

2. Kinderjahre bis zur Schule.

Ungeachtet ich auf dem Gute Piep das Licht der Welt erblickt hatte, sind meine ersten Erinnerungen doch nicht von diesem Landgute, sondern es war ein anderes, Laffila in Wirrland, wo mein Bewußtsein erwachte.

Der Besitzer desselben, ein älterer Bruder meines Vaters, mit Vornamen Karl, war schon längere Zeit verheiratet mit einer Baronesse Kanne aus Koburg, aber kinderlos geblieben. Da nun der eheliche Segen so reichlich über das Haus meines Vaters sich zu ergießen angefangen hatte, mein Onkel aber sowohl als meine Tante an der Lebendigkeit der Kinder sich erfreuten, so machte jener meinem Vater den Vorschlag, mit ihm brüderlich zu teilen. Infolge dieser Vereinbarung wurde ich, gleich nachdem ich entwöhnt war, nebst einem etwas älteren Bruder, Friedrich, nach Laffila abgegeben, wo wir ganz als Kinder des Hauses erzogen werden sollten. Mein Bruder starb sehr bald nach der Versetzung, so daß ich nur durch Tradition von ihm weiß. Um so sorgfamer hütete mich meine gutmütige und sehr wohlwollende Tante, die so kinderlieb war, daß jedes Kinder Gesicht sie erfreute und ein fröhliches ihr Freudentränen entlocken konnte. So ergözte sie sich auch an meiner Munterkeit und nahm meinen Mutwillen, soweit es ging, in Schutz. Ich muß ein Gefühl davon gehabt haben, denn in mir lebt noch die Erinnerung, daß ich in ihrer Gegenwart immer gesprächiger wurde. Mein Onkel war von ernsterer Natur; ihm schien meine Gesprächigkeit zuweilen zu luxuriös, und er machte mir bange, wenn ich soviel plapperte, würde ich meine Lippen so verbrauchen, daß ich meine Zähne später nicht würde bedecken können. Das gab mir die erste Sorge im Leben; aber da ich nun alle Fremden, die ins Haus kamen, genau darauf ansah, ob bei einem derselben die Lippen verbraucht waren, und keinen fand, so meinte ich doch bald, daß die Gefahr nicht so groß sein könne. Übrigens war bei meinem Onkel der Hauptgrundsatz der Erziehung der, daß Kinder „parieren“ müssen. Der Tradition nach war früher dieses Prinzip bei uns noch viel gewaltsamer ausgeübt und die Zucht mehr nach der Züchtigung bemessen. Ob schon die Prinzipie von Jean Jacques Rousseau¹⁾ einige Wirkung bei uns ausgeübt hatten, weiß ich nicht zu beurteilen,

¹⁾ Jean Jacques Rousseau (1712—1778), hervorragender französischer Schriftsteller und Philosoph. Der Einfluß seines Erziehungsromans „Emil“, den Goethe das „Naturevangelium der Erziehung“ nannte, nicht nur auf die

allein eine große Veränderung in der Methode der Erziehung schien eingetreten. Mein Onkel hatte überdies noch besondere Gründe, mich nicht scheu zu machen. Er hatte viel mechanisches Geschick, zeichnete und malte nicht nur in Aquarellfarben ganz hübsch, sondern unternahm auch in den Wintertagen allerlei gröbere mechanische Arbeiten. Ein Glaser durfte ihm gar nicht auf das Gut kommen, denn alle Glaserarbeiten verrichtete er ohne Ausnahme selbst. Er hobelte und tischlerte auch gern. Ich erinnere mich, daß er einmal der Frau ein Paar elegante Schuhe machte und ein anderes Mal einen Schal malte, in dessen Borte ein Palmbaum in einer tropischen Landschaft paradierte und meine Phantasie erregte. Bei solchen Arbeiten nun, besonders den mechanischen, sah er es gern, daß ich zugegen war und kleine Dienste tat. Einmal fuhr mir in meinem fünften oder sechsten Jahre der Hobel tief in den kleinen Finger der rechten Hand, wovon sich die Narbe noch erhalten hat, als Wahrzeichen, daß man mich nicht zu den ungehobelten Menschen zählen darf.

Im übrigen hatte mein Onkel einige Eigentümlichkeiten, die ihn fast zum Sonderling machten. Er war mit meinem Vater, nachdem sie den mäßigen Schulunterricht der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts genossen hatten, nach Deutschland geschickt, um dort die Universität Erlangen und den Baireuthischen Hof zu besuchen. Während mein Vater sich den juristischen Studien ergab, wollte der ältere Bruder, in Erinnerung der früher ziemlich allgemeinen Bestimmung des hiesigen Adels, sich dem Kriegsdienste widmen. Allein durch den frühen Tod seines Vaters an Unabhängigkeit gewöhnt, konnte er sich doch nie entschließen, in wirkliche Kriegsdienste zu treten. Um so mehr aber beschäftigte er sich mit dem Detail des Kriegswesens. Er formte ein ganzes Lager von Zelten sauber in Pappe nach, mit allen Fourage- und Pulverwagen, Kesseln und Kanonen in Holz und Metall. Dieses ganze Lager mit all seinem Zubehör war sauber in die Schiebladen eines zierlichen Schrankes verpackt und wurde nach Estland auf das Gut gebracht, wo es mir an hohen Gnadentagen als *noli me tangere*¹⁾ zuweilen gezeigt wurde. Er hatte sich auch bei einem der kleinen deutschen Höfe den Majorstitel gekauft, sich Säbel, Pistolen und eine Uniform angeschafft, die zwar nicht

pädagogischen Versuche am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, sondern auf die Gesamtaufassung des Daseins, vor allem des Familienlebens, ist ein geradezu unberechenbarer gewesen.

¹⁾ Lateinisch: rühre mich nicht an.

gebraucht, aber doch als wertvolle Dinge behandelt wurden. Auch ein Zelt war da, das dann und wann aufgeschlagen wurde und dann zum Sommeraufenthalte diente, und eine Trommel, die zuweilen zu meiner Ergözung gerührt wurde, vielleicht auch, um kriegerische Gefühle in mir zu wecken. Da sich beide Brüder nach der Rückkehr aus Deutschland in die väterlichen Güter geteilt hatten, bildete mein Onkel sich in eigener Person sein Heer, in welchem er Feldherr, Major und einziger Soldat zugleich war. Offenbar war es die Kavallerie, die er aspiriert¹⁾ hatte, denn er befah seine Wirtschaft nie anders als zu Pferde und zwar in großen Stulpstiefeln und häufig in ledernen Beinkleidern. Wie es ihm mit dem Kriegsdienste gegangen war, ging es meinem Onkel bei vorgerücktem Alter immer mehr auch in anderen Dingen. Lange mit den Vorbereitungen und pedantisch genau mit Kleinigkeiten beschäftigt, kam er oft nicht zur Ausführung größerer Pläne. So hatte er immer den Wunsch, Deutschland noch einmal zu sehen, kaufte sich auch, nachdem ich das Haus schon lange verlassen hatte, einen großen Reisewagen und machte andere Vorbereitungen, aber zur Reise selbst kam es doch nicht.

Das Gut Lassila, zu den kleinen des Landes gehörig, hat eine freundliche Lage und mehr anmutige Abwechslungen in seiner Umgebung, als in unserm flachen Lande gewöhnlich ist. Ein kleines, im Winkel gebautes Wohngebäude, das nur sehr enge Zimmer enthielt, schien durch seine Beschaffenheit ins Freie zu treiben, wenn die Luft es irgend erlaubte, und die Eingangstreppe, mit zwei schönen Bäumen, einem prächtigen Ahorn und einer jüngeren Ulme, geschmückt, nahm sogleich den Austretenden in deren Schatten auf. Hier saß mein Onkel im Sommer am liebsten, wenn er unbeschäftigt war, hier gab er den Aufsehern der Arbeiten in der Wirtschaft Audienz, wenn sie ihm zu berichten hatten. Ein abhängiger, blumiger Hof, der zwei mit einzelnen Weiden umpflanzte Teiche umschloß, lockte weiter und führte in einen hoch beschatteten Hühnerhof, wo den einzelnen brütenden Hennen, Enten, Gänsen und Putern kleine, rotgedachte Häuserchen oder Zeltchen von Holz erbaut waren. Dies Ganze machte, wenn man es zur Brütezeit besuchte, einen unheimlich heimischen und friedlichen Eindruck, der mir noch in lebhafter Erinnerung geblieben ist. Wenn aber die Brütezeit vorüber war, belebte dies bunte Gemisch von Geflügel mit der glücklich erzielten Nachkommenschaft den Hof und die Teiche

¹⁾ Aspirieren (lat.) = nach etwas trachten, wonach streben.

und gab dem Knaben Gelegenheit, seine ersten Heldentaten an den polternden Truthähnen zu versuchen und seine Standhaftigkeit an den mit vorgestreckten Hälsen zischenden Muttergänsen zu üben. Rindvieh durfte den stets reinlich gehaltenen Hof gar nicht betreten und Pferde nur, wenn sie geführt wurden.

Den Garten, der an eine Seite des Wohngebäudes stieß, würde man jetzt wohl kaum zierlich nennen, obgleich mein Onkel ein eifriger Gärtner war, der jedes Bäumchen selbst pflanzte und jede Blume selbst anband, wobei ich die Ehre hatte, der treue *Famulus*¹⁾ zu sein. Er hatte aber die Grille, einen künstlichen, mit tiefem Graben umgebenen „Parnass“ aufwerfen zu lassen, aus spanischem Flieder ein „Labyrinth“ oder einen „Schnefengang“, aus Fruchthecken aber einen „Schlangengang“ und einen Irrgang zu bilden. Daß diese Merkwürdigkeiten schön waren, will ich nicht behaupten, aber sie beschäftigten die Phantasie des Knaben, welche noch durch ein zierliches, buntes Bienenhaus, nicht etwa rohe Bienenstöcke, allerlei Gezelte, Lauben und ähnliche Dinge in Anspruch genommen war. Überhaupt durfte dieser Garten als Bild früheren Geschmacks bei uns, der eben im Verschwinden war, gelten. Die Zeit, in der man selbst den Bäumen künstliche Formen gab, wie in den französischen Gärten der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, war zwar schon vorüber; ich habe dergleichen nur noch als Merkwürdigkeit an einigen Orten erhalten gesehen. Die Bäume also durften wachsen, wie sie wollten und konnten, nur mußten die Stämme in Ordnung, d. h. in Reihen stehen. Zier- und Fruchtsträucher oder gar Blumen in Gruppen oder Haufen wurden nicht geduldet, und Wege, die nicht nach der Schnur gezogen waren, blieben für Gärten eigentlich undenkbar. Überhaupt durfte die Natur in einem Garten sich nicht mehr herausnehmen, als man ihr notwendig gestatten mußte, um Früchte und Blumen zu haben. Mein Onkel hatte streng geschieden; der Hof und dessen Umgebungen gehörten der Natur, der Garten der Kunst. Dort wollte er jeden Grashalm und jede Blume geschont wissen, hier war ihm jedes Gras, das nicht zu Einfassungen diente, und jede „wilde Blume“ ein Greul, und wenn er im Garten umherging, war er gewöhnlich mit einer Hacke bewaffnet, um jede freiwillige Naturtätigkeit im Keime zu vertilgen. Nicht nur die Wege, sondern auch die Räume für die Fruchtbäume waren hoch mit Grand (Kies) betragen, um diese Treibkraft besser im Saume zu halten. Dieser

¹⁾ Lateinisch: Gehilfe.

Garten konnte sich besonders guten Obstes rühmen. Die Pflaumen namentlich durften für die besten des Landes gelten.

Die weitere Umgebung hatte nichts von der Steifheit des Gartens, sondern war freundlich und ungewöhnlich mannigfach. Hinter dem Hühnerhof lag ein feuchter Talgrund mit hochaufgeschossenen Schwarzellern, an diesen stieß ein Heuschlag, der mit prächtigen Eichen und andern großen Bäumen geziert war und, an einigen Stellen wenigstens, in blumenreiche Abhänge auslief. — Die nicht ausgedehnten Felder, überreich bedeckt mit flachen Bruchstücken von Kalksteinen, machten glauben, daß der feste Kalkflöz nicht tief liegen könne, der sich doch nicht finden ließ. Vielleicht waren diese Brocken von Kalkflöz in früheren Zeiten nur durch geologische Vorgänge zusammengeschoben, denn stellenweise fanden sich auch Grandhügel, die man bei uns Berge zu nennen pflegt. Ein entfernterer, dessen Gipfel eine Windmühle zierte, schien mir sogar ein hoher Berg. Umkränzt waren die Felder von Birkengebüsch, die jetzt zu einem Birkenwalde aufgeschossen sind. Um aber auch hier die Einförmigkeit zu mäßigen, schloß sich an einer Stelle, auf einer sandigen Erhöhung, ein dunkles Kiefernwäldchen fast plötzlich an die Birken an.

In dieser lieblichen Umgebung also tummelte ich mich in den ersten Lebensjahren umher. Daß sie zum Verständnisse der Natur beigetragen haben, kann ich freilich nicht behaupten. Es war niemand da, der mich hätte belehren können. Mein Onkel hatte, wie gesagt, durch die Kriegswissenschaften sich zum „Kavalier“ zu bilden gesucht, Gartenbau und Landwirtschaft aber ex usu¹⁾ gelernt. In seiner beschränkten Bibliothek fand sich nur ein Buch, an dem die Naturwissenschaft einigen Anteil haben mußte, denn es zeigte sich darin eine Reihe Abbildungen von Tieren, von denen mir nur ein Paar noch in der Erinnerung sind, nämlich die Abbildung eines gehörnten Hasen und die eines Nashorns, mit einem Horn auf der Nase und einem zweiten auf dem Rücken²⁾. Ich bin später sehr erfreut gewesen, das Original

¹⁾ Lateinisch: aus dem Gebrauche, durch Übung.

²⁾ Mein Kollege in Königsberg, der geistreiche Astronom Bessel, pflegte zu behaupten, daß man für das Alberne immer das beste Gedächtnis habe, und führte als Beweis an, daß er die albernen Verse aus der „fibel“ seiner Kindheit, wie diese:

Ein toller Wolf aus Polen frag
Den Tischler und sein Winkelmaß.

oder:

Gebratne Hasen sind nicht böß,
Der Hammer gibt gar harte Stöß.

zu dieser Abbildung in C. Gessners Historia animalium (Geschichte der Tiere) zu finden. Gessner hatte es wieder von Albrecht Dürer, dem berühmten Künstler, der zwar nie ein Nashorn gesehen, aber von einem gehört hatte, das nach Sissabon gekommen war, und das er also malte¹⁾. Da derselbe mächtige Oktavband auch Abbildungen von allerlei Wappen enthielt, so muß er wohl von sehr enzyklopädischem Inhalte gewesen sein. Auch versagte er jedesmal den Dienst, wenn ich ein Schneckenhaus oder eine Versteinerung nach Hause brachte, die sich zuweilen am Kalkofen aus dem Muttergestein loslöste, und mein Onkel in diesem einzigen ihm zu Gebote stehenden Wissensquell nachschlug. Meine zusammengetragenen Naturmerkwürdigkeiten wurden als Familieneigentum in einer Schieb-
lade verwahrt, damit ich sie nicht verlöre, und sind eben deshalb verloren gegangen, was mir für eine hochgewundene fossile Schnecke leid tut, die ich nicht wieder in einer Sammlung von Schnecken aus dem Silurischen Kalk gesehen habe, und die mir doch sehr erinnerlich ist.

aus seinem Gedächtnis gar nicht los werden könne, während er die vernünftigeren längst vergessen habe. Das tiefere Einprägen jener Verse wird wohl darauf beruhen, daß sie früh den Widerspruch auch im Kinde wecken. So mag mir der gehörnte Hase aus jenem Buche erinnerlich geblieben sein, weil ich ungehörnte wohl kannte und ein Zweifel also sich regen mochte. Allein gegen das Horn auf dem Rücken des Nashorns hatte ich wohl keinen Einwand zu machen. Meinetwegen hätte es sich auf der Schwanzwurzel finden können, ich hätte nichts dagegen gehabt. Wie kommt es nun, daß ich dieses Bildes mich sehr bestimmt erinnere und von den andern nichts mehr weiß. Als ich später jenes Bild in dem Buche Gessners wieder fand, war ich schon Privatdozent. Da ich nun wußte, daß das zweihörnige Nashorn beide Hörner auf dem Kopfe habe, und aus dem Buche selbst ersah, daß jenes Bild gar nicht nach der Natur, sondern aus der Phantasie gezeichnet war, trat die Erinnerung, daß ich daselbe Bild in früher Kindheit gesehen hatte, hervor. Vielleicht wären auch die andern Bilder wieder ins Bewußtsein getreten, wenn ähnliche Widersprüche sich gegen sie erhoben hätten. Ohne diese gingen sie verloren. B.

1) Daß C. Gessner diese Abbildung, von der er wissen mußte, daß der Anfertiger derselben nie ein Nashorn gesehen hatte, in sein Werk aufnahm und ruhmredig sagt, daß sie von einem großen Meister komme, hat mir immer als Beweis gedient, wie langsam die Vorstellung sich entwickelte, daß ein naturhistorischer Gegenstand auch nach der Natur gezeichnet sein müsse. Ursprünglich waren diese Abbildungen nur Bilder der Vorstellungen, die man hatte, nicht der gesehenen Objekte, denn man hat von allen den fabelhaften Tieren, welche im Albertus Magnus, im Olaus Magnus usw. vorkommen, auch Abbildungen, obgleich kein Mensch sie gesehen hatte. Diese Abbildungen wurden dennoch lange wiederholt. C. Gessner war kritischer und ließ die meisten weg. Aber bei den Säugetieren ließ er das Nashorn, einen gehörnten Hasenkopf und einiges andere doch durch, und in dem Buche über die fische recht viele Phantasiegebilde. B.

Wohl aber glaube ich annehmen zu können, daß die Umgegend von Cassila einen gewissen Sinn oder ein Gefühl für Naturgegenstände weckte. Wenigstens habe ich später nie Schlüsselblumen sehen können, ohne mich zu erinnern, wie zahlreich sie im Frühlinge auf dem Hofe von Cassila erschienen, oder den zierlichen Frauenschuh (*Cypripedium Calceolus*), ohne an die ersten auf jenem Gute gesehenen erinnert zu werden. — Auch kam der früheste lebhafteste Eindruck, dessen ich mich erinnere, von einem Natur-Objekte. Es war eine förmliche Visite auf einem benachbarten Gute (Tömpfer) zu machen, um ein junges Ehepaar zu bewillkommen oder dergleichen. Ich war dabei ganz überflüssig, da keine Kinder da waren, allein man wollte den Wildfang nicht ohne Aufsicht lassen und nahm ihn mit. Dort angekommen, hieß es aber: „Bleibe du draußen, wir werden hineingehen und bald wieder herauskommen, um nach Hause zu fahren.“ Es war mir nicht gesagt, wie nahe an der Equipage ich mich halten sollte. Ich fing also wohlgenut eine Rekognoszierung des neuen Terrains an und kam dabei aus einem Hof in den andern, als ich plötzlich zu meinem Erstaunen und Entzücken einen Pfau erblickte, der, auf einem Zaune sitzend, ein Rad schlug. Diese Pracht, dieser Glanz versetzten mich in eine bewußtlose Erstarrung. Auch der Pfau rührte sich nicht, als ob er an meiner Bewunderung sich erfreut hätte. Wie lange ich so gefesselt dagestanden habe, weiß ich nicht, doch mag es ziemlich lange gewesen sein, wie der Erfolg lehrte. Ich kam nämlich nicht eher zum Bewußtsein, als bis ich heftig am Arme gefaßt wurde und meine Pflegemutter mit sehr erhitztem Gesichte vor mir stand: „Um Gottes willen, wo steckst du denn? Wir haben nach dir gesucht, wir haben gerufen, keiner hat geantwortet; wir haben im Teiche nachgesehen, ob du vielleicht ertrunken wärst!“ Noch sprachlos, konnte ich nur mit der nicht geenterten linken Hand nach dem Pfauenschwanz zeigen, von dem ich immer noch nicht recht wußte, ob er ein wirkliches Objekt oder ein Blendwerk sei. Erst jetzt erhielt ich die nötige Belehrung. Die Erklärung aber, daß der Pfau ein Vogel sei wie unsere Truthühner und wie diese ein Rad schlage, befriedigte mich wenig. Der Eindruck, den dieser überraschende Anblick auf mich gemacht hatte, war so bleibend, daß ich noch im spätern Mannesalter, nachdem ich häufig in Museen Pfauen in dieser Stellung ausgestopft gesehen hatte, mich oft gesehnt habe, das Rad wieder einmal an einem lebenden Vogel dieser Art aufgeschlagen zu erblicken. Da sich eine Gelegenheit dazu lange nicht finden wollte, fing die Grille an bei

mir sich festzusetzen, daß, wenn ich einen solchen Anblick wieder haben würde, ich bald darauf sterben müsse. Endlich in meinem dreiundsechzigsten Jahre erblickte ich, ebenso unerwartet wie in der Kindheit, in einem Fischerhose der Astrachanischen Steppe einen Pfau mit ausgebreitetem Rade. Aber wie ganz verschieden war oder wirkte der Anblick! Mit Ausnahme des Bogens der glänzenden Augenflecken schien mir der ganze übrige Kreis sehr dürrig und durchsichtig gegen die früher gesehene Pracht. War es die magere Steppennahrung, welche die Seitenfasern der langen Deckfedern nicht zur vollen Entwicklung gebracht hatte? War meine Phantasie erfahrener und damit unfruchtbarer, meine Empfindung dürrer geworden? Wahrscheinlich wirkten alle drei Potenzen zugleich. Ich fand den Anblick jetzt ziemlich mittelmäßig und nicht wert, darum das Leben aufzugeben. Wäre ich bald darauf gestorben, so wäre meine Grille eine höhere Ahnung gewesen, so aber blieb sie — eine Grille.

Es wäre Mißbrauch, wenn ich von den Erinnerungen aus der früheren Kindheit mehr berichten wollte, als daß ich von den Beschäftigungen in den langen Wintern sehr wenig mehr weiß, viel mehr aber von der schönen Sommerzeit, die ich im freien zubrachte, bis mich das Nahrungs- und Schlafbedürfnis ins Haus trieb. Da war ich denn gewöhnlich so ermüdet, daß ich gleich nach dem Abendessen das Bett suchte und nicht selten schon während desselben umsaß und ins Bett getragen werden mußte. Das war meinem Pflegevater nicht recht. Er hatte sich gewöhnt, solche mechanische Arbeiten, welche es erlaubten, spät abends vorzunehmen und damit bis Mitternacht fortzufahren, dagegen aber sehr spät aufzustehen, wenn das ganze übrige Hauswesen schon lange in Bewegung war. Das letztere ging dafür früher zur Ruhe und ließ ihn einsam. — Als ich nun einst — es mag im sechsten oder siebenten Jahre gewesen sein — an einem sehr sternklaren Abend eine recht auffallende Sternschnuppe gesehen hatte, deren glänzenden Lauf ich bis in die Nähe des Horizontes verfolgen konnte, und infolge dieser Beobachtung ins Zimmer stürzte, um die Nachricht zu verbreiten, daß soeben ein Stern vom Himmel gefallen sei, benutzte er diese Gelegenheit, um mich zu einem langen Aufbleiben zu bewegen. Da man nämlich über meine Anzeige lachte und meiner Versicherung, ich habe das Fallen sehr deutlich gesehen, die Behauptung entgegenstellte, die Sterne könnten nicht fallen, und was ich gesehen habe, sei eine Sternschnuppe gewesen, so befriedigte mich diese Antwort natürlich nicht, sondern erregte nur das Bedürfnis nach

bestimmteren Vorstellungen. Da erklärte mein Onkel: wenn ich am Abend um elf Uhr bei seiner Glaserarbeit zugegen sein würde, so werde er mir vollständige Auskunft geben, was es mit den Sternen für eine Bewandnis habe; jetzt sei nicht Zeit dazu. So lange aufzubleiben, schien mir unmöglich, ich bat aber die Dienerschaft, mich um zehn Uhr zu wecken, und so erschien ich denn um elf Uhr ganz munter. Welche Erklärung von den Sternschnuppen gegeben wurde, ist mir nicht mehr erinnerlich. Jedenfalls verschwand sie ganz vor der Nachricht, daß die Sterne alle sehr große Körper seien und frei im Himmel schwebten und von uns und voneinander noch viel weiter abständen als das nächste Landgut. Es war mir, als ob der Kopf mir auseinandergehen sollte, da ich diese Vorstellungen aufzufassen strebte. Die aufgeregte Phantasie ließ mich lange nicht wieder einschlafen.

War es die Absicht meines Pflegevaters gewesen, daß ich zur Befriedigung meiner Neugierde oder Wißbegierde (beide Sehnsuchten sind ursprünglich wohl identisch, nur auf verschiedene Objekte gerichtet), ein Opfer zu bringen lernte, so hatte er seine Absicht erreicht. Das mit Aufopferung Aufgespeicherte hatte um so mehr Wert für mich. Es folgten nämlich — besonders wohl in den langen Wintermonaten — manche solche nächtliche Belehrungen, von denen mir einige noch erinnerlich sind. Die Sache mit den Sternen führte notwendig auf andere Fragen, auf die Kugelgestalt der Erde, gegen die ich nichts einzuwenden hatte, die Behauptung aber, daß die Antipoden nicht „herunterfallen könnten“, doch unglaublich fand. Es gab aber auch ganz andere Themata, die verhandelt wurden, von Elephanten und anderen gewaltigen Tieren, von Lappen und Samojeden, von den Taten Alexanders des Großen usw. Die letzteren gehörten zu denen, die die tiefsten Eindrücke machten, so daß ich einige Umstände behalten habe, nach deren Bestätigung ich mich später vergeblich in den Quellen umgesehen habe. Überhaupt mag manches Mythische unbewußt mit eingeschlichen sein, das mein Präzeptor selbst als Wahrheit irgendwo aufgenommen hatte und als solche wiedergab. So ist mir erinnerlich, daß gewisse große Tiere an Bäume gelehnt schlafen sollen, und daß man die Bäume durchsägt, um sie zu fangen, da sie nicht wieder aufstehen können, wenn sie liegen. Diese Angaben wiederholten sich ja lange in den Schriften des Mittelalters bis in die neuere Zeit.

Ungeachtet dieser gelegentlichen und ganz unregelmäßigen Vorträge oder Mitteilungen kann ich mich frühzeitiger Studien durchaus nicht rühmen. Ich erhielt, so lange ich in Cassila war,

gar keinen geregelten Unterricht, und so kam es, daß ich schon ins achte Jahr getreten war, ohne einen Buchstaben zu kennen. Mein Onkel hielt überhaupt mehr von körperlicher als von geistiger Ausbildung, und daß ich ins Militär treten müsse, schien ihm unzweifelhaft. Weder er noch meine Tante waren zu einem planmäßigen Unterricht geneigt, und später hieß es, daß ich den Unterricht im elterlichen Hause empfangen würde. Es scheint, daß ich ursprünglich ganz an Sohnes Statt angenommen worden war. Auch benannte und betrachtete ich beide Pflegeeltern als wirkliche. Mein einziger Spielkamerad war damals ein Pudel. Dies treue Tier übte gegen die Truthähne und die Gänsemütter dasselbe Verhalten wie ich, so daß es zweifelhaft sein konnte, wer es von dem andern angenommen habe. Nur da der Pudel später die Klinke einer Hintertür aufzumachen lernte, was ich früher konnte, glaube ich, daß er von mir die mores¹⁾ annahm. Da er mir überdies willig als Reitpferd diente, muß er doch meine Überlegenheit anerkannt haben. — Später kamen drei andere Kinder ins Haus, ein Knabe und zwei Mädchen, v. Dannenstern, Kinder einer Vaterschwester, die verwitwet war und den Rest eines kleinen Vermögens durch Brand größtenteils verloren hatte, aber reich an Kindern geblieben war. Alle drei neuen Pfleglinge waren jünger als ich.

Ich erfuhr jetzt erst, daß ich andere, wirkliche Eltern hatte, die nach Cassila mit meinen Geschwistern zum Besuche kamen — und daß ich nach Piep zurückversetzt werden sollte, um den Schulunterricht zu genießen, den eine Gouvernante dort schon seit zwei Jahren meinen älteren Geschwistern gegeben hatte.

3. Erste häusliche Arbeit. (1799—1803.)

Im Sommer 1799 brachten meine Pflegeeltern mich nach Piep, wo meine Pflegemutter mit vielen Tränen von mir Abschied nahm, ich aber mit fröhlichem Herzen eintrat, da ich einen älteren Bruder und eine noch ältere Schwester, auch zwei jüngere Geschwister, einen Bruder und eine Schwester vorfand, außer dem eine Cousine, etwas älter als ich.

Zu den günstigen Verhältnissen meines Lebens habe ich es später gerechnet, daß ich nicht zu früh mit geregelterm Unterricht belästigt worden bin. Jetzt waren die Kräfte gereift, ich hatte

1) Lateinisch: die Sitten.

sogar angefangen mich etwas zu schämen, daß ich noch nicht lesen konnte; ich hatte die größte Begierde, es zu lernen und überhaupt meinen ältern Geschwistern nachzustreben, die mir sehr gelehrt schienen; besonders meine vier und ein halbes Jahr ältere Schwester, die früh eine gewisse Sittsamkeit und Verständigkeit entwickelte und in meinen Augen bald die Gestalt einer weisen Priesterin gewann, vor der ich Ehrfurcht hatte. Ich habe später alle Kinder bedauern gelernt, welche von sich sagen konnten, wie Chamisso singt:

Das Lesen war ein Hauptverdruß!
Ach, wer's nicht kann und dennoch muß,
Der lebt ein schweres Leben!

Ich erhielt ein einfaches Abc-Buch zum Geschenk, von echt Revalschem Druck und Schnitt, auf dem ersten Blatte mit den großgedruckten einzelnen Buchstaben, dann mit einzelnen Silben, darauf mit einigen Katechismusstücken und auf dem letzten Blatte mit einem großen Hahn und ein paar kleinen Küchlein in der allereinfachsten Strichmanier, mit dar untergedruckter Mahnung:

Der Hahn reizt auf zur Munterkeit,
Auf, Schüler! geh zur Schul' bei Zeit!

Außerdem gab es noch allerlei kleine Überschriften in demselben fortschreitenden, nicht in Silben getheilten Drucke. Die einzelnen Buchstaben der ersten Blätter wurden mir von der Gouvernante vorgesagt, womit ein paar Tage hingingen. Dann ging es zum gewöhnlichen Buchstabieren nach alter Manier, denn von neuen Methoden hielt die betagte Dame nichts, wenn sie auch davon gehört haben sollte. Mich aber reizte der Hahn am meisten mit seinem weisen Räte. Überhaupt hielt ich das Buch sehr wert und hoch als ersten Bücherschatz und Grundlage einer künftigen Bibliothek, da früher nie ein Buch meinen Händen anvertraut war und ich statt Bilderbücher auch nur ein paarmal sogenanntes „Goldpapier“ erhielt, d. h. einen rot oder blau gefärbten Bogen, auf dem Adam und Eva in der Mitte nebst Schlange und Baum, rund herum aber allerlei Tiergestalten — sämtlich in reinem Golde — abgedruckt waren. Diese Goldpapiere gründlich verachtend, hielt ich jetzt dies wirkliche Buch auch außer den Schulstunden viel in den Händen und ließ mir von den Geschwistern die vollständigen Zeilen vorlesen. Da ich ein sehr glückliches Gedächtnis hatte, so behielt ich den Inhalt, und da ich diese Überschriften und auch die einzelnen Silben oft ansah, so konnte ich, zu eigener Überraschung, bald lesen, ohne zu wissen, wie es zugegangen war.

Der separierte Unterricht im Lesen mochte kaum zwei, höchstens drei Wochen gewährt haben, da fand die Gouvernante es überflüssig, ihn fortzusetzen; sie hatte ja ohnehin die anderen Künste mit mir allein zu treiben. Ich sollte also die Fertigkeit im Lesen mit den älteren Schülern und Schülerinnen erreichen. Aber man war nicht darauf vorbereitet. Obgleich mein Vater manche gute Kinderschriften angeschafft hatte, fand sich doch keins in doppelter Zahl vor. Wir waren aber vier in der Schule. Wie sollte das gemacht werden? Sie fand Rat. An einem schmalen Schultisch wurden an eine Seite, der Ecke nahe, meine beiden ältern Geschwister gesetzt, meine Cousine an die schmale Seite und ich den ältern Geschwistern gegenüber. Nun sollten wir eines nach dem andern einen Satz laut lesen. Wenn an mich die Reihe kam, wurde das Buch von ihr umgekehrt und mir vorgehalten. Damit wir aber nicht an andre Dinge dächten oder Pöffen trieben, sollten wir mit den Augen dem Lesenden folgen, was ja auch notwendig war, um den zugehörigen Punkt gleich zu finden. Da auch meine Geschwister munter in der Schule waren, so war man eifrig, seinen Punkt anzufangen, sobald der Vordermann geschlossen hatte. Weil ich das auch wollte, mußte ich mich gewöhnen zu folgen, wenn das Buch umgekehrt lag. Ich lernte also, ohne daß es jemandes Absicht gewesen wäre, umgekehrt zu lesen. Sobald ich das konnte, suchte ich meinen Punkt zeitig auf, während die andern lasen, und sagte ihn zuweisen her, bevor noch die Gouvernante das Buch umgedreht hatte. Da das sie jedesmal als Vorwitz verdroß, sie den Verdruß aber unterdrückte und nur durch ein leises Knurren durch die respectable Nase verriet, so reizte mich das zur öftern Wiederholung. Dies ist die einzige Tücke, deren ich mich gegen die achtbare und betagte Dame erinnere. Ich gewann dabei eine Fertigkeit, verkehrt zu lesen, die ich später im Scherze benutzt habe, um etwas aus umgekehrtem Buche vorzulesen, das ich dann so hielt, daß andere hineinschauen konnten, wobei denn bald einer oder der andere behauptete, daß ich das Gelesene auswendig wissen müsse. Später gab mir diese Fertigkeit den ernstern Vorteil, an rohen Büchern, die mir zur Ansicht zugesandt wurden, die umgekehrten Seiten lesen zu können, ohne jedesmal das Konvolut umzudrehen.

Mit dem Lesen wurde natürlich auch das Schreiben angefangen, mit dem es lange nicht so rasch ging, da mir das Malen der Buchstaben sehr langweilig war. Desto unterhaltender war mir die biblische Geschichte, die sich leicht einprägte, da ich bald

die Kunst erlangt hatte, selbst in Hübners „Biblischer Historie“ zu lesen, und die sonderbaren Gestalten in den Holzschnitten mich anzogen. Das Rechnen, nämlich das Numerieren und die vier Spezies, machten auch keine Schwierigkeit. — Da mein Bücherchatz gegen den Herbst mit einem kolorierten Bilderbuche sich bereicherte, so wurde dieser Umstand benutzt, um mir die ersten Rudimente der französischen Sprache beizubringen. Die Gouvernante sagte mir nämlich bei Durchsicht der Bilder die französischen Benennungen zugleich mit den deutschen für die einzelnen Gegenstände und ihre Teile vor. Das mag für mich ganz passend gewesen sein, denn ich weiß noch, daß ich manche Wörter von bestimmten Bildern habe. Mit der Grammatik wurde ich fast verschont, so viel mir erinnerlich, desto mehr hörte ich meine Geschwister davon aussagen. Vom geographischen Unterricht weiß ich nur zu berichten, daß er ziemlich abgeschmackt war, und daß ich auch gar nichts in ihm gelernt habe. Es wurde nämlich mit mir nicht etwa eine Übersicht der Länder, der Flüsse oder der Hauptstädte vorgenommen, sondern ich sollte diesen Unterricht mit den andern Schülern gemeinschaftlich haben. Diese steckten mitten in Frankreich, als ich eintrat, und es wurde eine Unzahl von Städten genannt und auf der Karte in Homanns Atlas aufgesucht, und so ging es weiter mit ganz nutzloser Vollständigkeit in Städtenamen. Ich hatte so wenig ein Verständnis des Ganzen, daß ich, da Rußland auf der Karte von Europa grün angemalt war und ich Gras und Bäume hier grün fand, einige Zeit glaubte, andere Länder müßten auch von der Farbe sein — also gelb oder rot etwa —, wie sie auf der Karte erschienen.

Überhaupt scheint es mir jetzt, daß die Gouvernante für die Beibringung der ersten Elemente ganz geeignet war, aber wenig für Weiterbildung. Es war daher ein Glück für mich, daß sie schon nach Ablauf eines Jahres entfernt wurde.

Ins Haus kam nun ein Kandidat der Theologie im vorgeschrittenen Mannesalter, Namens Steingrüber, ein Ausländer, der den Mut gehabt hatte nach Rußland zu kommen, um hier als Lehrer zu konditionieren und dabei die estnische Sprache zu lernen, in der Hoffnung, einmal eine Pfarrerstelle zu erlangen. Dieser Wunsch wurde endlich auch erfüllt, aber erst spät, vielleicht weil Inländer mehr Unterstützung erhielten, vielleicht, daß sein Ton im Estnischen doch fremd klang, so vollständig er auch die Sprache erlernt hatte. Die Hauptsache für uns war aber, daß er nicht nur gründlich unterrichtet und insbesondere ein tüchtiger Mathematiker war, sondern auch überall um die besten

Methoden sich bemüht hatte und überhaupt eifrig im Amte und als ein geübter Lehrer sich bewies. Der ganze Unterricht wurde nun ernst angegriffen. In einigen Fächern des Unterrichts wurde ich mit meiner Cousine assoziiert, z. B. für das Französische, in anderen mußte ich allein gefördert werden. Mit einem um drei Jahre ältern Bruder machte ich einen Kursus der elementaren Arithmetik, Geometrie, Stereometrie, ebenen Trigonometrie und der ersten Elemente der Algebra durch. Dieser Unterricht besonders war ein vorzüglicher zu nennen. Da Herr Steingrüber als tüchtiger Mathematiker den Gegenstand vollständig beherrschte, so konnte er seinem Unterrichte die größte Klarheit geben. Sonst hätte ich demselben wohl schwerlich folgen können, da ich ja nur wenig über acht Jahr alt war, als der Kursus begann.

Herr Steingrüber besaß nicht nur eine hübsche Sammlung mathematischer Körper aus Buchsbaumholz, sondern ließ uns auch Körper aus Pappe bilden, oder schnitt welche frisch aus Kohlrüben, z. B. zum Beweise, daß der Inhalt eines Kegels ein Drittel von dem Inhalte eines Zylinders von gleicher Höhe und Basis ist. Auch die Lehre von den Logarithmen, welche in die Trigonometrie eingeschoben wurde, so wie diese selbst, war mir ganz verständlich, wenigstens löste ich die gegebenen Aufgaben zur vollen Zufriedenheit, obgleich später, bei mangelnder Übung in mehreren Jahren, vieles wieder dunkel wurde oder aus dem Gedächtnisse schwand. Ich war zehn Jahre alt, als der Kursus der ebenen Trigonometrie begann. Wollte man daraus schließen, daß ich mit frühzeitigem Scharfsinn oder mit besonderem Talent für Mathematik ausgestattet gewesen bin, so wüßte ich anderweitige Beweise dafür in meinen Erinnerungen nicht aufzufinden¹⁾. Mir scheint, es war der deutliche, langsam methodisch

¹⁾ Im Gegenteile ist mir ein kleines Ereignis sehr erinnerlich, welches für das Gegenteile sprechen könnte, und das mich oft ergötzt hat, nachdem ich die Bedeutung des mir vorgelegten Buches erfahren hatte. Ich muß gegen neun Jahre alt gewesen sein, denn ich hatte noch Leseunden, als ich von einem benachbarten Knaben besucht wurde. Ihm gefiel mein Lesebuch so sehr, daß er wünschte, es auf acht Tage mit nach Hause zu nehmen, und ich war leichtsinnig genug, es ihm zu geben. Am anderen Tage erschien ich zur bestimmten Stunde ohne mein Buch und erzählte, was vorgegangen sei. Auf die Frage, was ich denn lesen wolle? antwortete ich unbefangen, indem ich auf die kleine Bibliothek des Lehrers, die mir natürlich eine große schien, zeigte: „Sie haben ja noch viele Bücher, ich kann ja ein anderes lesen.“ „Können Sie denn alles lesen?“ fragte der Lehrer, der mit meiner Unbesonnenheit sehr unzufrieden war, und richtete diese Frage in einem Tone an mich, der die Verneinung schon voraussetzte. Ich fühlte mich verletzt durch diesen Ton und antwortete zuversichtlich: „Ja wohl.“ Der Lehrer ging mit großen Schritten auf seine Bibliothek zu,

fortschreitende Vortrag, der mir das vollkommene Verständnis möglich machte. Herr Steingrüber hatte eine solche Vorliebe für mathematische Objekte des Unterrichts und solche Geläufigkeit im Vortrage derselben, daß er zu einem Kursus der mathematischen Geographie auch die beiden Mädchen seiner Schule heranzog, denen, soviel ich weiß, ein volles Verständnis nicht abging, obgleich meine Cousine an Lernbegier und Auffassung nicht ausgezeichnet war. Ich glaube, daß man sehr mit Unrecht diesen ins Leben eingreifenden und die alltäglichsten Verhältnisse aufklärenden Zweig des Wissens bei Mädchen vernachlässigt, oder höchstens mit der Achsendrehung der Erde und der Erklärung von geographischen Längen und Breiten in der beschreibenden Geographie kurz abmacht. — Wir Knaben mußten auch mit den Mensel¹⁾ und Visierstäben²⁾ Aufnahmen machen, und ich hatte die Freude, im zwölften Jahre meinem Vater einen geodätisch aufgenommenen Plan des Hofes und seiner nächsten Umgebung an Häusern usw. zu überreichen, in dem nur die Bäume, die mir nicht recht geraten wollten, von dem Lehrer gezeichnet waren. — Man sieht schon aus diesen Bemerkungen, daß Herr Steingrüber immer bemüht war, die mathematischen Wissenschaften durch praktische Anwendung interessant zu machen. Damit wir uns auch an den gedrängten mathematischen Ausdruck gewöhnten, mußten wir aus Heften, die er für den ganzen Kursus ausgearbeitet hatte, nach jedem Vortrage die entsprechenden Paragraphen kopieren.

Ebenso zweckmäßig war der geographische Unterricht, der auf Grundlage von Gasparis Handbuch und Schulatlas (ohne Namen der Städte) ganz von vorn anfang. Wir zeichneten die Karten nicht etwa nach, wie jetzt häufig geschieht, sondern man lehrte uns sie mit gefirnisttem Papier vollständig zu kopieren. Diese Methode scheint freilich mechanischer, allein sie geht viel schneller, und da von dem gefirnisteten Papier nochmals durch

holte einen Oktanband und hieß mich den Titel lesen. Ich las laut: „Kritik der reinen Vernunft. Von Immanuel Kant“ und blickte den Lehrer an, als wollte ich sagen: Was soll da Schwieriges sein? Ärgerlich griff der Lehrer nach dem Buche, schlug es in der Mitte auf und sagte: „Nun so lesen Sie diese Seite.“ Ich las auch diese Seite frisch weg hinunter und sah ihn wieder an, ob ich nicht gut gelesen hätte? „Haben Sie es denn auch verstanden?“ Verstanden! Darauf war ja der Trumpf nicht gesetzt, sondern auf das Lesen. An ein Verstehen hatte ich gar nicht gedacht und bemerkte jetzt erst, daß ich das gewöhnliche Buch ohne besondere Willensintension verstanden hatte. B.

¹⁾ Die Mensel (lat.) = Meßtisch.

²⁾ Visierstab, Maßstab zur Ausmessung eines Hohlgefäßes (bes. eines Fasses).

feine Stiche die Gestalten der Länder auf weißes Papier übertragen und die Punkte durch Linien verbunden werden müssen, die nachher koloriert werden, so verweilt das Auge doch lange genug bei den Landes- und Provinzialgrenzen, um sie dem Gedächtnisse zu überliefern, und es sieht keine falschen Formen, die bei der Zeichnung aus freier Hand mehr oder weniger sich einstellen. Wir Knaben verfertigten uns jeder einen ganzen Schulatlas, und da uns diese Arbeit zusagte, versielen wir darauf, ein eigenes Spiel uns zu erfinden. Wir zeichneten die einzelnen Länder in der Größe von ansehnlichen Spielkarten und nahmen, wo es wegen des Umfanges der Länder nötig war, die Formen aus den Karten der Weltteile, klebten die Zeichnungen auf dünne Pappblätter von gleicher Größe, die nun als Kartenblätter zu allerlei Spielen verwendet wurden. Der Wert der Länder, wonach sie einander stachen, war der bei Gaspari angegebene Flächenraum, den man also kennen mußte, um den Wert seiner Karten zu wissen.

Es würde zwecklos sein, wenn ich alle Gegenstände des Unterrichtes, den ich genoß, ausführlich besprechen wollte. Ich kann nur sagen, daß er im allgemeinen, soweit mir die Verhältnisse erinnerlich sind, sorgsam war, daß ich die französische Sprache früh anfing und später mit meiner Cousine gemeinschaftlich trieb, die lateinische Sprache, in der mein Bruder allein unterrichtet wurde, viel später, kurz vor dem Abgange des Herrn Steingrüber, obgleich das Lernen der grammatischen Formen und einiger Vokabeln bei meinem guten Gedächtnisse mir nicht zu schwer gewesen wäre. Ob der Lehrer dazu pädagogische Gründe haben mochte, ob seine Vorliebe für mathematische Wissenschaften ihn bestimmten, oder ob es an Zeit gebrach, weiß ich nicht. Allerdings mußte der Lehrer bei der Verschiedenheit unsres Alters und Geschlechtes sich sehr mannigfach beschäftigen, denn auch die Musik sollte geübt werden, namentlich das Singen bei meiner Schwester und das Klavierspielen bei mir. Der musikalische Unterricht war der fruchtloseste, da es sich fand, daß wir alle wenig musikalisches Gehör hatten. — Nur über den Unterricht in der Geschichte erlaube ich mir noch ein Wort zu sagen. Zuvörderst hatten alle Schüler zwei chronologische Tabellen zu kopieren und auswendig zu lernen, die Herr Steingrüber selbst entworfen hatte und die, nicht zu ausführlich, nur die Hauptmomente der Geschichte bezeichneten. In ihnen waren die Zeiten durch genau entsprechende Entfernungen der Schrift anschaulich gemacht worden. Die nötigen Erläuterungen wurden

dabei gegeben, und überhaupt muß das Ganze sehr zweckmäßig gewesen sein, da es mir ganz verständlich war und ich noch von vielen Jahreszahlen weiß, daß ich sie dort gelernt habe, und die Stellen angeben könnte, welche die Zahlen in den Tabellen einnahmen. Andere Zahlen, die ich später aus eigenem Interesse mir einprägen wollte, sind lange nicht so gut haften geblieben. Den darauf folgenden historischen Unterricht, nachdem die Tabellen überwunden waren, muß ich aber, wenigstens in bezug auf mich, für sehr unzweckmäßig halten. Es war ein kurzer Kursus der gesamten Weltgeschichte, der meinem Bruder und mir gegeben wurde. Er war ohne Zweifel mehr für jenen berechnet, und es wird an Zeit gefehlt haben, mir einen besonderen zu geben. Die Erläuterungen und Fragen wurden auch nur an meinen Bruder gerichtet; von mir verlangte man nur, daß ich aufmerksam zuhören sollte. Das glaube ich auch pflichtschuldig getan zu haben. Ich hatte ja „parieren“ gelernt. Aber nur die alte Geschichte, besonders die halb mythische, gewann mir ein Interesse ab, besonders da hier manche Namen vorkamen, die auch in anderen Schul- und Kinderschriften, die wir aus Pflicht oder Neugierde angesehen hatten, genannt waren, aber die mittlere und neuere Geschichte ließ mich völlig gleichgültig und muß überhaupt keine bestimmten Vorstellungen erregt haben, da sie meinem Gedächtnisse keine andere Spur hinterlassen hat als die Verwunderung über die vielerlei Namen. Ich habe somit an mir selbst erfahren, was mir später Schulmänner als ein allgemeines Ergebnis ihrer Erfahrung erläutert haben: daß Kinder wohl an einzelnen hervorragenden Personen Anteil nehmen, an der Bewegung der Völker und überhaupt der Massen und an politischen Entwicklungen aber nicht. In Preußen war deshalb der Geschichtsunterricht in den untern Klassen auf die alte Geschichte beschränkt, die mittlere und neue Geschichte nur der obersten oder den beiden obersten Klassen des Gymnasiums vorbehalten. Ich glaube jetzt, daß dieser Unterricht selbst da noch nicht die Früchte tragen kann, welche man von einer Kenntnis der Geschichte erwarten darf, und welche für den Staat so wichtig ist. Selbst der Gymnasiast der obersten Klasse wird für die Motive, welche das Geschick der Völker bewegen, und für die Entwicklung der sozialen Zustände sehr selten das volle Verständnis haben. In Bayern war daher zur Zeit meines ersten Aufenthaltes in diesem Lande (1815—1816) vorgeschrieben, daß jeder Student, welcher Fakultät er auch angehören möge, historische Collegia hören müsse. Die Unzufriedenheit, welche ich von Medizinnern

über diesen Zwang vernahm, schien anzudeuten, daß man den Zweck der Regierung wenig gefaßt hatte, auch scheint es mir zweifelhaft, ob zur Zeit des akademischen Studiums die meisten Studierenden die gehörige Reife und das nötige Interesse für ein gründliches Studium der Staatengeschichte haben werden. Ein lebendigeres Interesse kommt gewöhnlich später, wenn der werdende Mann selbst schon eine Stellung im Staate einnimmt, besonders wo die Staatsverhältnisse öffentlich besprochen werden. Ein solches Studium scheint aber für alle, denen irgendeine wirksame Stellung im Staate gebührt, durchaus wünschenswert, nicht nur für die einzelnen, sondern für das Ganze. Es würde dann, wie ich glaube, die Überzeugung viel allgemeiner sein, daß soziale Verhältnisse sich nicht nach einem vorgefaßten allgemeinen Ideale formen lassen, wenigstens nicht schnell, und daß jede Zukunft nur aus einer bestimmten Vergangenheit sich entwickeln lasse. Es würde ohne Zweifel zwar auch dann immer noch eine Verschiedenheit der Meinungen in bezug auf die wünschenswerteste Organisation eines Staates bestehen, allein ganz unhistorische Utopien würden doch viel seltener hervortreten. So lange man nicht besondere Anstalten für ein gründliches und reifes Studium der neueren Geschichte gestiftet hat, sollte man wenigstens von Personen, welche Stellungen einnehmen sollen, die ihnen Einfluß in die Verwaltung und Organisation eines Staates gewähren, den Beweis fordern, daß sie durch Selbststudium nicht elementarer historischer Werke sich vorbereitet haben. In England wird wenigstens das Studium der eigenen Geschichte viel betrieben. Ob auf den Hochschulen mehr als das Fundament zu diesem Studium gelegt werden kann, wird sich dort am bestmtesten zeigen. Dort ist aber auch der Zögling eines College schon ein Parteimann und hat daher ein früheres Interesse.

Kehren wir zurück zu unsrer Aufgabe!

Man wird, wenn man den Bericht über die Zeit unter Herrn Steingrüber überblickt, vielleicht finden, daß unsre Arbeiten ziemlich ernst und angestrengt waren, wenigstens für uns Knaben. Dennoch fühlten wir uns nicht überbürdet. Die Zahl der Schulstunden war nicht zu groß für unser Alter und beschränkte sich vormittags von 9 bis 12, nachmittags für mich zuerst von 2 bis 4, später bis 5, mit Ausfall von Mittwoch und Sonnabend. Von dieser Normalzeit gab es aber keine Ausnahmen für Geburts- oder andere feste. Die Regel wurde also streng gehalten, und auch die Ferienzeiten waren sehr kurz. Dafür wurde aber

auch von Arbeiten außer den Schulstunden wenig gefordert. Die Abschriften usw., auf das Notwendige beschränkt, waren meist auf die Schulstunden verlegt. Im Sommer brachten wir die übrige Zeit meistens im freien zu und viel davon mit selbstgewählten Gartenarbeiten. Mein Vater hatte ein Stück des Hofes von etwa 600 Quadratfaden umzäunen lassen, der uns Knaben als Garten dienen oder vielmehr von uns zu einem Garten gemacht werden sollte, worin uns aber niemand helfen durfte als allenfalls ein russischer Knabe, der uns zur Gesellschaft gegeben war, um praktisch die russische Sprache zu lernen. Da der Lehrer, ein eifriger Blumenfreund, einen größeren, anstoßenden Garten hatte und auch mein Vater ein eifriger Gärtner war, so fehlte es an Musterbildern nicht. Daß wir alles Mögliche in unseren Miniaturgarten zusammendrängen wollten, Blumenrabatten von nur einigen Fuß und Alleen von nur einigen Faden Länge, Fruchtsträucher, Rasenbänke, auf denen kein Mensch ausruhete, Moosbänke, die noch bedenklicher waren, da sich mancherlei Kreaturen darin verkrochen, und endlich ein Ding, das den Babylonischen Turm vorstellen sollte und ziemlich nach der Abbildung desselben in Hübners biblischer Geschichte modelliert war, jedoch ohne schneckenförmige Auffahrt, sondern aus aufeinandergesetzten Zylindern von abnehmendem Durchmesser bestand, die im Umfange sauber mit Rasen bekleidet wurden und auf den Terrassen Gelegenheit zur Anlage der schwebenden Gärten der Semiramis gaben: das alles machte diesen soi-disant¹⁾-Garten freilich zu einem Quodlibet²⁾, lehrt aber, daß man unsern kindischen Sinn walten ließ, ohne ihn zu meistern. Diese Freiheit hatte den Erfolg, daß wir um so eifriger blieben und aus eigenem Antriebe uns anstrengen lernten. Im Frühlinge drängte nämlich die Gartenarbeit gar sehr, und mancher Karren, mit Rasen gefüllt, wurde morgens früh aus ziemlicher Entfernung herbeigeschoben, da wir sie in der Nähe nicht stechen durften und eine Portion Arbeit vor der Schulzeit ausgeführt werden mußte. Zuweilen wurde mir wohl der Karren recht schwer und es mußte oft ausgeruht werden, allein da die Anordnungen für den Garten meistens von meinem Bruder herrührten und diese mir vorkamen wie meine eigenen, so gab es keine Unzufriedenheit. Daß aber der Babylonische Turm ganz meine Erfindung war, zu verschweigen, erlaubt mir die Eigenliebe nicht. Er mußte entsetzlich oft

1) Französisch: sogenannt, angeblich.

2) Lateinisch: ein beliebiges Allerlei.

begossen werden, damit die Blumen auf den Terrassen nicht austrockneten. Das wird Semiramis freilich bequemer gehabt haben, da ihre Terrassen breiter waren und von Sklaven begossen wurden. — Im Sommer und Herbst ruhte die Arbeit mehr. Da gab es Blumen zu besehen und Früchte zu ernten, da wir gegen ein halbes Duzend Fruchtsträucher besaßen, deren Früchte uns natürlich besser dünkten als die im großen Garten, wo die Sträucher auch zu unserer Verfügung standen. — Im Winter gab es zwar weniger Bewegung im Freien als im Sommer, doch sind Kinder auf dem Lande, wenn sie nicht entschieden von den Eltern verzärtelt werden, lange nicht so eingepfercht wie Kinder in großen Städten. Die gewöhnlichen Schlitten- und Eispartien fehlten nicht, und gelegentlich machten die Knaben auch die galanten Herren gegen die Mädchen. In den langen Winterabenden waren wir Knaben viel mit Papparbeiten und Kartenzeichnungen beschäftigt, zu beiden auch vom Lehrer angewiesen, bei dem wir in der Herberge einquartiert waren, oder es gab gemeinschaftliche Spiele und Beschäftigungen im Hauptgebäude mit den andern Geschwistern.

Das alles war ganz gut, allein ein äußerer Umstand war nicht günstig. Die benachbarten Knaben verloren sich sehr bald. Das nächste Landgut Siß, wohin wir oft wanderten, war fast überfüllt mit Knaben und Jünglingen, als ich nach Piep kam, die meisten freilich älter als ich, allein einige doch auch von meinem Alter. Alle diese, dreien verwandten Familien angehörig, verschwanden sehr bald, mit Ausnahme des einen Baron Wrede, der später Besitzer von Siß wurde und bedeutend über unser Alter hinaus war. Die Verschwindenden traten nach damals ziemlich allgemeiner Sitte frühzeitig in den Militärdienst oder wurden in militärische Vorbereitungsanstalten abgegeben. Man glaubte nicht früh genug junge Leute, die für das Militär bestimmt waren, in dasselbe abgeben zu können. Den Abgang fühlten wir anfangs weniger, da das eigene Haus ziemlich voll war, aber als auch dieses leerer zu werden anfang, fühlte ich die Vereinsamung um so mehr. Doch das gehört in eine etwas spätere Zeit.

Mein Vater hielt von zu frühem Militärdienste nichts¹⁾. Er wollte vorher eine gute Schule, doch sollte diese nicht zu früh

1) Das heißt von einer Vernachlässigung der Schule für den Militärdienst. War aber dieser begonnen, so sollte er auch ernstlich genommen werden. Mein jüngerer Bruder hatte diese Laufbahn erwählt und wäre noch nicht ins Korps abgegeben, als er in der Schule reif für Prima geworden war, wenn nicht am

anfangen. Er selbst war schon im Alter von fünf Jahren an die Schulbank gefesselt. Eltern sind immer am meisten bemüht, Fehler, die in ihrer eigenen Erziehung begangen waren, sobald sie ihnen zur Einsicht gekommen sind, bei ihren Kindern zu vermeiden. Ihm verdanken wir denn auch ohne Zweifel die Vermeidung der Überladung, sowie die Gartenarbeit, die uns ins Freie rief, obgleich es so aussah, als ob alles vom Lehrer ausginge, unter dessen Aufsicht wir gestellt waren. Die Wahl der Lebensrichtung überließ er uns ganz, ergriff aber jede Gelegenheit nachdrücklich zu erklären, daß wir für unsere Zukunft selbst zu sorgen haben würden; so lange er lebe, wolle er für den Unterricht bemüht sein, mehr könne er nicht tun. Da er kein Freund von langen Reden war, am wenigsten von Ermahnungen, so mußten wir diese Versicherung wohl für Ernst nehmen, so wenig Kinder auch geneigt sind, ernstlich an die Zukunft zu denken.

Mein Vater, dessen sich hier im Lande wohl noch viele erinnern werden, war von seinem ältern Bruder, meinem frühern Pflegevater, sehr verschieden und in mancher Hinsicht ein Gegensatz zu ihm. Hatte jener sein ganzes Leben hindurch mit dem Militärstande geliebäugelt und sich doch nicht zu ihm entschlossen, so war dieser ungemein klar in seinem Urtheil über alle Verhältnisse, mochten sie ihn selbst betreffen oder nicht, rasch in seinem Entschlusse und fest in der Ausführung. Überaus tätig, stand er am liebsten um 4 Uhr morgens auf, kochte gleich seinen Kaffee selbst, während alles im Hause schlief, und ging dann zu seinen Beschäftigungen, doch waren diese nur im Falle der Noth auf mechanische Arbeiten gerichtet, vielmehr auf das praktische Leben, zunächst also Landwirtschaft, in der er sehr eifrig war, und Gartenbau oder geistige Beschäftigung. Das Bedürfnis nach geistiger Beschäftigung machte ihn zu einem eifrigen Leser von Büchern, so daß er sich gewöhnt hatte, auch auf Fahrten und im Wagen anhaltend zu lesen, selbst beim Kochen des Kaffees mußte gelesen werden. Das Gelesene war höchst selten ein Roman, etwa nur wenn ein solcher sehr viel besprochen wurde, wie einst die von Walter Scott. Es waren mehr belehrende Schriften, aber nicht etwa nach bestimmten Richtungen und Zwecken, wie bei einem ernstern Studium, sondern wie die Gelegenheit sie bot, und mehr um nicht unbeschäftigt zu sein, als um das Gelesene dem Gedächtnisse einzuprägen. So fand ich ihn, als ich schon Doktor war,

politischen Horizonte die Anzeichen eines großen Krieges sich kundgegeben hätten. Er wurde ins Korps gegeben, mußte aber nach einem Jahre heraus, um mit 16 Jahren den Feldzug von 1812 mitzumachen. B.

zu meinem Erstaunen bei der fünften Ausgabe des Konversations-Lexikons, die er immer mit Unterbrechungen vom Anfange an durchzulesen angefangen hatte. Ein solches Durcheinander hätte einen Mann von weniger klarem Verstande und praktischer Richtung verwirrt machen müssen, diente ihm aber nur als Mittel, das ihm unerträglich Unbeschäftigtsein, wenn er allein war, zu vermeiden. Vermöge der praktischen Richtung, und weil er jura ziemlich ernst studiert hatte, machte er die verschiedenen, sogenannten Landesposten alle durch, und da man sich auf seine Einsicht, seine Rechtlichkeit und seine Billigkeit verließ, wurde er sehr häufig zum Vormund von Witwen und Unverheirateten, sowie zum Beirat bei mißlichen Vermögensumständen erwählt. Da alle solche Geschäfte bei uns als Ehrensachen unentgeltlich geführt werden, so rühmte er sich wohl zuweilen mit edlem Stolze, daß seine Mündel über halb Estland verbreitet seien, und ich habe die Freude gehabt, noch im Alter von manchen Personen zu hören, daß die Vermögensumstände der Familie nur durch ihn geordnet wären. Im Umgange war er heiter, so daß das Urteil, das ich einmal über ihn hörte, „er habe einen glücklichen Charakter, aus Ernst und Fröhlichkeit gemischt,“ mir ein sehr richtiges scheint. Mit seinen Kindern, solange sie klein waren, konnte er tändeln und liebte es, sie frei auf der Hand stehen zu lassen, zum Schrecken der Mutter und zu noch größerem von Fremden. Gegen die größeren Kinder war er ernst, nicht gern streng, obgleich er Heftigkeit nicht immer unterdrücken konnte, nie mürrisch.

In bezug auf soziale Verhältnisse war er ein Mann des Fortschrittes, aber auch entschieden für das Festhalten erworbener Rechte und die allmähliche Umänderung historisch gewordener Verhältnisse, wie man es von einem Manne erwarten konnte, der in den besten Jahren seines Lebens die französische Revolution in ihrem ganzen Verlaufe hatte verfolgen können. Mit einer Art schwärmerischer Begeisterung sprach er von den Umständen der deutschen Bauern und erklärte öfter, zur großen Verwunderung der Nachbarn, er wünsche sein Alter als ein deutscher Bauer beschließen zu können. Er hatte dabei die Bauern im Bayreuthschen im Auge, die er durch dreijährige Beobachtung kannte. Ich kenne diese Gegend nicht, allein in der Nachbarschaft, im Würzburgischen, habe ich einen Bauernstand gesehen, der durch Wohlhabenheit, Behäbigkeit und Unabhängigkeit ein höchst anziehendes Bild für einen Nordländer gewährte. — Es sollte also auch die sehr heruntergekommene Bauerschaft in

Diep gehoben werden. So wie mein Vater einer der ersten unserer Provinz war, welcher bei sich Kleebau und Torfstich einführte (1801—1802) und schon den größten Teil des Heizungsmaterials auf dem Hofe mit Torf bestritt, um den Wald zu schonen, so wurde der Feldkartoffelbau in den Dörfern eingeführt und wegen des Widerstandes der Bauern nicht ohne Gewaltmittel. Sie bekamen die Ausaat, mußten aber jährlich dasselbe Quantum in die Magazine des Hofes deponieren, um es im nächsten Frühlinge wieder zu empfangen. Gesah die Ablieferung nicht, so war die Bestrafung gewiß. — Es war noch die Zeit der uneingeschränkten Herrschaft und fast uneingeschränkten Leibeigenschaft. Als ich später erfuhr, wie gewaltsam Friedrich II. den Kartoffelbau in Schlesien einführen ließ, und daß er auf die widersetzliche Rede der Bauern: „Wir essen keine Wurzeln“, zu antworten befahl: „Der König verlangt gar nicht, daß ihr die Kartoffeln essen sollt, er befiehlt nur, daß ihr sie bauet, er selbst wird sie essen, und andere werden es auch tun,“ schien es mir, daß er diesen zum Muster genommen hatte. Mein Vater war ja auch als Erlanger Student am Hofe der Markgräfin Friederike von Bayreuth sehr bekannt geworden und hegte für diese berühmte Schwester Friedrichs des Großen eine bleibende Verehrung. Um auch für die Bauerschaft ohne Land, die sogenannten Lostreiber, zu sorgen, wurde der Garten erweitert und die Arbeit nicht nach dem Bedarf bemessen, sondern für jedes Individuum, das sich zur Arbeit meldete, mußte Arbeit gefunden werden, der Arbeitslohn wurde aber nur in Mehl oder Korn, nie in Geld ausgezahlt. Ohne Arbeit wurden nur wahre Krüppel ernährt. — Gegen jeden Widerstand sehr entschieden und rasch auftretend, nahm mein Vater jede gesetzliche Besserung des Bauernstandes freudig und mit der vollsten Aufrichtigkeit an. Es ist mir noch in sehr lebhafter Erinnerung, wie die ersten humanen Anordnungen zur Milderung der Leibeigenschaft unter Kaiser Alexander I., das sogenannte „Igga üks“ in feierlicher Versammlung der Bauerschaft verlesen wurde, und darauf die ersten Bauerrichter in Funktion traten. Mein Vater sprach oft seine freudige Anerkennung der Unparteilichkeit und Umsicht aus, mit welchem dieses Richterpersonal — es waren ihrer drei, unter denen sich besonders der erste Richter auszeichnete — Rechtsprüche zu finden wußte. Es schien mir offenbar, daß durch diese Einrichtung das Gefühl der Bauerschaft gehoben wurde, und ich gehöre entschieden zu denen, welche es bedauern, daß man bei Aufhebung der Leibeigenschaft, zu welcher Zeit ich expatriert war, von diesen Einrich-

tungen vom Jahre 1804 zu viel aufgehoben hat. Man hätte sich manche spätere Schwierigkeit erspart, wenn das nicht geschehen wäre. Ich habe nach meiner Rückkehr sogar oft bezweifeln gehört, daß schon damals ein Bauergericht bestanden habe. Es bestand nicht nur, sondern war in gedeihlicher Wirksamkeit, wo man sich nur in einige Beschränkung der Autokratie finden konnte und wollte.

Ich habe hier dieses Verhältnis zu erwähnen nicht angestanden, um zu sagen, daß ich glaube, in liberalen Grundsätzen erzogen zu sein, daß ich aber auch schon als Kind gesehen habe, wie schwer es ist, verdorbene soziale Zustände zu heben. Ich will vom Widerstande der Bauerschaft nichts mehr sagen. Schmerzlicher ist mir eine andere Erinnerung. Der erste Richter unseres Gebietes, dessen ich oben erwähnte, war zugleich der wohlhabendste Bauer desselben, ein verständiger und tätiger Mensch, den mein Vater immer mit einer gewissen Achtung behandelte. Er wurde aber infolge seines Richteramtes plötzlich ein armer Mann, indem eine Scheune, in der er seine Vorräte und unter diesen auch sein Geld verwahrte, in einer Nacht aus Rache von einem Parten verbrannt wurde. Er hat nun dringend um seine Entlassung. Es ist also, beiläufig gesagt, schon ein erfreulicher Fortschritt, daß jetzt Sparkassen bestehen und von den Bauern benutzt werden. — Meinen Vater hatte ich wohl für Verbesserung tätig gesehen, aber nie liberal perorieren¹⁾ gehört. Ich wurde in der liberalen Richtung fortgerissen — wohl über die richtige Mitte — durch die Reden meines zweiten Lehrers, habe aber später wieder zurücklenken müssen, nicht durch historische Studien oder Verwaltungserfahrungen belehrt, sondern als ich anhaltend mit der Entwicklungsgeschichte der organischen Körper beschäftigt war und im ausgebildeten Mannesalter doch nicht ohne Anteil an politischen Vorgängen bleiben konnte. Es prägte sich mir tief die Überzeugung ein, daß die sozialen Entwicklungen nicht anders vor sich gehen können als die organischen, nämlich allmählich, und nur dann gesunde Gestalt entwickeln, wenn die Bedingungen dazu vorher vollständig gegeben waren und längere Zeit bestanden hatten. Jede Überstürzung im Fortschritt mußte ich mit der Überheizung meiner künstlichen Brütmaschine vergleichen, die auch nur zerstörte, und jeden anhaltenden Stillstand mit dem Ausgehen des Feuers, das wohl nicht plötzlichen Tod, doch langsames Absterben veranlaßt. Zwar

1) Lateinisch: mit Nachdruck sprechen.

läßt sich niemandem darnach die rechte Mitte zeigen, denn wie es körperliche Notwendigkeit ist, daß jedermann im Mittelpunkt seines mathematischen Horizontes sich befindet, so ist es eine geistige Unvermeidlichkeit, daß jedem seine Ansicht die rechte Mitte seines geistigen Horizontes scheint, weil sein geistiger Horizont ebenso gut ein individueller ist, wie sein mathematischer. Aber es scheint mir doch, daß die Männer, welche vorwärts wollen, — nach rückwärts zu wollen, ist überhaupt gegen die Natur —, gut tun würden, ihre Gedanken recht viel an die Beachtung der organischen Entwicklungen zu gewöhnen. — Da ich auf dieses Thema wohl nicht zurückkommen werde, will ich zu bemerken nicht unterlassen, daß ich, vom langsamen Fortschritte befriedigt — ob vielleicht zu genügsam, kann ich, wie bemerkt, nicht beurteilen, — mich gefreut habe, gerade in diesem Jahre einen, wenn auch nicht großen — doch sehr entschiedenen Fortschritt im Zustande unserer Bauerschaft erkannt zu haben.

Von meiner Mutter, die eine stille, häusliche, ruhig besonnene Frau und zärtliche Mutter war, welche ihre Wohltaten gegen die Kinder am liebsten unbemerkt und ohne ein Wort zu sagen als Überraschungen einschob, ist eben wegen dieses Charakters weniger gegen andere zu sagen.

4. Fernere häusliche Schule. (1805—1807.)

Im Jahre 1803 änderten sich die Verhältnisse. Meine älteste Schwester war sehr frühzeitig Braut geworden und hatte also die Schule verlassen. Auch meine Cousine wurde von ihren Eltern abgeholt. Dagegen sollten ein jüngerer Bruder und eine jüngere Schwester eintreten. Zugleich änderte sich das Lehrpersonal. Herr Steingrüber verließ uns nach einer Anwesenheit von drittelhalb Jahren, und ein jüngerer Mann, Herr Glanström, trat an seine Stelle. Herr Glanström war ein Inländer, hatte Medizin zu studieren angefangen, war aber in seinen Studien unterbrochen worden, als Kaiser Paul plötzlich im Jahre 1798 allen russischen Untertanen, die in fremden Ländern sich befanden, zurückzukehren befahl. Er war ein Mann von vielen Talenten, hatte schon auf der Universität mancherlei wissenschaftliche Interessen verfolgt und nach der Unterbrechung nur noch mehr sich zersplittert. Besonders liebte er neuere Sprachen und hatte zur Erlernung derselben viele Anlage. Die älteren sagten ihm weniger zu. Der Mathematik scheint er ziemlich fremd geblieben zu sein.

Wenigstens vermied er es ganz, in diesen Wissenschaften Unterricht zu geben, mit Ausnahme der notwendigsten Rechenkünste, die mit meinen jüngeren Geschwistern vorgenommen wurden. Er konnte das Klavier spielen, spielte aber lieber zur Erholung die Violine oder die Harfe. Aber die kleinen Künste in Papparbeiten, im Papierfärben, Kartenzeichnen, die wir von Steingrüber gelernt hatten, waren ihm ganz fremd und ebensowenig war er Gärtner. Ueberhaupt hatte er sich nicht zum Pädagogen ausgebildet, sondern war nur Hauslehrer geworden, weil seine erwählte Laufbahn unterbrochen war. Obgleich wir ihn wegen seines mehr heitern und zutätigen Charakters lieber hatten, als seinen etwas galligen Vorgänger, so konnten wir doch bei mehr gereiftem Urtheile nicht verkennen, daß er sein übernommenes Amt weniger ernst nahm.

Die angefangenen Studien in der französischen Sprache wurden fortgesetzt, die lateinische auch mit mir und mit meinem Bruder weitergeführt, die englische mit beiden eifrig angefaßt, einmal auch etwas italienisch getrieben, die Fertigkeit, seine Gedanken geordnet auszudrücken, in deutschen Aufsätzen geübt, allein von mathematischen Studien war nichts zu hören, auch nichts vom Griechischen und von der Geschichte. Dagegen las uns unser Lehrer in Musestunden wohl ein Drama oder eine Ballade vor oder gab uns dergleichen zu lesen. Allmählich fügte es sich, daß Herr Glanström, wenn wir ältern Knaben munter übersehten, wozu wir die nötigen Vokabeln vorher hatten aufschlagen müssen, im Nebenzimmer sich anderweitig beschäftigte. Das war vielleicht durch mein Klavierspielen, das immer noch fortgesetzt werden sollte, eingeleitet. Wahrscheinlich überzeugt, daß daraus doch nichts werden könne, hörte der Lehrer sehr bald gar nicht zu, ließ mich auch keine neuen Noten einüben, vielmehr trommelte ich eine einmal eingeübte Sonate so lange ab, daß ich bald selbst nicht achtgab und zuweilen erstaunt war, mich am Ende zu finden, ohne mehr umgeschlagen zu haben als das erste Blatt. Es wurde endlich damit abgeschlossen, nachdem ich einige Beweglichkeit der Finger und die Geheimnisse des Notenlesens als Nutzen daraus gezogen hatte. Diese Nichtbeachtung nahm aber so zu, daß sich eine Art selfgovernment¹⁾ und Selbstunterricht in unserer Schule ausbildete. Ueberdies wurde ich zum Lehrer der Geographie für meine um fünf Jahre jüngere Schwester ernannt. Ich nahm das so freudig auf, daß

¹⁾ Englisch: Selbstregierung.

ich einen eigenen Leitfaden in Duodez¹⁾ abfaßte, in welchem die Kürze das Hauptverdienst war. Ich weiß nicht, woher ich den Einfall nahm, historische Notizen, oder wie ich meinte, eine historische Übersicht der Staaten damit zu verbinden. Den Stoff dazu kann ich kaum anders woher als aus Galettis kurzem Abriss der Weltgeschichte genommen haben. Dieses erste Zeugnis meines Lehreifers, in steifem, rotem, selbst gefärbtem Umschlage, wird im Jahre 1804 abgefaßt sein. Um dieselbe Zeit fing auch das Selbststudium an sich geltend zu machen und zwar auf eine Weise, die auf mein ferneres Leben nicht ohne Einfluß geblieben ist.

Es war wohl im Jahre 1804, als ich Herrn Glanström mit einem Buche in der einen und ein paar Pflanzen in der anderen Hand fand. Ich fragte, was er da mache, und erhielt zur Antwort, daß er die Namen dieser Pflanzen auffuche. Da ich nicht begreifen konnte, wie aus dem Buche die Namen soeben abgepflückter Pflanzen zu ersehen seien, wurde mir die Sache erklärt. Ich war nun begierig, das Buch selbst zu gebrauchen, allein es war nur ein geborgtes und konnte mir daher nicht übergeben werden. Ich ruhte aber nicht eher, als bis der Eigentümer, der Lehrer Mißwitz in Weissenstein, dem ich immer dafür dankbar bin, es mir auf eine Monate borgte, bis mein Vater mir ein anderes Exemplar verschaffen konnte. Dieses Buch war für den Selbstunterricht abgefaßt und hieß: Botanisches Handbuch von Koch, war aber nicht von dem später berühmten Botaniker W. D. J. Koch, Professor in Erlangen, sondern von einem früheren, der, wenn ich nicht irre, Geistlicher in Magdeburg war. Ich fing mit meinem ältern Bruder nun sehr fleißig an, Botanik zu treiben, ganz ohne Führer, denn es fand sich, daß unser Lehrer eben auch nur anfangen wollte. Obgleich das Buch im allgemeinen ziemlich zweckmäßig nach Lamarckscher Methode mit mehrfachen Unterabteilungen abgefaßt war, so wurde das sichere Bestimmen doch in der ersten Zeit sehr schwer. Ich glaube nicht, daß wir im ersten Sommer fünfzig Pflanzen sicher benennen konnten. Es mußten ja auch alle Schwierigkeiten und selbst die Mängel des Buches durch den Gebrauch erkannt werden. Wie ahnen doch diejenigen, welche etwas weiter Vorgeschriftene befragen können, so wenig von den Schwierigkeiten des isolierten Selbstunterrichts. Wer hätte z. B. voraussehen können, daß man eine Primel, die doch einen sehr deutlichen Kelch an jeder Blume

¹⁾ Buchformat, wo der Bogen in zwölf Blätter gebrochen wird.

hat, gar nicht in der Rubrik Kelch, sondern nur in der von Hülle suchen müsse. Das war ein Fehler in der Ausarbeitung des Buches, nicht eine Schwierigkeit der Natur. Allein da in diesem Buche auch ein alphabetisches Verzeichnis der gewöhnlichen Gartenpflanzen mit Angabe der systematischen Namen sich findet, so ließ sich die fehlerhafte Anordnung erkennen. Andere Schwierigkeiten bot die Natur selbst, in den unscheinbaren Grasblumen usw. Allein die Überwindung der Schwierigkeiten trägt auch ihre Früchte. Wir gewannen die Botanik so lieb, daß wir im folgenden Jahre den Frühling kaum abwarten konnten und endlich durch Straßenkot und Schneereise liefen, um *Hepatica triloba*, damals *Anemone hepatica*, die wir aus früherer Ansicht kannten, aber nicht benennen konnten, auf einem nicht weit entfernten Berge aufzusuchen. Sie war noch nicht aufgeblüht. Dagegen waren schon einige Kätzchen und weibliche Blumen der Außersträucher aufgeschlossen. Überhaupt wurden in diesem Jahre die botanischen Studien eifriger und mit mehr Erfolg fortgesetzt, und jeder von uns legte sich ein Herbarium an, nach Kochs Anleitung. Das Gärtchen verwilderte freilich etwas, und der Babylonische Turm trocknete völlig aus, aber dafür schloß sich der große Garten der Natur auf. Mein Bruder wurde im Jahre 1805 nach Hamburg versetzt, wo er seine botanischen Studien noch fortsetzte und von wo er ein eleganteres Herbarium zurückbrachte mit dem Schneeglöckchen (*Galanthus nivalis*), nach welchem wir als einem sehr zeitigen Frühlingsboten eifrig, aber vergeblich gesucht hatten.

Ich verfolgte unterdessen noch leidenschaftlicher daselbe Studium und hieß schon im Hause der Botaniker. Mein jüngerer, zurückgebliebener Bruder mußte daran teilnehmen, selbst eine noch jüngere Schwester als meine geographische Schülerin, die noch gar nicht die Schule besuchte und nicht lesen konnte, lernte einige der lateinischen Pflanzennamen, die ich im Munde führte. — Es war vor meinem Abzuge nach Reval, also im Jahre 1806 oder spätestens in der ersten Hälfte des Sommers 1807, daß ein Landrat v. Ungern-Sternberg (aus Noistfer), der sich auch auf die Botanik geworfen hatte, einige Tage bei uns zu brachte. Ich hatte die Ehre, ihm mein Herbarium zu zeigen und ihm einige Pflanzen zu geben, die er noch nicht kannte. Die Gegend von Piep, weniger mannigfach und anmutig als die von Lassa, hat dagegen das Eigentümliche, daß ein sehr langer, mehrmals unterbrochener, ziemlich hoher und schmaler Hügelrücken, aus Geschieben und Kies bestehend (den schwedischen

Åsar¹⁾ gleich), durch das Gebiet des Gutes sich hindurchzieht. Auf diesem Hügelrücken findet sich manche Pflanze, die ich auch später in unsern Provinzen nicht wieder gesehen habe, z. B. *Dracocephalum Ruyschianum*, andere Seltenheiten hatte ich an andern Orten aufgespürt. Einige meiner Namen wollte Baron Ungern nicht gelten lassen. Ich bezweifelte aber auch die seinigen, so daß ich mich für gleichberechtigt schätzte. Er riet meinem Vater, mir Grindels Botanisches Handbuch für Liv-, Kur- und Estland (1803) anzuschaffen, damit ich nicht nötig hätte, unter Pflanzen umherzusehen, die gar nicht bei uns vorkommen. Die Schwächen dieses Buches wurden mir aber sehr bald klar. Es ist offenbar nach bloßen Verzeichnissen zusammengetragen, die Grindel von verschiedenen Seiten bekommen und zu denen er die Diagnosen aus botanischen Werken kopiert hat. So wird *Erica baccans*, eine Pflanze vom Kap, als livländisch aufgeführt, ohne Zweifel, weil irgendein guter Mann unser gemeines, Beeren tragendes *Empetrum nigrum* für eine *Erica*, ein Heidekraut, genommen hat. Hätte der Landrat lieber ein lateinisches Buch — etwa Roths Tentamen florae Germanicae oder das Handbuch von Schkuhr empfohlen, das ich später in seiner Bibliothek fand! —

Auch nützlich sollte die Botanik werden. Ich hatte die heilkräftige *Valeriana* ganz in der Nähe reichlich und den Kalmus noch reichlicher in der Nachbarschaft aufgefunden. Sie wurden für die Hausapotheke eingesammelt und noch einige andere weniger häufig, zum Teil nur zu Bädern oder von den Bauern angewendete Mittel. Ich war inzwischen auch ärztlicher Gehilfe und gelegentlich selbst Arzt geworden. Es hatte sich nämlich gefunden, daß Herr Glanström in seinen stillen Nebenbeschäftigungen sein Studium der Medizin wieder begonnen hatte. Er wurde unvermerkt der Arzt auf dem Gute und in der Nachbarschaft, ein schreiendes Bedürfnis auf dem Lande befriedigend, und ich wurde ebenso natürlich sein Gehilfe, da ich, in der Meinung, ein wenig systematische Botanik sei schon die halbe Medizin, mit dem Gedanken mich herumzutragen anfing, Medizin zu studieren. Ich besuchte die Kranken in den Dörfern und rappor-

¹⁾ Das schwedische Wort Ås (in der Mehrzahl Åsar) bedeutet einen langgestreckten Hügelrücken. In der Geologie bezeichnet man damit wallartige, bis 60 Meter hohe und bis 50 Kilometer lange Gebilde der Eiszeit, die auch in den Ostseeprovinzen häufig sind. Sie fallen landschaftlich sehr auf, weil sie sich aus dem umgebenden Terrain mit ziemlich steilem, seitlichen Abfall unvermittelt erheben. In reiner Zusammensetzung zeigen sie Kies und Sand — in horizontaler Lagerung, wenn keine Störungen eingetreten sind.

tierte über sie, wurde allmählich auch der unbesoldete Impfarzt der Gegend.

Daß die Schule dabei immer unregelmäßiger wurde, läßt sich denken. Indessen gewann dabei die Neigung und Fähigkeit, sich durch Selbststudien zu fördern. So erlangte ich, von wo, weiß ich nicht mehr anzugeben, den zweiten und dritten Band von Remers Handbuch der Geschichte, der erste Band, die alte Geschichte umfassend, fehlte. Diese gedrängte, doch umsichtig und vielseitig aufgefaßte Darstellung der Weltgeschichte zog mich an. Um sie mir noch besser einzuprägen, fing ich einen ziemlich vollständigen Auszug in Form chronologischer Tabellen in folio¹⁾ an. Es erwuchs ein ansehnliches Paket daraus, welches ich auch in starken roten Umschlag faßte, wie jenen Leitfaden der Geographie aus noch früherer Zeit. Beide Proben meiner Gelehrsamkeit sind mir durch eine Verwüstung weiblicher Vandalen verloren gegangen. Ich hatte sie, als ich nach Deutschland abreiste, in einer Vorratskammer verwahrt, in welche nur Frauenzimmer kamen, und auch diese nur selten. Ich bedachte aber nicht, daß das weibliche Geschlecht beschriebenes Papier, als unbrauchbar zum Schreiben, im Nützlichkeitstriebe zu Kuchen- und Brotunterlagen, Hauben- und andern Mustern oder ähnlichen notwendigen Dingen zu verwenden strebt. Als ich zurückkam und schon einiges hatte drucken lassen, wollte ich auch die opera inedita²⁾ zu mir nehmen. Sie waren spurlos verschwunden und werden verloren bleiben, wenn nicht ein zweiter Majo Bruchstücke davon künftig auffindet.

Mehr als diese etwas frühzeitigen Selbststudien mochte wohl das Gefühl, daß ich nach Abgang meines älteren Bruders ziemlich vereinsamt dastand, meinem Innern eine gewisse trübe Färbung geben, die sich äußerlich als ein Anflug von Menschenscheu kundgab. Meine anwesenden Geschwister waren so sehr viel jünger als ich, daß ein gegenseitiger Austausch der Gedanken und Gefühle nicht bestehen konnte. Alle herangewachsenen Knaben der benachbarten Güter waren seit Jahren verschwunden, kleine Kinder waren an ihre Stelle getreten. Nur auf einem entfernten Gute waren noch ein Paar Knaben unserer Bekanntschaft, aber doch beide merklich jünger als ich. Auch sahen wir uns der größern Entfernung wegen nur selten. Um so mehr war ich auf meine botanischen Exkursionen beschränkt, die durch Einsammeln und

1) Lateinisch: in Bogengröße.

2) Lateinisch: noch nicht herausgegebene Schriften.

Konservieren in Spiritus von Schlangen, Eidechsen und dergleichen gewürzt wurden. Für das Studium dieser Dinge fand sich aber im Hause nichts vor als Espers Auszug aus dem Linneischen System, den ich in meines Vaters Bibliothek getroffen und mir zugeeignet hatte, der aber außer der Übersicht des Systems Spezielles nicht gab.

Hatte nun mein Vater erkannt, daß mir was fehlte, oder war ihm die zunehmende Unregelmäßigkeit in der Schule zu bedenklich geworden, es hieß plötzlich: Ich müsse mit meinem jüngern Bruder in die öffentliche Schule und meine Schwestern würden anderweitig verteilt. Da wurde zuletzt noch der Horaz etwas vorgenommen — was ich vorher gelesen hatte, weiß ich nicht anzugeben — und am Ende auch noch das griechische Alphabet, aber es blieb im Griechischen auch nur beim Lesen. Aus eigenem Antriebe setzte ich noch das \acute{o} , η , $\tau\acute{o}$, $\tau\iota\varsigma$, $\tau\upsilon\delta$ s und ähnliche Fundamentsfundamente hinzu und sah auch die Konjugationen an, die mir aber doch zu mächtig waren, um sie im Sturme zu überwinden.

So gings denn mit dem Anfange des Augusts 1807 nach Reval in die Ritter- und Domschule, von der ich mir keine bestimmte Vorstellung machen konnte. Ich mußte mit Recht die Besorgnis hegen, daß ich nicht regelrecht vorgebildet sei. Auf das Französische konnte ich sicher fußen, das wußte ich wohl, fester als jetzt; auch die englische Sprache war mir geläufig geworden, und ich las gern zum Vergnügen Englisches. Aber darnach fragte man nicht. Daß ich mit meiner Botanik vollends gar nicht vorrücken dürfe, wußte ich sehr wohl. Mit dem Lateinischen, meinte ich, würde es schon gehen, aber daß ich im Griechischen so vernachlässigt war, beunruhigte mich, da man mir gelegentlich gesagt hatte, daß man ohne Kenntnis des Griechischen gar nicht studieren könne. Die erste Frage, die ich in der Prüfung des Direktors, in Gegenwart meines Vaters, zu bestehen hatte, um die Klasse zu bestimmen, in die ich gehörte, war die: Was ich bisher im Lateinischen gelesen habe. Da ich antworten konnte: „zuletzt einige Oden des Horaz“, so war sein Sinn schon auf Prima gerichtet; ich mußte nun etwas übersetzen, und der Sinn schien wenigstens nicht abgelenkt zu werden. Der weitere Verfolg ist mir merkwürdig geworden, weil er mir aus eigener Erfahrung zeigte, wieviel bei einem kurzen Examen auf Zufälligkeiten beruht. Für das Fach der Geschichte wurde mir die Frage vorgelegt: „Was ich von den Mongolen sagen könne?“ Nun hatte ich in meinen Exzerpten gerade für dieses Volk mich besonders interessiert.

wohl wegen der Invasion in Rußland. Ich konnte nicht nur von Dshingis Chan an alle mongolischen Groß-Chane bis zum Zerfall des Reiches nennen, sondern auch ihre Eroberungen angeben, nicht selten mit den Jahreszahlen. Der Direktor war sehr erfreut und, wie es schien, erstaunt; der Zeiger stand sehr entschieden auf Prima. Er kam aber wieder ins Schwanken, als die Frage an mich getan war: was ich von den Ptolemäern zu sagen wisse? So glücklich die erste Frage aus der mittleren Geschichte für mich gewesen war, so unglücklich fiel die zweite aus. Wäre irgendeine hervorragende Persönlichkeit aus der alten Geschichte der Gegenstand der Frage gewesen, so hätte ich wohl aus allerlei Jugendschriften mehr zu sagen gewußt. Hier wußte ich nur, daß die Ptolemäer Griechen gewesen waren und über Aegypten geherrscht hatten, aber alle Reihenfolge fehlte. Kleopatra war mir wohl aus Jugendschriften erinnerlich, und wie hätte ich nicht die Mythe von der Perle in den verschiedenen Magasins des enfants und ähnlichen Schriften, die sich bei uns herumtrieben, gelesen haben sollen? Aber daß sie eine Ptolemäerin war, hatte mir niemand gesagt, wie überhaupt von der Dynastie nichts. Da ich nun erklärte, daß ich meine Kenntnis der mittlern und neuern Geschichte dem Selbststudium von Remers Handbuch verdanke, daß der Band für die alte Geschichte mir aber gefehlt habe, so richtete dieser Beweis von Selbststudium den Zeiger wieder auf Prima. Das Examen in den mathematischen Fächern bei dem Lehrer derselben begann mit der Trigonometrie und fiel so aus, daß er erklärte: Es sei zwar vieles aus dem Gedächtnis geschwunden, aber er sehe wohl, daß es dagewesen sei, und da er die ganze Mathematik durchgehe, so stimmte er auch für Prima. Ich wurde also im allgemeinen Primaner. Für die griechische Sprache sollte ich aber außer Prima auch die Stunden in Tertia besuchen, wo man diese Sprache anfing. Ich rückte aus dieser Klasse später nach Sekunda vor, immer zugleich in Prima verbleibend.

5. Ritter- und Domschule in Reval. (1807—1810.)

Immer hat mir die Erinnerung an den Aufenthalt in der Ritter- und Domschule zu Reval zu den angenehmsten gehört. Jetzt, bei vielfacher Veranlassung meinen Lebenslauf zu überdenken, wobei die Erinnerungen an die einzelnen Abschnitte desselben wie Bilder lebendig vor die Phantasie treten, jetzt kann ich nicht im Zweifel sein, daß ich in diesem Abschnitte meines

Lebens mich am glücklichsten gefühlt habe und daß ich, auch vom späten Standpunkte aus, mit dieser Zeit am meisten zufrieden oder gegen sie am meisten dankbar zu sein Ursache habe. Die Gründe dafür lagen theils in mir, denn vor allen Dingen war es mir sehr wohlthätig, wieder mit jungen Leuten von meinem Alter in nahe und anhaltende Berührung zu treten. Dazu kam der glückliche Umstand, daß die jungen Leute, die sich auf derselben Bank mit mir befanden, mir sämmtlich zusagten und es verdienten, daß man ihre Freundschaft suchte. So bildete sich keine Dissonanz zwischen dem äußeren geforderten Betragen und dem inneren Gefühl, wie eine solche Dissonanz mich später auf der Universität belästigte. Vor allen Dingen aber war die Schule, auch nach meinem jetzigen Urtheile, eine sehr gute und der Geist — wenigstens in Prima — ein vortrefflicher.

Als vor einigen Jahren in derselben Schule sehr bedauerliche Erfahrungen gemacht waren und schon Stimmen sich erhoben, welche eine völlige Aufhebung derselben verlangten, erkundigte sich der damalige Adelsmarschall, oder wie wir hier zu sagen pflegen, Ritterschaftshauptmann, Graf Keyserling, sehr angelegentlich, was ich ihm vom Geiste in dieser Schule zur Zeit meiner Anwesenheit mittheilen könne. Ich konnte ihm die Versicherung geben, daß er — wenigstens in den oberen Klassen — sehr gut gewesen, in Prima der beste, von dem ich gehört hätte, denn, obgleich ich selbst nie Schulmann gewesen sei, könne ich mir doch insofern einigcs Urtheil zutrauen, als ich in Preußen mit mehreren Schulmännern genauen Umgang gepflogen, auch an den öffentlichen Verhandlungen lebhaften Theil genommen habe. Diese Erklärung hier näher zu begründen, halte ich für eine moralische Verpflichtung, dabei muß ich aber doch noch manche äußere Verhältnisse berühren. Der Geist in einer Schule ist nicht unabhängig von den äußeren Verhältnissen, läßt sich nicht erzwingen, nicht einmal, wenn er da ist, konstant¹⁾ erhalten, da er mehr oder weniger von einzelnen Persönlichkeiten abhängt, die wechseln und sich nicht immer ersetzen lassen. Es ist mir auch nicht unbekannt geblieben, daß von Zeit zu Zeit lebhaftc Klagen geführt worden sind. Dergleichen vorübergehendes Unwetter tritt wohl in jeder öffentlichen Anstalt von Zeit zu Zeit ein; warum bei uns die Sage davon oft sehr laut wird, glaube ich weiter unten angeben zu können. Ich denke, man kann nur dahin streben, daß ein möglichst guter Geist eintreten könne,

1) Lateinisch: unveränderlich.

und dann wird er hoffentlich nicht lange auf sich warten lassen.

Lassen wir uns zuvörderst in die alte Geschichte dieser Anstalt und in ihre Umgestaltung in die jetzigen Verhältnisse durch einen früheren Direktor, Dr. Alex. Plate, einführen¹⁾.

Die Domschule in Reval ist ihrem Namen nach ein sehr altes Institut, aber vielfach neu umgestaltet. Der nördliche Teil der Provinz Estland, oder des ehemaligen Herzogtums Estland, wurde bekanntlich zuerst von den Königen von Dänemark erobert und kam erst später in den Besitz des Deutschen Ordens. Schon während der dänischen Herrschaft erschien im Jahre 1319 der Befehl, es sollte bei der Marien- (oder Dom-) Kirche von Reval eine Hauptschule errichtet werden, wie sich für jeden Bischofsitz gehöre. Die Winkelschulen sollten aufhören und alle Kinder, bei 10 Mark Strafe, zu der neuen Hauptschule gehalten werden. Ohne Zweifel hatten die Geistlichen die Verpflichtung, den Unterricht zu besorgen. Darüber fehlen zwar bestimmte Nachrichten, allein es läßt sich nach den allgemeinen kirchlichen Einrichtungen des germanischen Mittelalters nicht bezweifeln. Erst allmählich wurden Laien für Besoldung zu dem Unterricht zugezogen. Die oberste Leitung verblieb immer dem Bischof. Die ferneren Schicksale dieser Schule sind nicht bekannt, jedoch zeigt der Erfolg, daß sie bei der wechselnden Herrschaft, die an den Deutschen Orden und dann an die Krone Schweden überging, fortbestand. Doch war sie nicht mehr die einzige in Reval, da die Stadt im Jahre 1424 die Berechtigung erhalten hatte, eine eigene Schule in der unteren Stadt zu stiften, angeblich, weil es für die Kinder zu beschwerlich, ja gefährlich sei, den Domberg, zumal im Winter, hinaufzusteigen, und die Stadt volkreich genug für zwei Schulen sei. Nach langjährigen Verwüstungen war Estland unter die schwedische Herrschaft gekommen, wobei das Kirchen- und Schulwesen ganz in Verfall geraten war. Die erste Zeit der schwedischen Herrschaft hatte diesem Verfall nicht abgeholfen, denn bei einer Revision dieser Verhältnisse, die Gustav Adolf im Jahre 1627 durch einen hergesandten Bischof abhalten ließ, fanden sich die kläglichsten Zustände. Die Domschule z. B. bestand in einem alten hölzernen Gebäude von 22 Fuß Länge und 20 Fuß Breite. Die Revisionsdeputation entwarf neue Schulgesetze für Zucht und Unterricht und erließ

¹⁾ Plate: Beiträge zur Geschichte der Estländischen Ritter- und Domschule. Reval 1840. (Schulprogramm.)

Ermahnungen an die Geistlichen. Die Schule scheint sich auch nach den vorliegenden Nachrichten längere Zeit sehr gehoben zu haben, verfiel aber ganz gegen Ende des 17. Jahrhunderts, theils infolge eines Brandes, der die Mehrzahl der Gebäude auf dem Dom und unter diesen auch das Schulgebäude zerstörte, theils aber auch wohl durch den Umstand, daß die Schule gar nicht sicher fundiert war, sondern ihre Haupteinnahme durch im Lande umher eingesammelte Kollekten bezog, die sehr ungleich und in trüben Zeiten spärlich eingingen. Der nordische Krieg konnte diese Zustände nur verschlimmern. Fast unmittelbar nach der Unterwerfung Estlands unter das russische Szepter (1709) brach daselbst eine überaus verheerende Pest aus. Im Gymnasium, das im Jahre 1637 von der schwedischen Regierung in der untern Stadt aus einem ehemaligen Kloster gestiftet war, blieb von allen Lehrern nur einer, der Professor Brehm, am Leben. Die Domschule hatte aber alle ihre Dozenten verloren und hörte ganz auf. Das Schulgebäude wurde als Kaserne benutzt. An schulbedürftigen Kindern fehlte es indessen nicht. Man setzte für sie einen ehemaligen schwedischen Soldaten zum Kantor ein. In diesem jammervollen Zustande fand der an die Domkirche berufene Oberpastor Mickwitz die Schule im Jahre 1724, und als Schüler des bekannten Franke in Halle begann er mit demselben Feuereifer und dem gleichen Gottvertrauen wie dieser die Restauration derselben. Er erhielt von der estländischen Ritterschaft eine jährliche Zusicherung von 100 Talern als Gehalt des Rektors. Dafür verlangte die Ritterschaft aber auch eine Teilnahme an der Berufung des Rektors und setzte sie gegen das Konsistorium durch. Mickwitz wußte alle alten Forderungen der Schule einzutreiben und neue Hilfsquellen aufzufinden und setzte sich zum Oberaufseher des Unterrichts und des Lehrpersonals ein, das wöchentlich eifrige Konferenzen hielt. Es hatte sich nämlich, sobald neues Leben in die Schule gekommen war, die Zahl der Schüler aus allen Ständen rasch vermehrt, so daß auch das Lehrpersonal ansehnlich vermehrt werden mußte. Die Ritterschaft verdoppelte bald ihre Beisteuer und vervierfachte sie später, überdies lieferte sie Holz zur Heizung und besorgte die Bauten; außerdem flossen ansehnliche Geschenke und Legate von einzelnen Gliedern derselben ein. Der Kreis des Unterrichts erstreckte sich vom Lesenlernen bis zur Reife für die Universität.

Mit dem Tode des Oberpastors Mickwitz versiegten die unregelmäßigen Quellen, die sein Eifer aufzufinden wußte, und

die Schule kam wieder in Noth, das Bedürfnis eines guten Schulunterrichtes war aber gewachsen. Da kam denn endlich im Jahre 1765, also vor ungefähr 100 Jahren, die Schule in diejenigen Verhältnisse, in denen sie nicht nur zur Zeit meiner Anwesenheit bestand, sondern im wesentlichen noch jetzt besteht. Die estländische Ritterschaft, d. h. die Adelskorporation, hatte schon unter Gustav Adolf gewünscht, auf eigene Kosten und für ihre Bedürfnisse eine Schule zu unterhalten, und sich zu diesem Zwecke das durch die Reformation entleerte Michaelis-Kloster in der Stadt erbeten. Da aber in der Antwort die Oberaufsicht des Königs und die Teilnahme der Stadt verlangt wurde, zerfielen sich die Unterhandlungen. Seit den durch Mickwitz veranlaßten jährlichen Beiträgen hatte der Adel sich gewöhnt, die Domschule als die seine zu betrachten. Als nun im Jahre 1765 der Oberpastor Harpe in der Landtagspredigt eindringlich von der Notwendigkeit sprach, für einen verbesserten Schulunterricht zu sorgen und zu diesem Zwecke der Domschule vermehrte Mittel zu gewähren, erhielt er sogleich die Aufforderung, dem Landtage bestimmte Vorschläge zu machen, und infolgedessen wurden auch auf demselben zu den bisherigen 400 Rbl. noch 1500 Rbl. jährlich bewilligt, zur Beaufsichtigung der Schule aber ein Kuratorium aus Mitgliedern der Ritterschaft ernannt. Dieses Kuratorium berief nun statt des bisherigen, alt gewordenen Rektors einen jüngern, den derzeitigen Direktor der St. Petersburger Petri-Schule, Göbel, unter dem Namen eines Direktors, verhandelte mit diesem über die neue Organisation der Schule, berief neue Lehrer und legte den von Göbel ausgearbeiteten Plan dem Landtage von 1768 vor. Zur neuen Organisation gehörte auch die Errichtung einer Pensionsanstalt für 20 Kinder des unbemitteltern Teils des Adels, der nicht eigene Hauslehrer halten konnte oder wollte. Um diese Zwecke zu erfüllen, hatten die jährlichen Bewilligungen sehr erhöht werden müssen. Dafür sollte die Schule auch von jetzt ab „akademische Ritterschule oder Ritterakademie“ heißen, sie sollte zu allen Lebensberufen vorbereiten und allen Ständen geöffnet sein, die Lehrer in den obern Klassen den Titel Professoren, die andern den von Kollegen führen. Die neue Benennung der Anstalt scheint nie bestätigt zu sein, und später wurde der Name Ritter- und Domschule der gangbare. Der Oberpastor, der ursprünglich das Oberhaupt der Schule gewesen war, verlor diese Stellung allmählich ganz, da das Kuratorium aus dem Adel entscheidend einwirkte.

Der Unterrichtsplan war, um allen Lebensbedürfnissen zu

genügen, anfangs sehr ausgedehnt. Nur der erste Elementarunterricht war ausgeschlossen, aber neben der französischen, russischen, lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache, Religion, Schreib- und Rechenkunst, Mathematik, Physik, Erdbeschreibung, Weltgeschichte, Naturgeschichte, Philosophie, Mythologie, Antiquitäten, waren Jurisprudenz und schöne Wissenschaften (deutsche Sprache und Literatur) in den Lehrplan aufgenommen, aus welchen jedoch der Schüler die Disziplinen für seinen Beruf auswählen konnte. Außerdem wurde noch Privatunterricht in der englischen und italienischen Sprache, in der Musik und Zeichenkunst, im Fechten und Tanzen versprochen. Damit kein Schüler durch schwächere Kenntnisse in einer Disziplin gehindert werde in einer anderen vorzurücken, konnte jeder nach dem Stande seiner Kenntnisse in ganz verschiedenen Klassen zugleich sein. Man sieht, dieser Plan ging über den gewöhnlichen Umfang des Schulunterrichtes weit hinaus und konnte auf den Namen einer akademischen Anstalt Anspruch machen. Man sah sich aber bald genötigt, den Plan zu beschränken, die Gründe sind in der mir vorliegenden Schrift des Direktors Plate nicht angegeben. Man darf aber wohl annehmen, daß für die verschiedenen Disziplinen tüchtige Lehrer zu gewinnen nicht möglich war, denn Überladung der Schüler konnte nicht der Grund sein, wenn man den ursprünglichen Plan der freien Wahl festhielt. Philosophie, Mythologie, Antiquitäten wurden schon früh ausgeschlossen. Auch Jurisprudenz und hebräische Sprache waren lange vor meinem Eintritte nicht mehr vorgetragen.

Die allgemeinen Verhältnisse in der Organisation der Anstalt in bezug auf das Kuratorium bestanden aber noch und ebenso die Pensionsanstalt zur Aufnahme von zwanzig Pensionären, die nur ein geringes Kostgeld zahlten oder gar keins. Diese Anstalt befand sich in zwei Stockwerken, einer sogenannten oberen und unteren Pension, in der oberen war ein Oberaufseher, der zu meiner Zeit zugleich der Direktor der gesamten Schule war, und in der unteren ein untergeordneter unter dem Namen eines zweiten Inspektors. Ich wurde in die obere Pension gebracht. Diese Stellen wurden damals so gesucht, daß man einige Jahre vorher angemeldet werden mußte, um anzukommen. In die Pension konnten nur Kinder aus dem Adel kommen. Diese Pension ist später aufgehoben. Ich werde weiter unten sagen, wie sie mir erschien.

Die Schule wurde von jungen Leuten aus allen Ständen besucht, und namentlich war in Prima die Zahl der Nichtadeligen

überwiegend. Noch bestand die Einrichtung, daß jeder Schüler für verschiedene Disziplinen in verschiedenen Klassen sitzen konnte. Mir kam diese Einrichtung darin zugute, daß ich für die griechische Sprache anfangs den Unterricht in Tertia mitmachen konnte, wo die Grammatik getrieben wurde. Ich war zwar ausnahmsweise zugleich auch in Prima für diese Sprache nach des Lehrers eigenem Verlangen. Aber jene Klasse war für mich wegen mangelnder Vorbildung doch viel passender. Auch weiß ich aus dem dort gebrauchten Lesebuche von Heinzelmann noch jetzt einige Stücke ganz auswendig, von späteren Schriftstellern nur einige Verse des Homer, die man nicht vergessen kann, weil sie immer wiederkehren, und einige Gedichte Anakreons, die ich für mich las. Andere Schüler waren fast zur Hälfte in Prima und Sekunda oder Sekunda und Tertia. Es waren in den untern Klassen zwei Knaben aus Archangel, welche bis dahin nur Russisch gesprochen hatten und in Reval die deutsche Sprache lernen sollten, in welcher der ganze Unterricht gegeben wurde. Warum hätten diese im Russischen so langsam vorrücken sollen wie in den anderen Disziplinen? Ich habe daher sehr bedauert, daß man später diese Einrichtung aufgehoben hat. Pädagogen haben mir freilich gesagt, sie sei schwierig durchzuführen und es sei viel leichter, ein sicheres Urteil über einen Schüler zu haben, wenn er nur in einer Klasse sich befindet. Allein die Bequemlichkeit ist ja nicht der Zweck der Schule, sondern die Förderung der Schüler. Sie einzuführen, wo sie nicht bestanden hat, wird allerdings nicht ganz leicht sein, allein wo eine solche Einrichtung schon mehr als 50 Jahre bestanden hat, konnte es doch nicht allzuschwer sein, sie zu erhalten. Das zweite Argument ist mir, ich gestehe es, ganz unverständlich. Das Gesamturteil über einen Schüler muß doch aus der Summe der Urteile der verschiedenen Lehrer gezogen werden, ob diese in derselben Klasse unterrichten oder in verschiedenen, scheint mir ganz gleichgültig.

Als ich im Jahre 1807 in die Domschule eintrat, fand ich ein sehr würdiges Lehrpersonal vor. Die beiden Hauptlehrer der obersten Klassen, der Philolog Johann Konrad Wehrmann, ein Schüler Heynes, und der Mathematiker Blasche waren sehr tüchtig in ihren Fächern und hatten im Lande ein großes Ansehen. Beide waren sehr pflichttreu und eifrig in ihrem Amte. Besonders bewies Wehrmann einen Eifer und eine Ausdauer, wovon ich ein ähnliches Beispiel nicht wieder kennen gelernt habe. Im Alter schon sehr vorgerückt und so schwindsüchtig,

daß ihn anhaltender Husten in jeder Lehrstunde oft unterbrach, war er seit einem halben Jahre etwa Direktor der ganzen Schule geworden. Außerdem war er Direktor der Pensionsanstalt und insbesondere der Aufseher im oberen Stocke, in welchem zehn junge Leute wohnten, deren Betragen er nicht nur zu beaufsichtigen, sondern deren Studien er auch zu leiten hatte, von den Eltern fast immer darum gebeten. Das tat er so, daß er jeden Abend einen oder den andern, nicht selten zwei nacheinander, zuweilen wohl drei, zu sich hineinrief. Sie mußten ihre Schularbeiten dann vorzeigen, über die Vorträge berichten und so weiter, wobei denn wohl kleine Ermahnungen vorkommen mochten. Das Hereinrufen geschah ganz unregelmäßig, so daß jeder Schüler darauf vorbereitet sein mußte. Ich war der einzige Primaner in der Pension; mit mir waren es mehr Unterhaltungen. Zuweilen gab er aber auch besonderen Unterricht. So trug er mir eine historische Übersicht der griechischen Philosophie vor, die ich dann nach jedem etwa halbstündigen Vortrage niederschreiben und am andern Tage vorzeigen mußte. — Ungeachtet der Direktor Wehrmann auf diese Weise vielfach in Anspruch genommen war, erschien er doch nie ermüdet in den Schulstunden, deren Zahl freilich für ihn eine mäßige war, etwa 12 Stunden wöchentlich. Er hatte überhaupt für sein Alter eine auffallende Beweglichkeit und Eiligkeit in allen Bewegungen. — Für die Übersetzungen aus dem Lateinischen (in Prima) mußte sich jeder präpariert haben, so daß jeder unerwartet aufgefordert werden konnte. fand sich aber, daß die Präparation nicht geschehen war, was selten, doch zuweilen vorkam, so erfolgte kein Wort des Tadels oder der Ermahnung, sondern nur ein strafender Blick und der Aufruf eines andern. Beides wirkte beschämend genug. War ein Abschnitt beendet, so ging Herr Wehrmann ihn nochmals kursorisch durch, gab, wo es notwendig war, einige archäologische Erläuterungen, hob einige ungewöhnliche Ausdrucksweisen oder kernige Sätze, die sich dem Gedächtnisse sehr leicht anvertrauen oder schon sprichwörtlich geworden sind usw., mit Nachdruck hervor, aber alles so kurz, daß es niemals pedantisch oder langweilig erschien. Der Unterschied im Griechischen war ungefähr ebenso, nur daß er hier nicht müde wurde, viele einzelne Wörter, die nicht ganz alltäglich waren, zu wiederholen, immer also nach dem Bedürfnisse der Schüler sich richtend. Geschichte und Geographie in Prima waren ihm auch zuteil geworden. In der Geschichte ging er einen europäischen Staat nach dem andern, von der Gründung an, mit ziemlich

passender Ausführlichkeit durch, wobei der Zyklus sich aber auf drei Jahre ausdehnte. Die alte Geschichte fehlte also auch hier und war den untern Klassen vorbehalten. Die Geographie wurde aber nur als Lückenbüßer vorgenommen und bezog sich nur auf die Geographie Rußlands, in Form einer Examination oder Repetition. Wenn nämlich ein Abschnitt der Geschichte aus war, und es blieb noch etwas Zeit übrig, so wurden Fragen aus der Geographie Rußlands, über die Flüsse, die in einen Hauptstrom fallen oder dergleichen, aufgeworfen, und die ganze Klasse antwortete unisono¹⁾ und in gewissen Kadenzen²⁾, was sonst in der oberen Klasse nicht Sitte zu sein pflegte, offenbar aber den Zweck hatte, die vaterländischen Namen so tief eindrehnen zu lassen, daß sie nicht aus dem Gedächtnisse fallen konnten. Auch hier muß ich der großen Pflichttreue Wehrmanns eine Anerkennung gewähren. Die Ausländer, und zu diesen gehörte Wehrmann, pflegen die russischen Namen stets immer mit einem andern Akzent auszusprechen, als ihnen gebührt, und den Unterschied kaum zu hören. Ich könnte manche Männer nennen, die viele Jahre unter Uwarow gestanden und mit ihm verkehrt haben und immer noch Uwarow sprechen. Wehrmann nun muß sich um die richtige Aussprache bemüht haben, was freilich um so nötiger war, da die Lehrer der Geographie und Geschichte in den untern Klassen inländische Deutsche waren, welche die richtige Aussprache schon in ihrer Kindheit gelernt hatten. Nur ein Name war ihm entgangen, nämlich der weniger allgemien bekannte Fluß Choper, den er, wie es dem Deutschen natürlich scheint, Chöper aussprach, bei dem aber der Akzent nicht nur auf der zweiten Silbe liegt, sondern das e derselben überdieß als ö mit einer Beimischung von i ausgesprochen wird. Als ich auf meinen Reisen zuerst an den Chopsjör kam, war ich verwundert, in ihm den in der Schule so oft abgedröhten Chöper zu erkennen.

Der Professor Blasche, der Mathematiker, machte einen ganz andern Eindruck als der Direktor Wehrmann. Sein Gang war gravitatisch, ohne affektiert zu sein, seine Sprache eher langsam als eilig, sein Ausdruck, ganz eines Mathematikers würdig, sehr bestimmt und gemessen, sein Vortrag eben dadurch ungemien klar. Wir hielten ihn für einen zweiten Laplace³⁾, oder diesen für einen andern Blasche. Diese Frage ließen wir unent-

¹⁾ Lateinisch: einstimmig.

²⁾ Die Kadenz (ital.) = der Tonfall.

³⁾ Pierre Simon Laplace (1749—1827) zählt zu den größten Mathematikern und Astronomen aller Zeiten.

schieden. Er fing seinen mathematischen Unterricht in jedem Jahre von vorn an, so daß er auch die ersten Elemente der Geometrie und Algebra kursorisch¹⁾ durchging und erst später ausführlicher wurde. Das war mir in den beiden ersten Jahren sehr vorteilhaft, da ich aber drei Jahre blieb, so hätte ich im dritten lieber etwas von der Differentialrechnung gehört, die mir besonders interessant und wertvoll erschien. Wir hatten nämlich für Herrn Blasche ein Manuskript, das er über die Differential- und Integralrechnung abgefaßt hatte, um es irgendwo einzureichen, abschreiben müssen, aber da jeder von uns nur einen Abschnitt zu kopieren bekam, so hatte keiner ein Verständnis erlangt. Dieser Wunsch wurde jedoch nicht erfüllt. Da gegen erbot sich Herr Blasche, uns außer den vorgeschriebenen Stunden, wenn sich Freiwillige fänden, eine besondere Vorlesung über Astronomie zu halten, in der er ausführlicher sein könne, als im Vortrage der Physik möglich gewesen war. Es meldete sich eine ziemliche Anzahl, von denen die meisten nicht ganz nah wohnten und also einen bedeutenden Weg am frühen Morgen zu machen hatten. Dies mag als Beleg dienen, wie wir zu unserm Laplace und wie er zu uns stand. Er wußte aber auch immer das Interesse zu wecken. So erklärte er am Schlusse dieses Kursums: Es sei nun schon viele Jahre hindurch der Auf- und Untergang der Sonne im Revalschen Kalender, wo er von zehn zu zehn Tagen angegeben wird, von einem Jahre zum andern immer wieder abgedruckt. Da aber die Zeit des Auf- und Unterganges sich doch allmählich ändere, so müsse sie wieder einmal neu berechnet werden. Ob wir das nicht in den Ferien vornehmen wollten? Dann sollten unsere Resultate in den Kalender aufgenommen werden. Dieser Vorschlag wurde mit Freudigkeit angenommen, denn ich brauche wohl nicht zu sagen, daß im Vortrage die Berechnungsarten, so weit sie von uns durch die sphärische Trigonometrie erreichbar waren, erklärt und geübt worden waren. Der Vortrag hatte also einen Gegensatz zu dem spätern Kosmos von Humboldt²⁾ gebildet, in welchem viel vom Weltgebäude gelehrt wird, man aber nicht erfährt, auf welchen Berechnungen die Angaben beruhen. Es läßt sich denken, daß Herr Blasche selbst rechnete und sich nicht auf seine Schüler ver-

¹⁾ Lateinisch: fortlaufend, ohne Unterbrechung durch Erklärungen.

²⁾ Friedrich Heinrich Alexander von Humboldt (1769—1859) hat sich um die Geologie und um die Pflanzengeographie namhafte Verdienste erworben. Als reifste Frucht seiner Studien ist der „Kosmos, Entwurf einer physischen Weltbeschreibung“ zu betrachten.

ließ. Es fand sich, daß ich mich für den 10. Dezember um mehrere Minuten verrechnet hatte. Daß ich das Datum dieses Sündenfalls noch nicht vergessen habe, mag zum Beweise dienen, wie empfindlich der Nachweis mir war. — Der Kursus der Physik war mehrjährig, da nur zwei Tage in jeder Woche für diese Wissenschaft bestimmt waren. Schade! da doch die meisten Schüler ihre ganze physikalische Ausstattung für das Leben von der Schule mitzunehmen hatten und nicht alle mehrere Jahre in Prima verblieben. Neben denjenigen, die nach Dorpat gingen, wo sie die Physik vollständiger hören konnten, verließen viele die Schule, ohne die Universität zu besuchen.

Den Umfang des Unterrichts näher angeben zu wollen, scheint überflüssig, da man sagen kann, daß die Schule sich bestrebe, den Charakter eines guten Gymnasiums zu behaupten. Obgleich sie als eine Anstalt der Ritterschaft mehr die Mathematik pflegen mußte als das Revalsche Gymnasium, so leistete sie in den alten Sprachen doch wohl dasselbe, wenn man nur nicht zu kurze Zeit in Prima verblieb. Vielleicht war man beim Übergange von Sekunda nach Prima im Gymnasium etwas weiter vorgeschritten als in der Domschule, allein die Ungleichheit schwand bald bei dem vortrefflichen Unterrichte Wehrmanns, wie denn auch sein Brudersohn Joh. Ernst Wehrmann, der später Direktor wurde und auch tüchtiger Philolog war, nur in der Domschule seine vorakademische Ausbildung erhalten hatte. Es kam also nur darauf an, die Anstalt nicht zu früh zu verlassen. So wurden denn auch die Zöglinge derselben auf der Universität Dorpat ohne vorhergehendes Examen als völlig vorbereitet angenommen, wenn sie das Zeugnis mitbrachten, daß sie über ein Jahr in Prima geblieben waren, obgleich die Domschule sich damals, soviel ich weiß, noch gar nicht um das Recht beworben hatte, Zeugnisse über die Reife zur Universität auszustellen.

Vergleiche ich unsere Anstalt aus jener Zeit mit den beiden Gymnasien, die ich in Königsberg kennen lernte, so kann ich nicht bezweifeln, daß man dort ein vollständigeres Wissen in bezug auf die alten Sprachen und auf die alte Geschichte gewann, in bezug auf die mathematischen Kenntnisse aber wohl kaum, und in bezug auf das Interesse an wissenschaftlicher Bildung, die doch das Treibbette für die Zukunft ist, gewiß nicht. Wenn ein Königsberger Gymnasiast im öffentlichen Abgangsexamen nicht wußte, wievielmals Sulla und Marius Konsuln gewesen waren, so war er öffentlich entehrt. Auch wurde die griechische Sprache dort vollständiger und allgemeiner be-

trieben als in der Domschule, wo doch immer nur wenige waren, die dieser Sprache vollständig mächtig wurden, und wo der Sophokles, zu meiner Zeit, nicht gelesen wurde und Uebersetzungen in die griechische Sprache gar nicht vorkamen. Wenn ich mich frage, woher es gekommen sein mag, daß bei uns die Lust am Lernen im allgemeinen größer schien als dort, so weiß ich keine andere Antwort zu geben, als daß wir uns nicht überladen fühlten. Man konnte in Prima ganz gut mit den geforderten Schularbeiten fertig werden; das habe ich an mir selbst erfahren, denn ich fand immer noch Zeit genug, um aus eigenem Interesse andere Dinge zu treiben. Die Botanik wurde im Sommer am Sonntag nachmittags immer noch kultiviert. Ich las auch gern englische Bücher, wo ich sie erwischen konnte. Es schien mir die Lebensphilosophie, wie ich sie im Spectator und in anderen älteren Schriften fand, besonders zusagend. Auch war ja für mich die Zeit da, mich in der deutschen Literatur näher umzusehen, wofür die Stadt ungleich mehr Gelegenheit bot als der Aufenthalt auf dem Lande. Aber auch in den andern Klassen muß man nicht überladen gewesen sein, denn ich sah die andern Pensionäre neben mir, die von Sekunda bis Quinta reichten, auch nicht geängstigt; keiner klagte, daß er nicht fertig werden könne; keiner war unter den jüngern, der nicht um zehn Uhr zu Bette gehen konnte. Ich saß noch am längsten auf, allein aus eigenem Interesse, weshalb ich oft vom alten Wehrmann gewarnt wurde, das lange Aufsitzen würde mir im Alter Schlaflosigkeit zuziehen. Wie ganz anders fand ich jene Verhältnisse später hier in Petersburg bei meinen eigenen Kindern. Eines derselben mußte bis zwölf Uhr aufsitzen, um die täglichen Aufgaben zu machen. Da wurden z. B. viele Seiten lateinischer Konjugationen geschrieben, neben manchen andern Aufgaben. Welchen Zweck man damit erreichen will, daß man ein Kind recht viel schreiben läßt, ist mir ganz unverständlich geblieben. Das Kind muß mehr an das Fertigmachen der Arbeit als an die Konjugationen denken und gewöhnt sich recht früh eilig zu schreiben. Ich verbot das lange Aufsitzen nachdrücklich, da der Knabe noch ganz unentwickelt war. Es muß aber die Arbeit doch sehr gedrängt haben, denn heimlich bat er die Dienerschaft, ihn doch ja recht früh zu wecken. Auch in Königsberg war die Klage der Eltern wegen Überladung ihrer Kinder mit Schularbeiten ziemlich allgemein. Wenn damit die Kenntniss der Konfulate des Sulla erkauft wurde, so war sie etwas teuer bezahlt; man sollte glauben, daß Sulla noch damals nicht bloß Konful, sondern Diktator war. In Deutschland war ich beim

Besuch verschiedener Universitäten verwundert, von den Studierenden so viele Klagen über die hohen Forderungen des Staates in bezug auf wissenschaftliche Ausbildung zu hören. Das waren mir ganz ungewohnte Töne. Die Erinnerungen an dieselben wurden erneut, wenn ich später in Literaturzeitungen häufig genug die Analysen von Werken fand, welche die Überladung des Schulunterrichtes und deren Folgen beklagten. Diese Überladung scheint — damals wenigstens — auch in den anderen Schulen der Ostseeprovinzen nicht geherrscht zu haben, denn ich erinnere mich nicht, Klagen darüber unter den Studierenden in Dorpat gehört zu haben. Auch haben manche der nach Dorpat eingewanderten Professoren über die Empfänglichkeit und den wissenschaftlichen Eifer der Studierenden sich erfreut und darüber zum Theil öffentliches Zeugnis abgegeben, wie Burdach in seiner Autobiographie. Den Grund von dieser wissenschaftlichen Empfänglichkeit kann man einestheils wohl in dem Umstande suchen, daß die Zahl derer, welche eine möglichst baldige Versorgung im Auge halten müssen, in Dorpat geringer zu sein pflegt als auf den meisten Universitäten Deutschlands, andernteils aber auch wohl in der nicht erlittenen Überladung.

Soll ich den Geist der Schule schildern, so kann ich, zurückdenkend, mich nicht anders ausdrücken, als daß er nach meinem jetzigen Urtheile, wenigstens in der obersten Klasse, vortrefflich war. In den unteren Klassen kam natürlich mehr Mutwillen und wohl manche Lümmelei vor. Auch Trägheit und Unfähigkeit wird sich dort wohl mehr bemerklich gemacht haben, indessen war der Geist gewiß nicht ein schlechter zu nennen, denn ich hatte ja stets neun Stubenkameraden und bei der Tafel sogar neunzehn, aus allen Klassen, bei denen ich einen schlechten Geist nicht fand; auch kam in der Schule keine auffallend anstößige Sache in meiner Zeit vor, von der wir wohl gehört hätten. Möglich waren solche Dinge freilich, denn nicht lange vor meinem Eintritte war eine solche vorgekommen. Sie war außerordentlich verständig behandelt, und die verständige Behandlung hatte, wie es scheint, gute Wirkung gehabt. Ich glaube sagen zu können, daß wir in Prima sehr fleißig waren, wenigstens auf den ersten Bänken, denn ganz hinten saßen wohl einige, die nicht sehr regelmäßig zu kommen schienen und die als *Dii minorum gentium*¹⁾ von uns wenig beachtet wurden. Dieser Fleiß wurde durch gar keine äußern Reizmittel unterhalten. Es gab keine Preisvertheilungen

1) Lateinisch: die untern Götter, übertragen auch soviel wie geringere Leute.

in der Schule, gar keine öffentlichen Examina, sondern nur fortgehende innerhalb der Klasse im ganzen Verlauf des Unterrichts durch Aufrufe an die Tafel oder zum Übersetzen oder einzelne Fragen. In den untern Klassen wurden die Schüler wohl weiter herauf- oder hinuntergesetzt, je nachdem sie gut oder schlecht geantwortet hatten. Das kam in Prima natürlich auch nicht mehr vor und hätte unsern feinern Ehrgeiz verletzt. Wir setzten uns nach gegenseitiger Schätzung und Achtung und behielten dann die Plätze, bis die vordersten abgingen und die nächsten folgten. — Welcher Zauber band uns denn an den Fleiß? Ich glaube, die Vortrefflichkeit der Hauptlehrer, die Achtung, die wir vor ihnen hatten, vor ihren Kenntnissen, vor ihrem Charakter und ihrem Eifer. Schon der Knabe hat, wie es mir scheint, ein Gefühl für die Pflichttreue seines Lehrers, beim Halberwachsenen wird aus diesem Gefühl ein volles Bewußtsein. Viel mehr wird er sich bemühen, um die Anerkennung eines solchen Lehrers und seiner eigenen Kommilitonen zu verdienen, als aus Rücksicht für die eigene Zukunft. Diese liegt ihm noch zu sehr in unbestimmter ferne. Dazu kam nun noch, wie man uns zu behandeln wußte, besonders Wehrmann, den ich nicht nur für einen gebornen Pädagogen, sondern auch für einen durch seinen Eifer und seine Erfahrung sehr eingeübten Schulmann halten muß. Ich habe schon bemerkt, daß er, wenn es sich fand, daß jemand zu dem Übersetzen der kommenden Abschnitte in den Stunden für die klassischen Sprachen sich nicht präpariert hatte, mit einem strafenden Blicke, aber ohne ein Wort zu sagen, abbrach und einen andern aufrief. Nun gab es aber für diejenigen, die nicht in der Pension, sondern in ihren Familien lebten, Fälle, wo wirklich Hindernisse eingetreten waren, unerwarteter Besuch, der lange blieb, Familienfeste und dergleichen. Daß man solche Gründe gar nicht einmal vorzubringen Gelegenheit fand, war so empfindlich, daß die meisten in einem solchen Falle lieber einen Teil der Nacht aufsaßen. Ungefähr ebenso machte er es mit den lateinischen Exercitien. Er ging sie alle bei sich sorgsam durch, verbesserte jeden Ausdruck, der gewandter gegeben werden konnte, durch Überschrift mit roter Tinte, war aber ein Ausdruck ganz gegen den Geist der lateinischen Sprache, so wurde ein mäßiger roter Strich an den Rand des Heftes gemacht. Hatte sich gar ein entschiedener Fehler gegen die Grammatik eingeschlichen, so kam ein dicker roter Strich auf den Rand. Die ersten hießen halbe, die andern ganze Fehler. Am Sonnabend war nun öffentliche Abrechnung, für jedes Exercitium einzeln, aber ganz kurz. Die

fehler wurden nur genannt, die ganzen in dem Tone der Mißbilligung, die halben im Tone der Belehrung. Alles übrige blieb unerwähnt und wurde der eigenen Durchsicht überlassen, da die Exerzitien, nach den gemachten Korrekturen nochmals reinlich abgeschrieben werden mußten. Nie ließ er sich zu Vorwürfen verleiten, auch hörte ich ihn überhaupt nie öffentliche Ermahnungen halten, privatim in seinem Zimmer mögen sie vorgekommen sein. Dennoch waren die roten Striche so empfindlich, als ob sie mit dem Herzblut gezeichnet gewesen wären.

Man sieht, daß, nach meiner Ansicht, ein sehr richtiger Ehrgeiz sich entwickelt hatte. Ich glaube, daß der Mangel aller äußern Anerkennung in öffentlichen Prüfungen usw. mit dahin wirkte, nur auf Anerkennung bei dem Lehrer und den eigenen Kommilitonen Wert zu legen. Auch wirkte es wohl dahin, daß zu gegenseitigem Neide und zur Mißgunst gar keine Veranlassung war. Niemand konnte behaupten, daß durch Zufall ein Schüler unverdiente Anerkennung im Publikum gefunden habe, oder glauben, aus Parteilichkeit sei einer durch Prämien oder auch nur durch günstige Fragestellung im Examen bevorzugt. Dergleichen Klagen hörte ich in Dorpat wohl von den Zöglingen des Revaler Gymnasiums. Sie meinten, man habe die völlig Mittellosen bei der Prämienverteilung begünstigt, da die Prämien in brauchbaren Schulbüchern bestanden. — Doch will ich nicht behaupten, daß dieser Mangel aller Öffentlichkeit nicht auch seine Nachteile gehabt hätte. Es ist nicht gut, wie es mir geschienen hat, daß junge Leute von diesem Alter gar keine Gelegenheit haben, vor einer größeren Versammlung zu sprechen. Ich habe in St. Petersburg oft über die Sicherheit mich gewundert und gefreut, mit der Schüler, auch von geringerem Alter, öffentlich auftreten können. Wir würden unter solchen Verhältnissen, die wir gar nicht gewohnt waren, schlechte Rollen gespielt haben. Aber dafür fehlte uns auch jede Notiz und jede Vorstellung davon, daß man durch ein eingeübtes Examen das Publikum zu täuschen suchen könne. Wie wäre die Achtung vor den Lehrern durch Erfahrungen dieser Art geschwunden!

Von Standesunterschieden und Standesvorurteilen durfte nichts laut werden. Nicht nur die Lehrer, auch die Kuratoren hielten damals fest darauf, daß die Schüler eben nur Schüler sind und sich nach ihrem Wissen und Können rangieren. Man wird schon aus der Richtung, die unser Ehrgeiz genommen hatte, entnehmen können, daß wir vollkommen dieselbe Ansicht festhielten und nur die wissenschaftliche Stellung gelten lassen wollten.

In der ganzen Zeit meines Aufenthaltes in Reval habe ich nur von einem vorgekommenen Miston in dieser Beziehung gehört, der aber bald auf den richtigen Weg abgelenkt ward. Es waren vom Lande drei Söhne einer Familie von sehr vorragender Stellung nach Sekunda gekommen. Sie hatten gleich anfangs Plätze verlangt, die man ihnen nicht einräumen wollte. Da hatte einer von ihnen gesagt: „Jene sind wohl höher an Kenntnissen, wir sind aber höher an Stand.“ Dieser Orator wurde so gründlich ausgelacht, daß ähnliche Äußerungen nicht wieder vorkamen. Auch in der Pensionsanstalt erzählte man sich diese Prätenſion als eine entschiedene Dummheit. — Man war also damals in einer richtigen und gut eingefahrenen Bahn, welche nicht nur eine gedeihliche Annäherung der Stände herbeiführen, sondern auch den jungen Herren vom Adels die Überzeugung erwecken mußte, ihre Geltung könnten sie nur durch eigene Leistung erwerben. — Woher kam es nun, daß einige Jahre später große Zerwürfnisse in dieser Beziehung sich zeigten. Es wurden Klagen laut, das Kuratorium verlange selbst, die Schüler aus dem Adelsstande sollten anders behandelt werden als die Schüler aus dem Bürgerstande. Ich stand damals zu fern, um ein Urteil über diese Vorgänge fällen zu können, doch scheint mir, daß ein solches Verlangen, wie es dem damaligen Kuratorium zugeschrieben wurde, das sicherste Mittel wäre, das spezifische Junkertum früh und fest einzuprägen. Diese Zeiten sind lange vorüber. Aber haben sie nicht vielleicht auf andere Weise fortgewirkt? Ich höre, daß die Zahl der Nichtadeligen jetzt in dieser Anstalt nicht groß ist. Das ist zu bedauern und um so auffallender, da jetzt das Schulgeld für alle Stände gleich ist, früher aber der Adels von den nicht zu seiner Korporation gehörigen Schülern ein höheres Schulgeld forderte als von den eigenen Söhnen.

Aber wie stand es um die Sittlichkeit? Ich glaube, das beste Zeugnis für Prima abgeben zu können, und will versuchen, einige spezielle Nachweise zu geben. Ich war nur noch wenige Tage in der Schule, als man von einigen Pöſſen erzählte, die man früher dem alten Wehrmann gespielt haben sollte. Solche Heldentaten erhalten sich lange in der Erinnerung einer Schule und nehmen bald eine mythische Form an. Auch war es wegen der ungemainen Kurzsichtigkeit Wehrmanns nicht eben schwierig, ihn anzuführen. Bei diesen Erzählungen erklärten die auf der ersten Bank Ansässigen: Wer den alten Wehrmann (denn so hieß er immer unter uns) absichtlich ärgere, der solle es zuerst mit ihnen zu tun haben. Es kam auch durchaus nichts der Art vor.

Das wird man in Prima sehr natürlich finden, es zeigte aber doch die entschiedene Mißbilligung der Vordersten gegen solche Flegeleien und die Neigung der Entfernteren ihre Anerkennung zu gewinnen.

In bezug auf die Sittlichkeit kann ich die Pension nicht ganz so loben. — In dankbarer Anerkennung der Zeit meines Aufenthaltes in der Ritter- und Domschule in Lob überfließend, muß ich fürchten, fast das Ansehen eines gedungenen Laudator temporis peracti¹⁾ zu gewinnen. Ich will daher auch die Schäden gewissenhaft aufführen, die nach meiner Ansicht sich vorfanden. Vorher aber muß ich noch um die Erlaubnis bitten, über einige ganz persönliche Verhältnisse zu berichten, die ich nicht unter die Schäden mischen kann.

Zwei Umstände wirkten sehr günstig auf mich; zuvörderst, daß ich auf der Schule und in der Stadt mehr literarische Hilfsmittel kennen lernte, als auf dem Lande möglich war, vorzüglich aber, daß ich hier einen Kreis von Jünglingen fand, an die ich mich eng anschließen konnte, woraus der poetische Abschnitt meines Lebens sich einleitete.

In der letzten Zeit meines Aufenthaltes im väterlichen Hause war das Bedürfnis erweiterter Lektüre um so mehr wach geworden, je mehr die unregelmäßige Schule freie Zeit ließ. Die Jugendschriften, von denen es einen ziemlichen Vorrat gab, wollten nicht mehr genügen, nachdem Campes Reisebeschreibungen, die Entdeckung von Amerika und allerlei „fortgesetzte Kinderfreunde“, die wir erhalten hatten, durchgelesen waren. Herr Glanström besaß vorzüglich wissenschaftliche Bücher aus allerlei Fächern. Ich suchte „schöne Literatur“, von der ich fast nur Schillers Gedichte kannte, wozu gelegentlich ein Drama von ihm erborgt wurde. Wohlfeile Gesamtausgaben der neuern deutschen Schriftsteller gab es noch nicht und die kostbaren frühern Ausgaben fanden sich bei uns nicht, und in der Nachbarschaft waren sie wenigstens nicht zugänglich, da alle Jugend fehlte. Die Bibliothek meines Vaters wurde sorgfältig durchgemustert, das Corpus juris²⁾ und das Ritter- und Landrecht, damals nur handschriftlich vorhanden, und ähnliches wurden respektvoll übergangen, einige landwirtschaftliche Schriften und „Sorgsame Hausmütter“, Rofärzte und dergl. gleichgültig stehen gelassen,

1) Lateinisch: Lobredner der vergangenen Zeit.

2) Lateinisch: Benennung gewisser Sammlungen einzelner Gesetze oder Gesetzbücher.

alles übrige genauer revidiert, aber neben einigen lateinischen und englischen Chrestomathien und Wörterbüchern war nur wenige deutsche Literatur und etwas veraltet. Gellert, dessen Fabeln wir längst kannten, wollte in seinen andern Schriften nicht mehr zusagen, Hagedorn und ähnliche noch weniger. Was mehr zusagte, dessen nicht viel war, wurde um so öfter gelesen. So fand sich eine kleine deutsche Chrestomathie, in welche das zweite Buch der travestierten Aeneide von Blumauer aufgenommen war. Diese las ich mehrmals und wußte sie bald fast vollständig herzusagen. — Dieser Hunger nach deutscher Literatur fand nun auf der Schule viel leichter Nahrung. Die meisten Schüler besaßen doch etwas davon und viele zusammen ziemlich viel. — Auch der kleine Büchervorrat, den ich mitgenommen hatte, sollte rasch anwachsen und meine bibliomane Anlage gewaltsam hervorbrechen. Ich war kaum zwei Monate in der Domschule, als die Bibliothek des frühern Direktors Tiedeßohl verauktioniert wurde. Eine Bücherauktion ist immer ein Ereignis in einer Stadt, die vom Mittelpunkt des Buchhandels entfernt ist, wo sich aber das Bedürfnis von Büchern geltend macht. In den ersten Tagen war die Auktion so besetzt, daß ein bescheidener Schüler gar nicht dazu kommen konnte, die Bücher nur zu sehen; am dritten Tage aber war es schon so leer im Auktionsraume geworden, daß ich mich mutig unter die Kombattanten¹⁾ stellte. Da wurde bald Hederici Lexicon manuale Latino-Germanicum (Lateinisch-deutsches Handwörterbuch) verlesen. Ich ließ mir das Werk geben, und da ich gleich auf dem Titel sah, daß auch die mittlere und neuere Latinität aufgenommen sei, ließ ich nicht ab, bis ich dasselbe erhielt. Ich hatte schon früher mich gewundert, daß man fast überall zum Handgebrauche den Scheller fand, der aber nur die klassische Latinität enthält. Nun gibt es aber doch eine Menge lateinischer Wörter aus späterer Zeit, namentlich die technischen Ausdrücke der Philosophie, Medizin, Chemie, Astronomie, die uns begegnen und deren Bedeutung man erfahren will. Alles das ist hier zusammengedrängt und zwar immer mit Angabe der Autorität, so daß man sicher unterscheiden kann, was zur guten Latinität gehört. Auch sind die Etymologien angegeben. Ich war ausnehmend glücklich über diese Akquisition. Indem ich aber in der Durchsicht derselben schwelgte, wurde ein arabisches Buch ausboten. Ein arabisches hatte ich noch nicht einmal gesehen. Das wollte ich nun auch haben, und ich erhielt es. Dann

¹⁾ Der Kombattant (franz.) = der Kämpfer, der kämpfende Soldat.

kam aber ein großes ungebundenes Konvolut¹⁾, dessen Sprache (eigentlich Sprachen) der Auktionator nicht anzugeben wußte. Es ging umher, aber niemand konnte die Sprache erkennen. Das mußte ich noch dringender haben, und ich erhielt es. Es ergab sich nachher, daß dieses Konvolut aus einigen Bänden der isländischen Sagas bestand und zwar aus der isländisch-dänischen Ausgabe. Einmal in den Schuß gekommen, kaufte ich nun noch Wolffs Anfangsgründe der Mathematik, 4 Bände, Meads Monita et praecepta medica — ich war ja künftiger Mediziner — und manches andere, was mir nicht mehr erinnerlich ist.

Ich hätte schon damals zur Einsicht kommen sollen, daß nur Bücher, die man braucht, ein Schatz sind, solche aber, die man nicht braucht, nur eine Last bilden. Leider aber ist mir diese Einsicht erst spät gekommen und zur praktischen Anwendung eigentlich noch nicht recht. Heimgekehrt mit meinen Reichtümern, war ich glücklich über den Hederich, und er ist mir das treueste Vademekum²⁾ durch das Leben geblieben, das mich überallhin begleitet hat, wo ich mein Domizilium aufgeschlagen habe.

Mit dem arabischen Buche aber wußte ich nichts anzufangen, nachdem ich an den krausen Buchstaben mich ergötzt hatte. Ich brachte es dem alten Wehrmann, der mir die bezahlten Kopeken vollständig ersetzte. Die Sagas — wurden zum Pflanzentrocknen verwendet und sind in diesem Dienst mit der Zeit untergegangen. Das Buch von Mead ist noch bei mir, aber in siebenundfünfzig Jahren bin ich noch nicht dazu gekommen, es zu lesen. —

Die Bereicherung der Bibliothek hatte meine Kasse unverhältnismäßig angegriffen. Es hatten damals alle Zöglinge der Pension nur sehr geringe Mittel zu ihrer Verfügung — offenbar ein sehr richtiges Erziehungsprinzip des alten Wehrmann, denn die jüngeren mußten ihm sogar ihre Kassenrechnungen vorzeigen. Dennoch sollten diese kleinen Kassen auch für die bessere Ernährung dienen. Für das Mittags- und Abendessen, das nichts weniger als splendid war, aber doch hinlänglich zur Sättigung sein mußte, würde es wohl nicht erlaubt gewesen sein, etwas Besonderes zu haben, allein zum Morgenfrühstück erhielt jeder nur einen trockenen Timpfwecken, jenes vierhörnige Gebäck, das jetzt in Reval selten zu werden anfängt, und über das man im nächsten Jahrhundert wohl antiquarische Forschungen anstellen wird;

¹⁾ Lateinisch: ein zusammengerolltes oder zusammengebundenes Paket
Schriften.

²⁾ Lateinisch: ein Buch, das man als Ratgeber, Leitfaden bei sich trägt.

man erklärte dabei: jedermann könne nach Belieben sich Milch dazu holen lassen. Dasselbe galt von der Vesperkost nach dem Schlusse der Schulstunden. Ich glaube auch diese Einrichtung war eine pädagogische Feinheit des Alten. Er wollte das eigentliche Naschen von seinen Pensionären entfernt halten, denn dieses hatte gerade früher eine sehr böse Geschichte veranlaßt; aber die Abhaltung sollte durch Selbstbestimmung bewirkt werden. Hatte nun ein Knabe — ich habe die kleineren mehr im Sinne — von seinem Taschengelde einen irgend namhaften Teil für Naschereien, wenn auch nur für gewöhnliche Früchte, ausgegeben, so mußte er eine entsprechende Zeit von Tagen und Wochen mit trockenen Timpfwecken sich begnügen und hatte gehörige Muße, über Sparsamkeit nachzudenken. Ich hatte zwar nicht körperliches, aber geistiges Naschwerk in unpassenden Quantitäten zu mir genommen und mußte ohne vieles Rechnen erkennen, daß für dieses Semester keine Milch mehr für mich existierte. Es beugte mich wenig, denn ich hatte glücklicherweise schon früh gelernt, in dieser Beziehung mich selbst zu überwinden. Meine Pflegemutter war eine perfekte Köchin, besonders für allerlei süße Speisen, denen sie die verführerischsten Formen zu geben wußte, und die sie mir von Herzen gönnte. Das war meinem Onkel nicht recht, da er mich zum Helden machen wollte. Er sprach also immer verächtlich von diesen Speisen und aß sie selbst nicht. Fleisch müsse man essen, je roher desto besser, wenn man etwas werden wolle. Was würde er zu den Trichinen gesagt haben! Kinder wollen immer gern groß sein. Er brachte es dahin, daß ich auch verächtlich von den süßen Speisen sprach und sie nicht selten freiwillig von mir wies, was auch in Piep zuweilen vorgenommen wurde, wenn etwa in Campes Schriften ein Rat zur Selbstüberwindung vorgekommen war. Wenn nun in Reval im Jahre 1807 die trockenen Timpfwecken am Morgen mit Gepolter auf den Tisch ausgeschüttet wurden, so brauchte ich nur einen der beiden in solides Schweinsleder gebundenen Teile des Hederich in der Hand zu wiegen, um mit voller Genugtuung zu denken: Du hast doch das bessere Teil erwählt. Man gewinnt immer die Sache besonders lieb, für die man Opfer gebracht hat. So ging es mir mit dem Hederich. Daher mag es auch wohl gekommen sein, daß ich nicht auf Restitution¹⁾ meiner Kasse antrag, was wohl natürlich gewesen wäre. Ich gewöhnte mich bald an das trockene Frühstück auch für die Zukunft.

¹⁾ Lateinisch: Wiedererstattung, Wiederherstellung in den früheren Zustand.

Ein viel tiefer gehendes Bedürfnis als das der vermehrten literarischen Hilfsmittel fand in Reval seine volle Befriedigung, — ein Bedürfnis, das mir zu Hause nicht einmal zur vollen Klarheit gekommen war — das nach vertrautem Umgange mit jungen Leuten von meinem Alter. Ich lernte bald meine Kommilitonen in Prima achten und lieben. Besonders aber entwickelte sich mit dem mir zunächst sitzenden Schulkameraden Alfmuth vor allen eine herzliche und innige Freundschaft. Es bildete sich bald unter vieren von uns eine Art Kränzchen, ohne den Namen aber in der That, in welchem wir uns kleine lateinische Ausarbeitungen vorlasen, einige Abschnitte aus einem lateinischen Schriftsteller, der Livius ist mir erinnerlich, vorübersetzten, ein Beweis, daß uns die Schularbeiten auch außer der Schule lieb waren, und dann zu einem deutschen Dichter übergingen — und zuletzt Tee tranken. Das Nachahmen des Studentenlebens war uns damals völlig fremd. Um das Idyllische dieser Zusammenkünfte voll zu machen, folgte dann zuweilen ein Tänzchen mit den Damen der Häuser, in welchen wir uns versammelten (des Ratsherrn Hofmann und Alterm. Hippus). Die Freundschaften gingen in schwärmerische Formen über; mit Alfmuth wohnte ich auch in der ersten Zeit in Dorpat zusammen. Ich brauche nicht zu sagen, daß neben den Freundschaften auch andere Regungen des Herzens sich lebhaft genug entwickelten. Aber diese wollen, bei aller Offenheit, auch im Alter noch im heiligen Schrein der Verschwiegenheit verschlossen bleiben.

Von meiner poetischen Zeit ungern mich losreisend, gehe ich so rasch als möglich zu dem höchst prosaischen Geschäfte über, dem gegebenen Versprechen gemäß, die Schäden zu nennen, die, nach meiner Ansicht, damals in der Schule bestanden. Der offenbarste Schaden und vielleicht der einzige in der Schule selbst war der Mangel eines tüchtigen Lehrers für die russische Sprache. Man hatte dazu einen Mann gedungen, der Übersetzer bei der Regierung war, der auch die russische Sprache recht gut kannte, aber wenig Schulbildung besaß und deswegen nicht die Achtung bei uns genoß wie die übrigen Lehrer. Die Folgen davon blieben nicht aus. Man hatte früher den Karamsin gelesen, was wohl ganz passend war, um auch aus dieser Literatur den Schülern nur Preiswürdiges vorzuführen. — Da war aber, noch vor meiner Anwesenheit, irgendein wohlmeinender Senateur durchgereist, der das Lesen des Karamsin nicht billigte. Man müsse vor allen Dingen die Jungens moralisch machen, hatte er gemeint und eine Chrestomathie vorgeschlagen, in welcher allerlei Geschichten,

größtenteils aus dem Altertume, zur Nachahmung und Beachtung erzählt wurden. Dieses Buch wurde gerade eingeführt, als ich in die Schule eintrat. Es konnte sich aber unsere Achtung nicht erwerben, da die Geschichten uns schon aus den ursprünglichen Quellen oder aus anderen Ableitungen bekannt waren. Auch erkannten wir natürlich sehr gut, daß eine Sammlung von Übersetzungen nicht geeignet sei in einer Anstalt und in einem Alter, wo man in anderen Sprachen nur Klassiker las. Was würde der alte Wehrmann gesagt haben, wenn man ihm proponiert hätte, im Lateinischen ein solches Buch zu wählen! Als nun einer von den Schülern den Vorwitz hatte, beim Übersetzen eines Stückes, in welchem L. Cinna vorkam, zu fragen, was das L. bedeute, ob etwa Ludwig? und der gute Lehrer darauf nicht zu antworten wußte und es für gleichgültig erklärte, da hatten wir es ja weg, daß er diese Abkürzungen der römischen Namen nicht kannte, und die Klasse teilte sich in die beiden Konjekturen¹⁾ von Ludwig und Leopold. Der Lehrer mußte wohl merken, daß er gehänselt wurde, wußte sich aber nicht zu helfen. Ähnliches wiederholte sich mehrmals, denn andere wollten doch auch so witzig sein. Ich erwähne dieses Übermutes, weil er, wie ich glaube, recht anschaulich macht, wie wichtig die gangbare Schulbildung auch für den Lehrer ist, dessen Unterrichtszweig weniger damit zusammenhängt. Wir waren so lammsfromm bei den anderen Lehrern, nur bei diesem ergaben viele sich verstecktem Mutwillen. Ich habe es später sehr bedauert, daß man den Unterricht in der russischen Sprache damals nicht ernstlicher nahm. Man sagte zwar, es gäbe keine besseren Lehrer im Lande —, allein damit begrenzte man das Land mit der Narowa. Jenseits derselben würden diese doch wohl zu finden gewesen sein — vielleicht nicht wohlfeil, aber der Zweck war auch nicht klein. Eine Art Opposition bestand nicht, wenigstens beim Kuratorium sicher nicht. Eher möchte ich glauben, daß die Schulmänner ein größeres Opfer an Geld und Zeit für überflüssig hielten. Es ist also wohl sehr erfreulich, daß jetzt auch für diesen Unterricht besser gesorgt ist.

In dem Maße wie die Schule kann ich die Pension allerdings nicht loben. Doch bin ich weit davon entfernt, die Pension damaliger Zeit für eine schlechte Anstalt zu erklären. Wenigstens vom oberen Stockwerk konnte man das nicht sagen. Hier führte der Direktor Wehrmann als erster oder oberster Inspektor die

¹⁾ Die Konjektur (pl.-en) lat. = die Vermutung, Mutmaßung.

spezielle Aufsicht, und ich habe schon gesagt, wie eifrig er für den Fleiß der Schüler durch wiederholtes und unerwartetes Befragen sorgte. Etwas mehr Neckereien, Mutwillen und kleine Streiche kamen wohl vor, als nötig gewesen wäre. Sie fehlen aber auch in der Privaterziehung nicht. Da ferner die Beaufsichtigung nicht eine unausgesetzte war, so fehlte auch das Gefühl der Unterdrückung und jene unterwürfige Fügsamkeit, die so leicht zu scheinheiliger Verstellung führt und beim Aufhören des Druckes um so schwerer die eigene Leitung finden kann. Diese Folgen zu strenger Bewachung werden von den Zöglingen viel bitterer gebüßt, als ein wenig Mutwillen dem Lehrer beschwerlich werden mag. Wenn das Lärmen etwas groß wurde, hatte Wehrmann auch hier eine eigene wortlose Art der Behandlung. Er machte nur seine Türe auf (er hatte eine nach dem gewöhnlichen Arbeitszimmer und eine andere nach dem Schlafzimmer) und bewegte sie ein paarmal hin und her —, das genügte fast immer, um Ruhe zu schaffen. Wurde es nicht sogleich bemerkt, so trat er selbst heraus, und da wurde es gewiß still. — In der untern Pension sah es etwas schlimmer aus, weil die zweiten Inspektoren keine Erzieher waren, auch nicht Männer von genügender Schulbildung, um die Arbeiten überwachen zu können. Ich sah zwei derselben nacheinander. Beide konnten sich nicht vollständig in Autorität setzen, und mit dem zweiten ereignete sich eine sehr anstößige Geschichte, die ich dem Papier nicht anvertrauen mag.

Die Beköstigung und die ganze Unterhaltung waren sehr einfach, doch da beide Inspektoren an dem Tische teilnahmen, konnten wir uns nicht ernstlich beklagen, obgleich es an einigen stillen Raisonsments nicht fehlte. Ein Uebelstand war es aber wohl, daß es an einer weiblichen Aufsicht fehlte. Ein Diener nur deckte die Betten zu und sorgte für das Abframen der Tische, damit die Zöglinge sich nicht zu sehr an Unordnung gewöhnten. — Da überdies der löbliche Zustand der obern Pension doch fast ausschließlich von der Persönlichkeit Wehrmanns abhing und es schwierig sein mag, tüchtige Erzieher zu finden, die sich dem mühsamen Geschäfte unterziehen mögen, Knaben, die von allen Seiten zusammenkommen und mitunter auch vernachlässigt sein können, zu beaufsichtigen, wundere ich mich nicht, daß diese Pensionsanstalt ganz aufgehoben ist, nachdem ihr einige Zeit hindurch eine zweite zur Seite gesetzt war.

In bezug auf meinen Aufenthalt in der Domschule und die damalige Zeit bin ich nun wohl ausführlich genug und vielleicht zu ausführlich gewesen. Es ist nicht ohne Absicht geschehen. Ich

fühle ein Bedürfnis, die Ursachen aufzusuchen, weshalb diese Anstalt von Zeit zu Zeit in eine Art Schwanken kommt, in welchem wesentliche Veränderungen vorgenommen werden, oder der Fortbestand ganz in Frage gestellt wird. Zu dieser Besprechung habe ich im Vorhergehenden aus der eigenen Erfahrung zur Zeit meines Aufenthaltes Material zu sammeln gestrebt. Bevor ich aber zur Erörterung der Frage übergehe, inwiefern in der Organisation der Anstalt die Veranlassungen zu diesen Schwankungen liegen mögen, sei es erlaubt, meine Überzeugung auszusprechen, daß die Ritter- und Domschule schon viel früher, ja schon von der Zeit an, daß sie eine Anstalt der Adelskorporation wurde, auf diese einen sehr günstigen Einfluß ausgeübt hat, und nachzuweisen, worauf sich diese Überzeugung gründet.

Vergleicht man den Bildungszustand von jetzt mit dem vor einem Jahrhunderte, so ist ein sehr bedeutender Fortschritt bei uns in die Augen springend. In den langen und verwüstenden Kriegen, welche Schweden, Polen und Rußland um den Besitz ihrer Ostseeprovinzen geführt haben, waren offenbar die Deutschen in diesen Provinzen sehr verwildert, wie man sich auszu- drücken pflegt, aber richtiger wohl sollte man sagen, daß die Deutschen der Ostseeprovinzen lange nicht die Fortschritte in der Bildung gemacht hatten, welche in Folge des Aufschwunges im Schulwesen nach der Reformation, bei den Deutschen im Römischen Reiche und auch in Ost- und Westpreußen so gut wie bei andern protestantisch gewordenen Völkern sich entwickelten. Die Anstalten, welche zur Förderung der Bildung hier gestiftet wurden, wie die Schulen und die Universität unter Gustav Adolf, wurden bald wieder zerstört durch die Kriegsunruhen, bevor die Saat, welche sie auszustreuen angefangen hatten, zur Reife kommen konnte. Diese Verwilderung oder der Mangel an Fortschritt scheint allen Ständen gleichmäßig gewesen zu sein, wie der Umstand bezeugen mag, daß man zur Besetzung der im Jahre 1632 in Dorpat gestifteten Universität fast gar keine inländischen Professoren finden konnte, sondern eingewanderte Schweden und Deutsche benutzen mußte, und außerdem die von Zeit zu Zeit von der schwedischen Regierung angeordneten Revisionen des Kirchen- und Schulwesens, welche von unserem Lande traurige Bilder in ihren Berichten entwarfen. — Der andauernde nordische Krieg konnte diese Zustände nicht verbessern, und die große Pest von 1710 verschlimmerte sie, da sie besonders in den Städten, den allgemeineren Bildungsanstalten, wütete. Nach dem nordischen Kriege, ja schon während desselben, vom Jahre 1710 an,

trat Ruhe bei uns ein, mit ihr erwachte die Sehnsucht nach Bildung. In dieser Sehnsucht blieb, wie es scheint, der Adel anfangs gegen den dritten Stand zurück, vielleicht weil der größte Theil desselben seine natürliche Bestimmung oder Vorteile darin fand, früh in das russische Militär einzutreten, oder aus andern Gründen. Die frühesten Erinnerungen aus meiner Kindheit scheinen mir den Beweis davon zu geben, sie zeigen aber auch, daß der Oberpastor Harpe durch seine Landtagspredigt einen mächtigen Fortschritt bewirkt hatte, so wie der große Eifer und die Opferwilligkeit, mit der seine Ansprache aufgenommen und sogleich in Ausführung gebracht wurde, beweist, daß das Bedürfnis nach Fortschritt um die Mitte des 18. Jahrhunderts vom Adel sehr lebhaft gefühlt sein mußte. Blicke ich in meine Kindheit zurück, so muß ich mir sagen, daß die Generation des Adels, welche damals in Blüte war und deren Schulbildung um 1770 oder etwas später begonnen hatte, einen Mangel an allgemeiner Schulbildung nicht auffallend verriet, wogegen die ältesten Personen, welche ich sah, und deren Schule um die Mitte des 18. Jahrhunderts begonnen haben wird, sehr häufig ihre Gedanken nicht geordnet niederzuschreiben wußten, noch weniger einer geregelten Rechtschreibung sich befleißigten und die deutsche Sprache häufig sehr fehlerhaft gebrauchten. Der letztere Umstand hing vielleicht damit zusammen, daß noch früher, im Anfange des Jahrhunderts, der niederdeutsche Dialekt ziemlich allgemein die Umgangssprache gewesen war, obgleich die Schriftstücke aus jener Zeit, wenigstens diejenigen, die mir zu Gesicht gekommen sind, nachweisen, daß auch damals die Schulsprache die hochdeutsche war. Ich muß also glauben, daß mit dem neuen Aufschwunge der Domschule oder sehr bald nachher ein bedeutender Umschwung in der allgemeinen Bildung des Adels eingetreten ist, und muß an dieser Überzeugung halten, obgleich viele meiner Bekannten, namentlich mein Vater und sein Bruder keineswegs schon in dieser Anstalt gebildet waren. Aber mit der Erhebung der Domschule mehrte sich ohne Zweifel die Zahl der lehrfähigen Männer, und vor allen Dingen mußte die Schätzung des Schulwesens beim Adel gewinnen, nachdem er selbst mit Opfern eine Schule gegründet hatte und ein Kuratorium aus seinen Mitgliedern, — wahrscheinlich doch aus den am meisten gebildeten und aus Vertrauensmännern bestehend, mit eifrigen Schulmännern in fortlaufenden Verkehr getreten war. Ich berechne also die Wirksamkeit der Domschule für den Adel nicht allein nach der Zahl der Zöglinge, die sie aus diesem Stande gehabt, sondern nach dem allgemeinen Einflusse, den sie ausgeübt

hat, und dieser scheint mir schon bald nach der Übernahme ein sehr bedeutender gewesen zu sein. Es bestand zwar schon über ein Jahrhundert in dem Gymnasium zu Reval eine andere Anstalt für bessern Unterricht, aber der Adels benutzte sie fast gar nicht. Ob er darin recht oder unrecht hatte, kann ich nicht entscheiden, aber wie kläglich zuweilen der Ausweg geriet, allerlei abenteuerliche Informatoren ins Haus zu nehmen, davon könnte ich Beispiele anführen¹⁾. Die Häufigkeit des Militärdienstes nahm zwar nur allmählich ab, wurde aber auch von dem ärmern Teile des Adels als ein Mittel betrachtet, die jungen Leute, nachdem sie einige für genügend gehaltene Schulbildung bekommen hatten, die Welt sehen zu lassen und Lebenserfahrungen unter Zucht und Aufsicht zu sammeln, wenn auch nur auf einige Jahre, damit sie nicht immer auf der Scholle blieben. Da gab es denn in meiner Jugend recht viele Männer, die es im Dienste des Mars bis zum Leutnant oder Kapitän, oder wenn sie länger aushielten, bis zum Major gebracht hatten. Diese weitere Bildungsweise im Militär war jedenfalls besser als eine andere, welche der reichere Adels nicht selten einschlug, indem er seine Söhne nach Paris schickte mit der Vermahnung, seine Sitten und gewandtes Benehmen bei Hofe und in anderer guten Gesellschaft zu suchen,

¹⁾ Darunter eins aus unmittelbarer Nähe, andere aus Tradition. In das Haus meines Großvaters war zuerst ein Informator geraten, von dem einige Dokumente lange in der Familie verwahrt wurden, namentlich ein paar Schulrapporte, dergleichen er wöchentlich abgegeben haben soll. In einem dieser Rapporte, den ich vor mir habe, kommt folgendes Zeugnis über eine Schülerin vor: „Gibt sich sonst Mühe artig zu lesen (sic!) und Buchstabieren (sic!) verwandelte aber heute einen sehr ordinären Buchstaben zur unvermuteten Verwunderung das D: einmal in W: ferner in V.“ Die andern Nachrichten über die andern Kinder sind von ähnlicher Wichtigkeit und Orthographie, z. B.: „Mit dem Vaterunser geht es hart her. Das Übrige kann vor passabl (sic!) gelten.“ Das Hauptstück dieser kleinen Sammlung bestand aber in einer Petition um zwei Rubel. Um diese Petition energisch zu unterstützen, mag der Mann geglaubt haben, recht gewaltige Redensarten zusammendrängen zu müssen, der Schwulst war ihm aber unter der Feder zum baren Unsinn angewachsen. So kam „Lutherisch-Kalmuckische Religion“ darin vor. Das war meinem Großvater, von dessen Bildungsstufe ich leider keine Nachricht habe, der aber jedenfalls viel auf die Wichtigkeit der Schule hielt, doch zu stark. Der Mann bekam natürlich die zwei Rubel, aber ebenso natürlich sehr bald darauf seinen Abschied. — Von andern habe ich erzählen gehört, daß sie die Tugend der christlichen Liebe nicht anders als durch Schläge eindringlich zu machen wußten. Daß es noch vor fünfzig Jahren solche Leute gab, die nichts weiter gelernt hatten als Lesen und Buchstaben schreiben und deshalb glaubten, sie könnten doch als Informatoren gelten, habe ich freilich selbst erfahren, als ich in Dorpat den Auftrag hatte, nach einem Lehrer mich umzusehen, allein ich habe auch erfahren, daß sie nirgend eine Stelle finden konnten. B.

ein Duell aber, wenn sich Gelegenheit dazu fand, nicht abzulehnen. Der beste Weg war wohl der, die jungen Leute auf eine deutsche Universität oder an einen deutschen Hof zu schicken. Zuweilen, aber, wie es scheint, selten, traten sie auch in auswärtige Dienste. Die einheimische Universität und die Leichtigkeit, mit der man jetzt die halbe Welt besieht, haben diese Art der Nachstudien sehr geändert, was nicht hierher gehört.

Hier kam es vorzüglich darauf an nachzuweisen, daß auf unsre kleine Provinz und ganz besonders auf den zahlreichen Adel in derselben die Umgestaltung der Domschule sehr früh einen auffallend günstigen Einfluß gehabt zu haben scheint, wahrscheinlich schon dadurch, daß der Adel eine Bildungsanstalt als die seinige betrachtete, ihr Opfer brachte und eine Deputation dieser Korporation mit ausgesuchten Schulmännern und dem eifrigen Oberpastor Harpe anhaltend verkehrte und die Bildungsinteressen auf den Landtagen öffentlich zu vertreten hatte. Diese mußten dadurch im Lande mehr besprochen werden und zu allgemeinerer Anerkennung kommen. Mittelbar wurde hierdurch auch wohl den abenteuerlichen Informatoren der Eintritt in die Familien erschwert, guten Lehrern aber erleichtert. In späterer Zeit aber hat diese Anstalt unmittelbar durch ihre Zöglinge zur Verbreitung wissenschaftlicher Bildung unter allen Ständen, besonders auch unter dem Adel, sehr wesentlich beigetragen, besonders wenn man, wie zu meiner Zeit wohl allgemein war, die Liebe zu wissenschaftlichen Beschäftigungen mitnahm. Es tut mir leid, daß ich kein längeres Verzeichnis der Schüler unserer Anstalt vor mir habe, welche den Kursus bis Prima durchgemacht haben. Ich glaube, es würde beweisen, daß ein großer Teil der Mitglieder unsrer obersten Behörde, des Oberlandesgerichtes, ihre Bildung in derselben erhalten haben. Die Domschule, als die eigene Schule der Ritterschaft, ist aber auch die festeste Handhabe, vermittelst welcher diese die Bildung der künftigen Generationen noch mehr befördern und nach ihren Bedürfnissen leiten kann. Aus eigenen Mitteln für vollständigen guten Unterricht der Jugend zu sorgen, ist nur den reichsten und also den wenigsten Familien möglich. Daß recht viele zu einem vollständigen guten Unterricht zu gelangen vermögen, kann nur die Gemeinschaft besorgen. Daß aber eine gründliche Bildung recht vieler Mitglieder der Korporation ein hohes, ja wohl das höchste gemeinsame Interesse derselben ist, wenn sie ihre politische Bedeutung bewahren, und was dazu nötig, vor allen Dingen auch verdienen will, wird jetzt sicherlich nicht verkannt.

Gehen wir über auf die Verfassung der Ritter- und Domschule, so liegt eine Schwierigkeit und eine Gelegenheit zu Verstimmungen in dem Umstande, daß die oberste Leitung einer Deputation aus dem Adel, Kuratorium genannt, anvertraut ist, das seinerseits wieder dem allgemeinen Landtage verantwortlich und die allgemeinen Interessen der gesamten Korporation im Auge zu haben verpflichtet ist, und daß von der andern Seite diesem Kuratorium gegenüber das Lehrpersonal aus Schulmännern besteht, welche ihre wissenschaftliche Ausbildung nicht nur im allgemeinen verfolgt haben, sondern in einzelnen Hauptfächern sie besonders weiter zu führen bemüht waren und bemüht sind. Dem Schulmanne, je mehr Eifer er in sein Geschäft legt, wird es immer am lohnendsten sein, wirkliche Gelehrte zu ziehen. Diese bilden seinen Stolz. Dem Adel muß es aber darauf ankommen, den einzelnen Mitgliedern, welche Kinder haben, die des Unterrichts bedürfen, eine günstige Gelegenheit für denselben zu verschaffen und zwar besonders für die Berufe, welche sich am häufigsten diese heranwachsende Jugend wählt, nach der jedesmaligen sozialen Stellung, die wieder nur eine Entwicklung der Vergangenheit sein kann. Diesen Gesichtspunkt darf das Kuratorium sicher nicht aus dem Auge verlieren. Es muß aber auch, wie jede soziale Repräsentation es sollte, den Blick auf die Zukunft gerichtet halten und kann dann nicht verkennen, daß die Sorge für den Fortschritt der Bildung in der Gesamtheit des Adels ihm anvertraut ist, eine Mission, die wahrlich eine sehr hohe ist.

Diese Organisation der Anstalt hat ihre Schwierigkeiten, das ist nicht zu verkennen, allein sie scheinen kaum zu vermeiden, da man nicht erwarten kann, daß die Ritterschaft die nicht unbedeutenden Kosten der Anstalt trage, ohne durch eine Oberaufsicht sich fortgehend zu versichern, daß sie ihren Interessen entspricht. Einer dieser Uebelstände ist, daß jede Ungebühr, die in dieser Anstalt vorkommt, im Lande umher in allen Familien besprochen wird und nur zu leicht bei einigen den Gedanken erregt, die Schule ganz aufzugeben, da unter den Zahlenden nicht wenige sind, welche entweder keine Kinder zu erziehen haben oder anderweitig für sie sorgen können. Sie haben also nur für die Interessen der Korporation zu zahlen. Es wird bei solchen Gelegenheiten die Erinnerung an frühere Vorgänge wach, die zum Teil schon mythisch geworden sind. Kommt eine Ungebühr dieser Art in einer von der Regierung unterhaltenen Anstalt vor, so ist alles bemüht, die Kennt-

nis davon nicht über die unmittelbar Beteiligten hinausgehen zu lassen¹⁾).

Ernstere Wirkungen können die Differenzen in den Ansichten des Kuratoriums und des Lehrerpersonals haben. Um solche Konflikte zu vermeiden, weiß ich keinen bessern Rat zu geben, als daß man sich nach recht tüchtigen und eifrigen Lehrern umsehe, dabei keine Mühe und soweit möglich auch keine Geldopfer scheue, daß das Kuratorium dann aber auch auf die Einsicht und Erfahrung der Schulmänner vertraue, daß das Personal des Kuratoriums so wenig als möglich wechsle, weil häufiger Wechsel der Ansichten in der Leitung die Tätigkeit der Lehrer hemmt, daß aber, wenn dennoch Veränderungen im bisherigen Unterrichtsplane mit Entschiedenheit vom Lande gewünscht werden, die Lehrerkonferenz, wenn sie sie nicht ganz unausführbar findet, bereitwillig und mit besten Kräften darauf eingehe. — Ich glaube, daß in allen diesen Hinsichten ein richtiges Verhältnis in der Zeit meines Aufenthaltes in der Ritter- und Domschule bestand, und daß eben deshalb der Zustand der Anstalt ein gedeihlicher war. Die wichtigsten Lehrer, vor allen die Herren Wehrmann und Blasche, genossen großes Ansehen im Lande, und das Kuratorium achtete ihre Personen und Ansichten sehr. Dennoch trat auch damals eine gewisse Differenz der Meinungen hervor. Man wußte im allgemeinen im Lande, daß Wehrmann ein eifriger Philologe war und sich alle Mühe gab, diesen Teil des Unterrichts zu fördern. Es wurden daher viele Stimmen laut, welche solche Zweige des Unterrichts gefördert wissen wollten, welche mit dem künftigen Berufe des größten Theils des Adels in näherer Beziehung stehen, namentlich Jurisprudenz und Kriegswissenschaften. Das Kuratorium konnte diese Forderungen, die sich auch auf dem Landtage geltend gemacht haben werden, nicht ganz unberücksichtigt lassen. Ich kenne die Protokolle der

¹⁾ Wie lange sich aber solche Sagen auf dem Lande erhalten, wenn sie einmal dort verbreitet sind, möge man daraus erkennen, daß es zu meiner Zeit sehr achtbare Großmütter und Großtanten daselbst gab, welche die schmerzliche Besorgnis hegten, ihre Nachkommenschaft müsse in der Domschule verwildern wegen der Kämpfe mit den Gymnasiasten. Diese Kämpfe kamen aber damals nur in den allerprimärsten und naivsten Formen unter sehr wenigen Ruhm- und Tatendürstigen der untersten Klasse vor. Wenn jemals größere Balgereien gewesen sein sollten, so müssen sie in sehr viel früherer Zeit vorgekommen sein, denn alles Andenken daran hatte in der Schule aufgehört. Es bestand nur noch auf dem Lande. Ohne Zweifel wurden solche Fallstaffaden der Ruhmsüchtigen auch in die Familienkreise getragen und erregten da die Besorgnisse der Großmütter.

Schulkonferenzen nicht, doch denke ich mir, daß der Direktor Wehrmann nachgewiesen haben wird, daß der Unterricht in den alten Sprachen nur dann den vollen Wert hat, wenn er bis zu einem geläufigen Verständnis der Schriftsteller geführt wird. Wenigstens war der Erfolg so. Es wurde nämlich von den philologischen Stunden keine gestrichen. Ebensovienig konnte Professor Blasche eine Stunde abgehen, wenn er bei der Methode bleiben sollte, zu Anfange des Jahrganges den Inhalt früheren Unterrichts kursorisch durchzugehen. Noch weniger konnten die andern Unterrichtsgegenstände, für welche nur wenige Stunden bestimmt waren, beschränkt werden. Es wurden also außerordentliche Stunden festgesetzt, eines Theils für juridische Grundbegriffe und andern Theils für Fortifikation und Artillerie, wobei den Primanern und Sekundanern freigestellt wurde, sie zu benutzen. Ich griff nach beiden, und grade der juridische Unterricht hat mich sehr interessiert. Es fand sich nämlich unter den Lehrern ein ehemaliger Jurist, Herr Heuser, den wir bis dahin in Prima nicht gesehen hatten. Er übernahm es, eine Übersicht der Institutionen uns vorzutragen, und da es ihn erfreuen mochte, frühere Studien wieder vorzunehmen, war sein Vortrag sehr animiert. Mich interessierten diese scharfsinnigen, ich möchte sagen, zuweilen wizi gen Distinktionen der Rechtsverhältnisse. Jedenfalls waren uns diese Betrachtungen ganz neu, und ich denke, daß sie auch für das spätere Leben keineswegs verloren waren; jedenfalls erweiterten sie den geistigen Gesichtskreis. Weniger befriedigte mich, und wie es schien, auch die andern, der Vortrag der Fortifikation und Artillerie, obgleich ihn der so beliebte Professor Blasche übernommen hatte. Aber er selbst hatte keine rechte Freude daran. Zwar war es ganz angenehm und auch nicht überflüssig, die Benennungen und den Zweck der einzelnen Festungswerke und ihrer Teile, sowie der Geschütze und ihrer Teile zu erfahren. Da in Reval die Festungswerke noch vollständig bestanden, so konnten wir uns diese Dinge gleich ansehen. Allein es schien mir, daß, wenn ein unterrichteter Leutnant uns etwa zwei Vormittage in den Festungswerken umhergeführt hätte, wir diese Geheimnisse auch erfahren hätten, wie es mit mir früher geschehen war. Auch konnten wir nicht verkennen, daß wir über die Kunst der Terrainbenutzung doch auf der Schulbank nichts erfahren würden. Darauf ließ sich auch Professor Blasche nicht ein. Er benutzte den Vortrag mehr, uns rechnen zu lassen, den kubischen Inhalt von Wällen und Bastionen, die Zahl der Kugeln in den verschiedenen Kugelhaufen

eines Artillerieparcs usw. Auf die verschiedenen Rezepte für Bereitung des Pulvers, Raketenfahes und dergleichen praktische Dinge achteten wir wenig, denn wir dachten: Darin hat der Alte doch wohl keine eigene Erfahrung. Immer scheint die Anerkennung der Tüchtigkeit eines Lehrers für sein Fach sehr wesentlich für die Benutzung seines Unterrichtes zu sein.

Diese extraordinären Vorträge kamen nur in einem Jahre meiner Anwesenheit vor.

Jetzt ist wohl nicht mehr zu erwarten, daß man einen Unterricht in der Jurisprudenz auf der Schule verlangen wird, da man in Dorpat einen vollständigen Kursus hören kann, in welchem nicht allein das Römische Recht vorgetragen wird, sondern auch die bestehenden allgemeinen Landes- und die Provinzial-Gesetzbücher ihre Erläuterung finden.

Aber es wird auch künftig an Differenzen in den Ansichten nicht fehlen, um so weniger, je einseitiger man auf beiden Seiten verharret. Ich glaube als Unparteiischer in der Mitte zu stehen. Hervorgegangen aus der Adelskorporation, habe ich doch mein ganzes Leben in der Sphäre des Unterrichtes zugebracht. Der erstere Umstand hat mir die Bedürfnisse der Ritterschaft näher gerückt und anschaulicher gemacht, der andere hat mich veranlaßt, viel über wissenschaftliche Bildung, ihr Wesen und ihren Wert nachzudenken. Inwieweit meine Ansicht dadurch eine richtigere geworden ist, kann ich freilich selbst nicht beurteilen. Aber ich glaube durch dieses doppelte Verhältnis eine gewisse Berechtigung, ja ich möchte fast sagen, eine Verpflichtung erlangt zu haben, meine Meinung ganz rückhaltlos auszusprechen, auch auf die Gefahr hin, von beiden Seiten mißbilligt zu werden. Was mir an Erfahrung als Schulmann im engsten Sinne des Wortes abgeht, wird vielleicht, zum Teil wenigstens, durch die Unparteilichkeit des Standpunktes aufgewogen. Auch habe ich an den Kämpfen, die man als Kämpfe des Humanismus mit dem Realismus (im pädagogischen Sinne) zu bezeichnen pflegte, in Königsberg lebhaft teilgenommen. Vom Philanthropinismus war nicht mehr die Rede, aber es bestanden in Königsberg zwei Gymnasien, beide im humanistischen Sinne organisiert, von denen das eine, dessen Direktor ein sehr vielfach unterrichteter Mann, nicht allein Philolog, sondern auch tüchtiger Mathematiker war, auch die mathematischen Studien sehr förderte, das andere aber, dessen Direktor fast ausschließlich sich der Philologie widmete, auf diese Studien auch fast ausschließlich den Wert legte. Die Bürgerschaft der Stadt wollte nun auch eine Anstalt von ganz anderer

Art, von der man schon viel hörte, — ein Realgymnasium. In opferbereitem Eifer brachte sie die Mittel dazu zusammen. Man konnte aber keine Schule ohne Zustimmung und Oberaufsicht des Staates gründen. Da wurde denn durch die Behörden dem Magistrate so lange zugefetzt, bis auch diese Anstalt den frühern ziemlich gleich und ein Direktor eingesetzt wurde, der in seiner Antrittsrede sehr rhetorisch auseinandersetzte, bei den Alten sei alles Humane aufgespeichert und alle Humanität sei von dort zu holen.

Ich fand das sehr unrecht. Die einzige wirkliche Schwierigkeit schien darin zu bestehen, tüchtige Lehrer für die Realisirung der Wünsche der Königsberger Bürgerschaft zu finden, was grade dort nicht leicht auszuführen war. Aber man hätte immerhin den Anfang machen sollen. Wenn man nicht plötzlich ein vollständiges Polytechnikum schaffen konnte, denn das war es doch eigentlich, was der Bürgerschaft vorschwebte, so hätte man es doch mit der Zeit erzielen können. Das Bedürfnis war neben den beiden Gymnasien groß, und es kam nur darauf an, den Unterricht dort ebenso gründlich zu betreiben, wie in den Gymnasien. Auch die Einleitungsrede wollte mir nicht zusagen, obgleich sie von einem Befreundeten kam. Statt mich zu überreden, erregte sie meine Opposition. Ist nicht bei den Alten zu viel Menschliches? Ihr ganzer Olymp ist für uns etwas zu menschlich, oder vom moralischen Standpunkte betrachtet, eigentlich untermenschlich, so übermenschlich auch die körperlichen Verhältnisse sind. Die fortgeschrittene Zivilisation hat also doch wohl unser Ideal vom Menschlichen höher aufgebaut, und wenn man etwa in dem Worte Ideal zuviel Phantasie wittert, so will ich mich ganz praktisch und als Erzieher ausdrücken: Welcher verständige Vater wird wünschen, daß seine Söhne und Töchter den Göttern Griechenlands gleichen? Soviel Stoff sie auch der Poesie geliefert haben und noch liefern werden, Vorbilder für die Erziehung des Menschen liefern sie gewiß nicht. „Aber, wendet man vielleicht ein, die geistreichen Klassiker der spätern Zeit wirken doch gewiß bildend auch in unsrer Zeit; wer wird an die naiven Phantasiebilder der ersten Kindheit der Völker den spröden Maßstab unsrer Zeit setzen wollen?“ Ich glaube nie verkannt zu haben, daß unsere Bildung aus der griechischen hervorgesprossen ist, aber eben dieser sprödere Maßstab der neuern Zeit hat doch gewiß auch seinen hohen Wert und seine Berechtigung. Warum gäbe man sonst der Jugend gewisse Schriftsteller gar nicht oder nur beschnitten in die Hand?

Eben dieser Maßstab kann uns wohl als Beweis dienen, daß die Humanität fortgeschritten ist und wir nicht nötig haben, sie immer neu aus den griechischen Quellen zu schöpfen. Auch müßten diese Quellen ja gar nicht befruchtend wirken, wenn sie nicht schon lange und überall Früchte getragen hätten in allen europäischen Literaturen. Aber ich bin weit davon entfernt, den Wert der philologischen Studien auf den Schulen zu verkennen, nur möchte ich ihn nicht im spezifisch Humanen gesucht wissen, und es scheint mir nicht recht, eine hergebrachte Redensart als Beweismittel aufgeführt zu finden, während sie doch nichts beweist. Wäre das Humane nur aus dem Studium der Schriften des Altertums und zwar in ihren Originalsprachen zu gewinnen, so müßten wir ja an der Humanität des weiblichen Geschlechtes in Europa zweifeln, von dem nur eine verschwindende Minorität unmittelbar an diese Quellen gehen kann. Dennoch wird niemand bezweifeln, daß eine gebildete Dame einen großen Teil ihrer Bildung von den klassischen Völkern des Altertums hat, sie könnte ja im entgegengesetzten Falle außer den geistlichen Liedern kaum ein Gedicht genießen und außer den kirchlichen Bildern wenig andere verstehen. Ich glaube nicht, auf kürzere Weise es anschaulich machen zu können, daß auf unzähligen Wegen die Bildung des Altertums in allen Sprachen und Literaturen auf uns eingewirkt hat und einwirkt, uns gleichsam umgibt. Daß sie dabei ihre ursprüngliche Nacktheit etwas verhüllt hat, ist eine Forderung der fortgeschrittenen Zeit, die man nicht tadeln wird. Und hat nicht jeder Mann, der den Homer oder Virgil in den Originalen liest, schon früher einen großen Teil des Inhaltes dieser Dichterwerke in sich aufgenommen? Sollte es sich wohl verlohnen, um das Fehlende zu ergänzen, den zeitraubenden Weg der Erlernung der Sprachen zu gehen? Ich gestehe, daß ich den Wert des Studiums der alten Sprachen anderswo suche als im stofflichen Inhalte der Klassiker.

An den Diskussionen, welche bei der angedeuteten Gelegenheit in Königsberg über Schulen und Schulbildung sich erhoben, nahm ich, wie gesagt, lebhaften Anteil¹⁾. Ich suchte vor allen

¹⁾ Diese Teilnahme hielt sich mehr in Privatkreisen als öffentlich. Doch gab es einmal ein öffentliches Zwiegespräch in ziemlich großer Versammlung zwischen dem spezifisch-philologischen Gymnasiumsdirektor und mir von so charakteristischer Art, daß ich es nicht für unpassend halte, es hier mitzuteilen. Ich hatte in einer der in Königsberg bestehenden populär-wissenschaftlichen Gesellschaften einen Vortrag über die Wichtigkeit der Kenntnis des eigenen Landes gehalten. Der bezeichnete Direktor war anwesend, und obgleich mein Vortrag

Dingen mir klar zu machen, was das allgemeinste Ziel der Schulbildung sein sollte, und um dieses zu finden, mußte ich wieder fragen, worin im allgemeinen der Gewinn bestehe, den die europäische Schulbildung bisher gebracht habe? Diese Frage führte also zurück auf Betrachtungen der Vergangenheit und der allmählichen Entwicklung der Bildung überhaupt, sowie der wissenschaftlichen insbesondere, die ich hier nicht verfolgen kann. Das Resultat aber will ich versuchen mitzuteilen.

So bestimmt wir auch unter den Befähigungen unsers geistigen Selbst das Denkvermögen von der Phantasie, vom Empfindungs- und Begehrungsvermögen jezt zu unterscheiden gewohnt sind, ist doch nicht zu verkennen, daß im rohen Menschen, wie er aus der Hand der Natur hervorgeht, diese Funktionen einander ersetzen und verdrängen. Es würden nicht die Völker in ihren Jugendzuständen so vielerlei, oft sehr komplizierte Götter- und Schöpfungsgeschichten entwickelt haben, wenn sie genau die Gebilde der Phantasie von den Konstruktionen des Wissens hätten unterscheiden können. Wenn das Verlangen nach Erkenntnis der sie umgebenden Welt und des Verlaufs der Begebenheiten erwachte, wurde dieses Verlangen durch Gebilde der Phantasie befriedigt, und je reicher die Phantasie des Volkes war, um so mannigfacher auch die volkstümlichen Produktionen derselben. Aber auch der Egoismus mischt sich unbewußt ein. Jedes Volk will deshalb von seinen Göttern bevorzugt sein, sie sind ihm mehr oder weniger Nationalgötter. — Ich habe den Blick sehr weit zurück in die Vergangenheit gerichtet, nur

mit den philologischen Studien gar nicht in naher Berührung stand, so muß doch ein Ausdruck, etwa wie der, daß man doch nicht allein das in der Zeit oder im Raume Entfernte für wissenschaftlich halten möge, ihm als eine Herausforderung erschienen sein. Er trat nach dem Schlusse des Vortrages auf mich zu und sagte: „Sie sprechen von der Wichtigkeit der Kenntnis des eigenen Landes — aber nehmen wir einmal unser eigenes Land Preußen, was ist da wissenschaftlich? — was ist z. B. in Mohrungen geschehen? dagegen um Athen herum ist in jedem Dorfe Wissenschaftliches vorgekommen.“ Zu seinem Unglück hatte er gerade Mohrungen gewählt. „In Mohrungen,“ antwortete ich ihm sogleich, „ist Herder, einer der größten Deutschen, geboren.“ Obgleich es ziemlich häufig vorkommt und gewissermaßen natürlich ist, daß der Eingewanderte sich mehr um das ihm neue Land und dessen Begebenheiten bekümmert als viele der Eingeborenen, so schien es ihn doch zu verdrießen, gerade eine Fußangel getroffen zu haben. Er setzte also das Zwiegespräch fort und sagte unter anderem: „In jeder Zeitungsnummer ist etwas von Homer.“ „Eben deshalb,“ antwortete ich, „scheint es mir nicht notwendig, den Homer im Original zu lesen.“ Das ist noch jezt meine Meinung. Was von den Alten in unserer Bildungssphäre fortlebt, tritt uns auf vielen Wegen entgegen.

weil dort die Unfähigkeit, die Operationen des Denkens von denen der Phantasie und von den Suggestionen des Begehrungsvermögens zu unterscheiden, am meisten in die Augen springt. Wir brauchen aber gar nicht so weit zurückzugehen, um Menschen zu finden, welche Überzeugungen haben, von denen sie sich nicht bewußt sind, worauf sie sich gründen, ob auf ein folgerechtes Denken, auf nicht untersuchte Tradition, oder egoistische Wünsche; und andere Menschen, welche genau wissen, worauf ihre Überzeugungen sich gründen, die das Gebäude ihres Wissens von den ersten Grundlagen an aufbauen können. Bezeichnen wir nun die Fähigkeit des sichern Urteils mit dem Worte Kritik, so sind die ersten von den besprochenen Personen unkritische, die andern kritische zu nennen. Die allgemeine Aufgabe einer guten Schule scheint nun darin zu bestehen, diese Kritik in uns zu entwickeln, indem sie bei jedem Unterrichtsstoffe auf die Basis zurückgeht und nachweist, wie darauf folgerecht gewisse Lehren begründet sind; wenn sie uns, um es an einem Beispiele anschaulich zu machen, nicht bloß lehrt, daß die Erde eine Kugel ist und frei im Raume schwebt, sondern die Beweise dafür gibt, wie das in jeder guten Schule geschehen wird. Ehemals glaubte man, zum regelrechten Denken sei es durchaus notwendig, der Gesetze des Denkvermögens, wie die Logik sie auffaßt, sich bewußt zu werden; die Erfahrung hat aber gelehrt, daß die Einübung eines regelrechten Denkens mehr Erfolg hat als das Kennen der Gesetze, gerade wie zu einem kräftigen und ausdauernden Gange Einübung mehr wirkt als die Kenntnis des Baues der Bewegungsorgane und der Gesetze der Mechanik. Die Einübung der Kritik im Denken, das Bewußtsein nämlich, worauf unsere Überzeugungen sich gründen, ist denn ohne Zweifel auch die Frucht, welche das europäische Schulwesen im Laufe der Zeit getragen hat, und woher es kommt, daß in Europa die Wissenschaften sich entwickelt haben, in Asien nicht und in Europa die gutgeschulten Personen ein mehr sicheres Urteil haben als ungeschulte oder schlecht geschulte. Vergleicht man nämlich geschulte Europäer, auch wenn sie nicht der Kultur einer besonderen Wissenschaft sich ergeben haben, mit Asiaten, so wird man finden, daß die letztern sich nicht bewußt sind, worauf ihre Überzeugungen beruhen, ob sie durch Tradition von andern auf sie gekommen sind, ob sie aus eigener Beobachtung und regelrechtem Denken oder aus Phantasien stammen. Selbst nicht klar geworden über den Ursprung ihrer Überzeugungen, sind sie völlig unfähig, einem andern zu sagen, warum sie etwas glauben. So wenigstens

habe ich die Westasiaten gefunden, mit denen ich einige Jahre hindurch in mannigfache Berührung gekommen bin. Ich bedaure, daß die spezielle und anschauliche Nachweisung davon nicht ohne große Umständlichkeit gegeben werden kann. Aber es sei erlaubt zu bemerken, daß die so oft gehörte Behauptung: die Asiaten und mehr noch die eigentlichen Wilden lügen, man kann sich auf sie nicht verlassen, mir nicht richtig scheint. Sie lügen allerdings auch, wenn sie die Absicht haben zu betrügen, so gut wie die Europäer; allein nach meiner Erfahrung wissen sie überhaupt Wahrheit und Dichtung gar nicht zu unterscheiden. Man hat z. B., bevor Europäer ins Innere von Afrika vorgezogen waren, häufig Neger, die aus dem Innern kamen, über das Land befragt und später sich beklagt, daß ihre Aussagen lügenhaft befunden seien. Aber die Befragten hatten sehr oft gar keinen Grund zur Lüge. Indessen man braucht einen rohen Menschen nur eifrig zu befragen, ob er ein Schneegebirge, das man ihm dann recht anschaulich macht, oder ein Binnenmeer gesehen habe, so weiß er sehr bald nicht, ob er diese Vorstellungen schon früher gehabt oder jetzt erst bekommen hat. Geht aber eine Sage im Volke, so faßt er diese ohne Zweifel auf, ohne sich zu fragen, worauf sie beruhe, und weiß sie von eigener Beobachtung nicht zu unterscheiden.

Indem ich die wahre Aufgabe der Schule in der Einübung eines konsequenten und kritischen Denkens suche und die Überzeugung ausspreche, daß die Schule diese Tendenz in Europa früh entwickelt hat und dadurch vorzüglich die wissenschaftliche Bildung dieses Weltteils weit über die der andern erhoben ist, glaube ich schon zu erkennen gegeben zu haben, daß ich kein Anhänger des Philanthropinismus oder derjenigen Ansicht bin, welche es für die wahre Aufgabe der Schule hält, soviel als möglich vielerlei Kenntnisse mit leichter Anstrengung des Denkens bei den Kindern aufzuspeichern. Basedow mag zu seiner Zeit recht gehabt haben, es zu mißbilligen, daß die Schule damals allen Eifer nur auf die Kenntnis des Altertums und seiner Sprachen verwendete, wobei die Kinder und Jünglinge in eine längst vergangene Welt versetzt wurden, die gegenwärtige und umgebende ihnen aber ganz fremd blieb. Jetzt haben wir Jugendschriften und populäre Bücher über die verschiedensten Gegenstände, über Kamele und Kokospalmen, feuerspeiende Berge und Wolkenbildung, Himmels- und Erdkunde, Völker der Gegenwart und der Vergangenheit in solchem Überflusse, daß jeder Knabe und jeder Mann davon in Nebenstunden oder in Lese-

übungen so viel aufnehmen kann, als sein Interesse verlangt. Es kommt nur auf die Auswahl an, und ein guter Lehrer sollte allerdings auch sich bestreben, in dieser immensen Literatur etwas orientiert zu sein, um guten Rat geben zu können, wo er gewünscht wird. Aber sie ersetzen nicht, was eine wirkliche Geistesarbeit gewährt. Diese Arbeit, wir wollen sie Geistesgymnastik nennen, ist die wahre Aufgabe der Gymnasien¹⁾ und verwandter Schulen. Die Geistesgymnastik wird auch viel seltener durch eigenes Studium ersetzt, als die Bereicherung der Phantasie durch Aufnahme von allerlei Bildern verschiedenster Objekte. Wenn es richtig ist, daß die Kritik, die bestimmte Erkenntnis, worauf unsere Überzeugungen basiert sind, dem Menschen im allgemeinen nicht angeboren ist, sondern eingeübt werden muß, so ist es auch verständlich, warum Personen, die keine geregelte Schulbildung genossen haben, bei vielfachen, eifrig aufgenommenen Kenntnissen doch oft unklar und verwirrt sind und denen nicht gleichkommen, welche an konsequentes Denken gewöhnt wurden und ebensolche Kenntnisse sich erwerben, sie aber viel besser verwerten können. So scheint mir die Behauptung von guten Pädagogen, daß die gründliche Benutzung eines Gymnasiums auch für Fächer, die in demselben gar nicht gelehrt werden, vorbereite, keineswegs unberechtigt zu sein.

Es kommt nun darauf an, zu untersuchen, durch welche Mittel die Geistesgymnastik geübt werden kann. Es leuchtet ein, daß nicht die Masse der aufgenommenen Kenntnisse dahin führt, sondern die kritische Behandlung jedes Unterrichtsgegenstandes, d. h. die Nachweisung, worauf alle Überzeugungen beruhen und wie für jede das ganze Gebäude von seiner Grundlage aus aufgebaut sei. Als vorzügliche Mittel dieser Geistesgymnastik haben in den höheren Schulen seit langer Zeit die Mathematik und die alten Sprachen gegolten. Bei der Mathematik springt es in die Augen, daß sie ganz besonders die kritische und konsequente Methode befolgen kann, und es ist deshalb ganz

¹⁾ Das Wort Gymnasium wurde bei den Griechen ursprünglich für Anstalten gebraucht, in welchen man sich im Ringen, Faustkampf und überhaupt in Körperbewegungen und Anstrengungen übte. Da man diese Körperübungen nackt vornahm und nackt im Griechischen *γυμνός* (*gymnos*) heißt, so wurden die Lokalitäten *Gymnasia*, gleichsam Nackträume, genannt. Später wurde daselbe Wort auch von Räumen gebraucht, in denen man Geistesübungen oder philosophischen Unterricht vornahm. Die Übung des Geistes bezeichneten schon die Griechen mit demselben Worte wie die Übung des Körpers — *γυμνάσιον*. Der Ausdruck Gymnastik des Geistes, den wir oben gebraucht haben, ist wohl ein sehr natürlicher.

besonders ihre konsequente Methodik, das Fortschreiten von den einfachsten, von selbst einleuchtenden Prinzipien zu immer weiter geführten Folgerungen bearbeitet worden. Eine so konsequente Methodik kann auf die alten Sprachen zwar nicht angewandt werden, da es bei ihnen nicht darauf ankommt, aus einfachen Prinzipien ein Gebäude des Wissens zu erbauen, sondern fremde Gedanken in unsere Sprache und Ausdrucksweise umzusetzen. Aber darin liegt eine große Geistesgymnastik. Der ganze Bau der alten Sprachen weicht von dem der neuern und namentlich auch von unsrer deutschen so ab, daß es keineswegs genügt, die Bedeutung der einzelnen Wörter zu kennen, sondern daß wir einen Satz erst im Geist der alten Sprache klar denken müssen, um ihn dann, im Geist unserer Sprache gedacht, ausdrücken zu können. Das was wir „übersetzen“ nennen, scheint mir, wenn von alten Sprachen die Rede ist, immer in dieser doppelten Denkübung zu bestehen, und das langsame Durchführen durch die Grammatik beim Unterricht ist nichts, als die durch Erfahrung gewonnene Methodik, zum vollen Verständnis zu führen. Die neueren Sprachen sind von unserer Muttersprache in ihrem Bau viel weniger verschieden als die alten. Deswegen ist viel weniger Geistesgymnastik beim Übersetzen aus denselben als beim Übersetzen aus den alten Sprachen, so nützlich auch jene durch ihre Anwendbarkeit auf das Leben sein mögen. Die Grammatik ist einfacher und bei manchen Sprachen so einfach — abgeschliffen sagen die Philologen —, daß man, wenn die Bedeutung der Wörter bekannt ist, mit sehr wenigem Denken übersetzen kann.

Ist es anzuerkennen, daß das Übersetzen aus einer alten Sprache in unsre Muttersprache in einer fortgehenden Denkübung besteht, so wird man auch zugeben, daß die Klage, die man nicht allein bei uns, sondern überall hören kann: „Ich habe mein Latein und Griechisch vergessen; schade um die auf der Schule verlorne Zeit!“ unbegründet ist. Man hat eben die Übung im Denken gewonnen, wenn man auch nur einige leichte Schriftsteller gelesen hat; hat man mehr gelesen, so muß man mehr dabei gewonnen haben. Sollte man aber auch nur in den ersten Laufgräben, bei der Grammatik und einem geringen Wortvorrat stehen geblieben sein, so wird man gerade bei uns nicht über ganz verlorne Zeit klagen dürfen, da unsre Juristen so geschäftig sind, in die geringste Bekanntmachung einige lateinische Brocken einzumischen, um durch diese eingestreuten Blumen die mangelnden Schönheiten des deutschen Stils zu verdecken.

Auch ist ja einige Kenntniss der lateinischen Sprache so sehr ein Zeichen einer bessern Bildung geworden, daß ein Fehler gegen die einfachsten Grundlagen der lateinischen Grammatik nur aus schönem Munde uns nicht verletz.

Ich stimme also vollkommen mit den Philologen und mit den Schulmännern überhaupt in der Überzeugung, daß die Erlernung der alten Sprachen viel mehr den Geist ausbildet als die der neuern, weil er bei jenen mehr geübt wird. Aber ich kann nicht mit allen ihren extravaganten Äußerungen übereinstimmen, eben weil sie mir extravagant scheinen. Es kommt darauf an, ob ich diese Abweichungen mir zum klaren Bewußtsein gebracht habe und meine Gegengründe so aussprechen kann, daß andere danach ein Urteil fällen können. Zuvörderst kann ich nicht damit übereinstimmen, wenn man jede Vergleichung anderer Unterrichtsgegenstände mit den alten Sprachen, oder eine Sehnsucht nach jenen als einen Angriff auf das Allerheiligste betrachtet. Diese Töne lassen sich hier und da auch in Plates Geschichte der Ritter- und Domschule, die ich oben benutzt habe, vernehmen, und sie gaben mir die erste Veranlassung, daß ich hier diesen Gegenstand einer Diskussion unterwerfe. Hat die Domschule überhaupt Grund, über Nichtachtung des Wertes der alten Sprachen sich zu beschweren? In dem Kuratorium derselben befand sich von 1777 bis 1799 ein Mann, der nach eigener Erklärung seinen vorzüglichsten Genuß in der Beschäftigung mit den alten Klassikern fand, der Landrat von Cursell. Auch seit 1799 ist das Kuratorium wohl nicht ohne Männer gewesen, welche die alten Sprachen zu achten wußten. Wenn man dennoch diesen nicht die Alleinherrschaft einräumen wollte oder konnte, so müssen sich doch Gründe geltend gemacht haben, welche nicht abzuweisen waren. Gegen solche Gründe muß man Gründe abwägen, und dazu gehört, wie ich hier zu tun versucht habe, die genaue Bestimmung des Wertes der alten Sprachen, nicht aber eine solche Erwähnung dieses Wertes, als ob ihr Vorzug für alle Zeiten offenbart worden wäre und eine Vergleichung mit andern Unterrichtsobjekten daher ein Sakrilegium wäre.

Auch fühle ich mich immer unangenehm berührt, wenn ich gegen das Verlangen, daß die Schule auf die künftige Lebensbestimmung ihrer Zöglinge Rücksicht zu nehmen habe, die hergebrachte Redensart höre: „Die Schule muß nicht bloß abrichten wollen.“ Der Gebrauch einer hergebrachten Redensart erregt immer den Verdacht, daß derjenige, der sie braucht, nicht imstande ist, oder sich nicht die Mühe geben will, seine Meinung

von den Prinzipien aus folgererecht durchzuführen, und sich hinter eine alte Autorität versteckt. Die Ausstattung für das Leben ist doch sicher eine Aufgabe der Schule. Es kommt nur darauf an, das richtigste Verhältnis der allgemeinen Ausbildung durch Geistesgymnastik und der Ausstattung mit Stoffen zu finden, die im spätern Leben sich verwerten lassen. Bleiben wir bei dem unedlen Begriff des Abrichtens stehen, so wird man mir wohl zugeben, daß ich, indem ich oben den Wert der Gymnastik des Geistes als vorzügliche Aufgabe der Schule vorangestellt habe, diesem Abrichten das Wort nicht reden will, auch der zu einseitigen Berücksichtigung der Vorbereitung für den künftigen Beruf gewiß nicht. In den andern Provinzen des russischen Reiches war der Unterricht bisher zu sehr in Separatanstalten verteilt, welche für die einzelnen Lebensbestimmungen vorbereiten sollten. Man hat das Ungenügende dieser Einrichtung jetzt ziemlich allgemein anerkannt und strebt nach mehr allgemeinen Bildungsanstalten. Man meint damit, oder sollte wenigstens damit solche meinen, in denen die Geistesgymnastik mehr getrieben wird. Nachdem viele Jahre hindurch Zöglinge der Kadettenkorps, der medizinischen Akademie usw. zu ganz anderen Bestimmungen übergegangen sind und sich oft in ihnen auszeichneten, mußte es wohl zur allgemeinen Anerkenntnis kommen, daß die Menschen nicht zu behandeln sind wie ein formloser Spritzkuchenteig, der die Gestalt der vorgeschriebenen Form annimmt, durch die man ihn gewaltsam treibt, sondern daß im Menschen Anlagen schlummern, die nur der Pflege und Nahrung bedürfen, um sich zu entwickeln, wie die Knospe zur Blume, deren Gestaltung in der Knospe schlummert. Die verschiedenen Anlagen kann aber nur eine allgemeine Pflege zur Entwicklung bringen. Es würde also ein arger Anachronismus sein, wenn ich jetzt anraten wollte, in unsrer Schule den künftigen Beruf auf Kosten der Geistesübung zu sehr ins Auge zu fassen, besonders in den untersten Klassen. Die auf diesen Bänken Sitzenden sind noch so verschlossene Knospen, daß oft kaum der erfahrenste Schulmann zu bestimmen vermag, was aus ihnen sich entwickeln kann. Ich habe keine andere Absicht, als der Berücksichtigung des künftigen Berufes auch ihr Recht zu wahren. Zu diesem Zwecke kehre ich zu dem unerquidlichen Ausdruck des „Abrichtens“ zurück. Wenn wir solche Haustiere, die der Mensch zu seinen Diensten braucht, wie Hunde und Pferde uns anschaffen, so verlangen wir, daß sie gut abgerichtet sind, damit wir sie gut gebrauchen können, und wir sind unzufrieden, wenn wir finden,

daß diese Ubrichtung fehlt. Dasselbe gilt von der Dienerschaft, die wir annehmen, und von Beamten und Verwaltern, nur daß wir hier nicht mehr von Ubrichtung sprechen, sondern vom Unterrichtetsein in dem Fache, für das wir diese Leute brauchen wollen. Allein gilt daselbe nicht für uns selbst? Zu unserm Lebensberufe brauchen wir uns selbst; werden wir nicht zufriedener mit uns sein, wenn wir finden, daß wir zu diesem Berufe gut vorbereitet sind, und haben wir nicht Grund, dankbarer gegen eine Bildungsanstalt zu sein, wenn wir erkennen, daß sie uns dazu befähigt hat? Die Schule hat nur den Geist auszubilden, sagen die Pädagogen, wenn sie nicht gar behaupten, erst müssen die Kinder zu Menschen gebildet werden¹⁾, die Vorbereitung für den speziellen Beruf ist Aufgabe einer spätern Zeit, und dem geübten Verstande wird diese besser gelingen. — Ich habe schon wiederholt und mit Nachdruck erklärt, daß ich der ersten Hälfte dieser Lehre vollkommen beistimme, und was die zweite Hälfte anlangt, so ist auch einleuchtend, daß die Landwirtschaft, die Verwaltung, der Militärdienst — die gewöhnlichsten Berufe des hiesigen Adels, in der unmittelbaren Beschäftigung mit diesen Fächern erlernt werden müssen. Die Elemente dieser Fertigkeiten in der Schule geben zu wollen, würde mir so lächerlich erscheinen, daß ich kein ernstes Wort darüber sagen kann. Auch glaube ich gern, daß ein gebildeter Geist sich diese Fertigkeiten und elementaren Kenntnisse leichter erwirbt und besser beherrscht als ein ungebildeter. — Allein wenn auch von einer Seite anerkannt werden muß, daß die Beschäftigung mit den alten Sprachen ein vortreffliches Mittel für die Gymnastik des Verstandes ist, so kann doch von der andern Seite nicht verkannt werden, daß alles Stoffliche, mit dem diese Gymnastik geübt wird, mit den Lebensläufen, die der Adel gewöhnlich sich wählt, fast in gar keiner Beziehung steht. Nur für das juristische Studium, wenn es mit

¹⁾ Das ist auch eins von den Schlagwörtern, die mir fatal sind. Als ich aus Deutschland nach Rußland mit meiner Familie zurückkehrte, hatte ich vier Söhne, darunter drei schulfähige. Sie blieben ein halbes Jahr in Reval, und es schien mir dringend notwendig, ihnen sobald als möglich die ersten Elemente der russischen Sprache, von den Buchstaben an, beibringen zu lassen. Indem ich mich darum bemühte, stieß ich auf einen Lehrer, der mir mit großem Eifer verständlich zu machen suchte: „Erst müßten meine Kinder zu Menschen gemacht werden, was er übernehmen wolle, dann wäre es Zeit, an anderes zu denken.“ Er hielt mich ohne Zweifel für sehr borniert, weil diese banale Redensart mich nicht fesselte. Ich zahlte ihm innerlich mit gleicher Münze, erklärte aber trocken, daß sie schon Menschen seien und ich wolle nur, daß diese kleinen Menschen etwas Russisch lernten. B.

Gründlichkeit betrieben werden soll, ist wenigstens das geläufige Verständniß der lateinischen Sprache unentbehrlich.

Allein sollte es nicht andere Arten von Geistesgymnastik geben, welche zugleich durch ihren stofflichen Inhalt fördernd für diese Lebensläufe sind? Haben einige Zweige der Naturwissenschaft nicht schon zu der konsequenten Methodik sich erhoben, daß sie ohne Geistesgymnastik und folgerechtes Denken nicht betrieben werden können? Ich meine diejenigen Zweige der Naturwissenschaften, welche man die exakten nennen darf, weil sie überall Maß und Zahl anlegen können, also Physik, die Mechanik mit einbegriffen, und Chemie. Sicher weckt die Beschäftigung mit ihnen den Scharfsinn, und zugleich finden sie in der Landwirtschaft täglich ihre Anwendung. Sollen sie als Geistesgymnastik bildend in der Schule behandelt werden, so müssen sie mit der vollen Gründlichkeit betrieben werden, deren sie nicht nur fähig sind, sondern die in ihrer Natur liegt. Einübung der Schüler dürfte nicht fehlen. Von der Anwendbarkeit in der Landwirtschaft wage ich kaum einem gebildeten Leserkreise gegenüber mehr zu sagen, als daß die gesamte Landwirtschaft ja nur in dem Bestreben besteht, die Naturgesetze zum Vortheile des Landwirts zu verwenden. Wird auch die Landwirtschaft ohne Zweifel nur in der Praxis und nicht auf der Schulbank erlernt und vervollkommnet, so wird die Einsicht in die theoretische Grundlage diese Ausbildung doch ungemein befördern und vor Mißgriffen bewahren. Wir haben, um bei einem sehr vor Augen liegenden Beispiele zu bleiben, nicht allein viel natürliches Sumpfterrain in Estland, sondern es gibt sehr viele Strecken, von denen es notorisch ist, daß sie früher Wald oder gute Wiesen waren, jetzt aber nur Torf und Torfpflanzen erzeugen. Die Verschlechterung muß ich, wo ich die Verhältnisse genauer kenne, der Aufstauung der Flüsse durch Mühlendämme zuschreiben. Diese Aufstauung scheint mir aber an den meisten Orten weit über den notwendigen Bedarf der Mühle getrieben zu werden, und bei dem geringen Fall unserer Flüsse wirkt sie weit hin. Besäßen die Gutsbesitzer mehr Kenntnisse und Erfahrungen in der Mechanik, so würden sie, wie ich glaube, geringere Wasserkraft besser zu benutzen wissen und nicht die Anlage der Wasserräder den Müllern überlassen, die gar kein Interesse haben, das Land oberhalb des Mühlendamms zu schonen. — Den Wert der chemischen Einsicht erkennt jetzt jedermann, allein wieviel mehr Sicherheit muß es dem Urteile gewähren, die Elemente der Chemie methodisch kennen gelernt und chemische Unter-

suchungen, wenn auch nur ganz einfache, selbst angestellt zu haben, als durch Selbststudium aus Büchern diese Wissenschaft in spätern Jahren lernen zu wollen.

Ich will damit nicht zu einer Umgestaltung des bestehenden Schulplanes geraten haben. Wäre ich berufen, auf die Gestaltung der Schule einzuwirken, so würde ich mich sehr bedenken, den durch langjährige Erfahrung erprobten Weg zu verlassen, da ich nicht sicher wäre, ob der neue den Verlust ganz ersetzen würde. Denn vor allen Dingen sind die tüchtigsten pädagogischen Kräfte auf dem alten Wege zu finden, und es würde sehr schwer werden, ähnliche Lehrer für die genannten Naturwissenschaften zu finden. Aber sie werden sich mehren, und jedenfalls schien es nicht überflüssig daran zu erinnern, daß das bildende Element, das in den alten Sprachen liegt, auch durch die Naturwissenschaften ersetzt werden kann und zwar durch die rechnenden. Die andern Zweige, die beschreibenden, liefern schon durch den Umstand, daß sie nicht rechnen können, den Beweis, daß sie nicht zu den Prinzipien vorgedrungen sind. Sie passen mehr für die unteren und mittleren Klassen. Alle Bilder aus der Vorzeit, welche wir für das Herz und den Kopf als bildend betrachten, können für das Leben gewonnen werden, ohne daß sie auf dem Wege der alten Sprachen herbeigeschafft werden. Auf diesem Wege sammeln sich auch jetzt diese Bilder nur diejenigen Personen, welche ihr ganzes Leben dem Studium der Klassiker widmen. Ihnen wird man es denn auch überlassen müssen, diese Bilder immer neu zu restaurieren. Wäre es anders, so müßten wir ja alle für unsern Katechismus die hebräische Sprache studieren.

Wenn man aber einmal zu einer Umgestaltung der Schule schreiten sollte, könnte und sollte es da nicht in ernstliche Überlegung gezogen werden, ob nicht neben oder nach dem bisherigen Kursus ein nicht ganz beschränkter Unterricht in den exakten Naturwissenschaften einzuführen sei? Fassen wir beide Verhältnisse etwas näher ins Auge.

Zuvörderst also von diesem naturhistorischen Unterricht neben dem andern. Physik wurde zu meiner Zeit nur in Prima gelehrt und nur zweimal wöchentlich. Das ist sehr wenig. Man kann in keinem Kapitel spezieller werden und auch die Übersicht im Laufe eines Jahres nicht beendigen. Die Chemie scheint jetzt nicht weniger notwendig. Man kann kein landwirtschaftliches Buch unserer Zeit verstehen, ohne einige Kenntnisse in der Chemie zu besitzen, aber auch eine Menge anderer Schriften,

die für die gebildeten Stände geschrieben sind, bleiben ohne sie unverständlich, selbst die Schriften über die Erhaltung der Gesundheit. Ein recht allgemeines Bedürfnis ist in unsern Tagen also wohl eine Elementarkenntnis der Chemie. Es würde kaum tunlich sein, scheint mir aber auch kaum notwendig, dabei sehr ins einzelne zu gehen, weil das Feld zu groß ist; ich glaube nur, daß das Selbststudium für jeden einzelnen Fall ungemein erleichtert sein muß, wenn das Abc der Wissenschaft langsam und in regelrechter Folge erlernt würde. Ebenjowenig kann ja erwartet werden, daß man in der Mechanik so ins einzelne gehen könnte, daß man damit irgend eine Vorrichtung erbauen würde, aber die Grundbegriffe geben uns den Schlüssel, mit dem wir ohne fremde Hilfe spezielle Bücher uns aufschließen und darin uns weiter belehren können. Sie bilden auch den Schlüssel zum Verständnis mechanischer Vorrichtungen.

Ob nun ein solcher Unterricht in den gewöhnlichen eingeschoben werden kann, oder ob er in Extrastunden, deren Besuch freisteht, oder endlich in sogenannten Nebenklassen gegeben werden müßte, darüber würde nur der einen bestimmten Vorschlag machen können, welcher die jetzt bestehende Einrichtung genau kennt. Ich gestehe, daß mir der momentane Zustand unbekannt ist. Ich muß das ausdrücklich bezeugen, damit man nicht glaube, ich habe mit diesen Bemerkungen irgend ein bestehendes Verhältnis tadeln oder verbessern wollen. Meine Absicht war nur, Ansichten, die sich bei mir auf dem Lebenswege in Beziehung zu den lokalen Verhältnissen gebildet hatten, als Stoff für Berücksichtigungen darzulegen.

Den andern Weg, ein ernstes Studium der exakten Naturwissenschaften auf den beendigten gewöhnlichen Schulkursus für diejenigen folgen zu lassen, welche sich der Landwirtschaft widmen, — habe ich längere Zeit bei mir herumgetragen, ohne bisher eine Mitteilung darüber gemacht zu haben. Es möge hier geschehen.

Als vor einigen Jahren über wesentliche Umgestaltung oder Aufhebung der Ritter- und Domschule Diskussionen sich erhoben, sagte mir eine von den Propositionen, die damals gemacht wurden, sehr zu — wenn sie noch durch eine andere ergänzt würde. — Sie bestand darin, die untersten Klassen dieser Anstalt ganz aufzuheben, weil doch der Landadel selten seine Söhne schon in die untersten Klassen der öffentlichen Schule eintreten läßt, es vorziehend, den ersten Unterricht zu Hause geben zu lassen, und die Städter leicht Gelegenheit zu gutem Unterricht für die jün-

gern Kinder finden, wenn sie sie nicht auch auf das Land schicken, wozu ich raten möchte. Es würden nämlich durch Aufhebung der untersten Klassen der Domschule einige Lehrer frei werden, und es würden sich dann, so hoffte man, mehrere temporäre kleine Schulanstalten auf dem Lande bilden. Mir sagte dieser Plan aus mancherlei Gründen sehr zu. Zunächst halte ich es für einen entschiedenen Gewinn, den ersten Unterricht auf dem Lande genießen zu können, in einem Alter, in welchem die körperliche Entwicklung so leicht verkümmert werden kann, und wo die Bewegung in der freien Luft ein so wesentliches Stärkungsmittel ist, auch weil der Aufenthalt auf dem Lande dem Kinde Eindrücke und Erfahrungen bringt, die ihm in der Stadt abgehen. Ferner aber muß die unmittelbare Beschäftigung eines Lehrers mit wenigen Kindern diese notwendig rascher fördern, als wenn ein Knabe, der noch so wenig Herrschaft über seine geistigen Kräfte, namentlich über seine Aufmerksamkeit hat, für sich benutzen soll, was öffentlich einem großen Kreise gesagt wird. In einem kleineren, mehr häuslichen Kreise wird auch die geistige und gemüthliche Anlage besser beobachtet und die Moralität sicherer überwacht als in einer öffentlichen Schule. In dieser kann man doch unmöglich den Direktor oder auch nur den Klassenlehrer für die Sittlichkeit verantwortlich machen. Sie können höchstens dafür sorgen, daß in ihrer Gegenwart keine Unsitlichkeit vorkommt; sie können also nur momentane Polizeimänner sein. In den obern Klassen wird der geistige Einfluß der Lehrer mehr wirken können, in den untern Klassen wird er gegen den Einfluß der häuslichen Erziehung und die Einwirkung der Schüler untereinander verschwinden. Pädagogen von Fach pflegen gegen das spätere Eintreten der Schüler einzuwenden, die Schüler kämen dann sehr ungleich vorbereitet in die Schule, ja ich habe zuweilen die Behauptung gehört, die besten Schüler seien doch die, welche von unten auf die ganze Stufenleiter durchgemacht hätten. Gesetzt auch, die letzte Behauptung wäre begründet, was mir sehr zweifelhaft scheint, so ist zu bedauern, daß in der öffentlichen Schule derselbe Fortschritt teurer erkauft wird als beim Privatunterrichte. Man sieht sich genötigt, dem Schüler mehr häusliche Arbeit aufzugeben, da man seine Aufmerksamkeit beim Unterrichte nicht so unmittelbar fesseln kann, als wenn man nur mit wenigen sich beschäftigt. Der Knabe sitzt also nicht nur viele Stunden auf der Schulbank — nur halb beschäftigt, sondern muß nachher noch viele Stunden ganz beschäftigt zubringen, in einem Alter, in welchem neben körperlicher Bewegung Wechsel der geistigen

Beschäftigung mit sorglosem Ergehen so naturgemäß und ge= deihlich ist. Ich glaube daher, daß Kinder, die auf dem Lande gebildet sind, viel seltener das Gefühl der Überbürdung mit= bringen werden. Was aber die Ungleichheit der Vorbereitung anlangt, so ist dieser leicht vorgebeugt, wenn man z. B. nur Quinta und Quarta aufhebt und im Lande eine Publikation ver= breitet, welche Vorbereitung Knaben haben müssen, um in Tertia eintreten zu können. Vielleicht könnte man sogar die Tertia noch aufheben, wozu ich jedoch noch nicht raten möchte, ohne alle Verhältnisse, wie sie jetzt bestehen, genau zu kennen. Da= gegen bin ich gar nicht in Zweifel, daß es eine wahre Kalamität für das Land wäre, wenn man die ganze Schule aufhöbe. Für die höhere Ausbildung braucht man nicht nur tüchtige Fach= männer, ich meine solche, die in den einzelnen Fächern gut orientiert und ihnen mit Vorliebe ergeben sind, sondern auch wirkliche Pädagogen, die über das Unterrichtswesen nachgedacht haben, die besten Methoden des Unterrichts kennen und darin eingeübt sind. Solche Männer sind bei uns immer noch sehr selten. Die besten Lehrer, welche ich in meiner Lebensgeschichte zu nennen gehabt habe, die Herren Steingrüber, Wehrmann, Blasche, waren sämtlich Ausländer. Das ist freilich nur die Er= fahrung eines einzelnen, aber ich möchte glauben, daß sie ziemlich auch die allgemeine war und — wohl auch noch ist. So lange ich in Dorpat war, sah ich ziemlich viele junge Leute, welche aus= studiert hatten, beim Abgange Stellen von Hauslehrern über= nehmen, auf die eigene Schulbildung sich verlassend. Aber daß einer von ihnen besondere Studien über Unterrichtswesen gemacht hätte, habe ich nicht gehört. Ich zweifle keinen Augenblick, daß jetzt, nachdem in Dorpat sich allerhand kleine Schulen und Pen= sionen gebildet haben, auch besser qualifizierte Pädagogen von dort abgehen. Allein es haben sich für dieselben auch die Anstellungen an mittleren Schulen so gemehrt, daß man mich versichert, es sei immer noch Mangel an tüchtigen Lehrern für den Privatunterricht. Für die Anfangsgründe der Wissenschaft müssen sie aber doch jedenfalls viel zahlreicher sein, während es kaum möglich sein dürfte, einen Mann zu finden, der imstande wäre, in den verschiedenen Wissenschaften und Künsten, die man bei uns treibt, einen so guten Unterricht zu geben, wie man ihn in den obern Klassen einer guten öffentlichen Schule in der Stadt erhalten kann. Aber auch ganz abgesehen von dem eigentlichen Unterrichte erweitert sich der Gesichtskreis eines jungen Menschen in der Stadt durch näheren Umgang mit vielen andern unver=

merkt gar sehr, und in einer Zeit, in der der Charakter schon eine bestimmte Richtung genommen hat und die Selbstbeherrschung nicht fehlen sollte, ist auch der üble Einfluß weniger zu fürchten. Aberblicke ich meine eigene Lebenserfahrung, so bin ich sehr zufrieden damit, daß ich zuerst auf dem Lande, nur in der Familie, später aber in der Stadt in öffentlicher Schule den Unterricht genossen habe. Vielleicht wäre es noch besser gewesen, wenn ich ein oder zwei Jahre früher in die letztere versetzt worden wäre.

Mit dieser Proposition fand ich mich also ganz einverstanden. Ich hätte aber, wenn sie zur Ausführung gekommen wäre, eine zweite hinzugefügt, nämlich im Interesse des grundbesitzlichen Adels und insbesondere desjenigen Theils desselben, der nicht in den Militärdienst übergeht, eine besondere Anstalt für ein gründliches Studium der exakten Naturwissenschaften mit praktischer Betreibung derselben unter dem Namen eines Lyzeums oder eines Polytechnikums zu gründen, am besten im Verein mit den Nachbarprovinzen Livland und Kurland, damit nicht die Kosten für die kleine Provinz Estland zu schwer würden und man auch nicht nötig hätte, in der Ausstattung zu sehr zu sparen. Die Stellung der Zuhörer dachte ich mir weniger gebunden als in Schulen und weniger ungebunden als auf Universitäten. Ich hatte die Absicht, einen Vorschlag dieser Art dem Landtage einzureichen, doch unterblieb die Ausführung, da ich erfuhr, daß man beschlossen habe, die untersten Klassen der Ritter- und Domschule beizubehalten, und überdies sehr bald die Nachricht sich verbreitete, in Riga sei man mit der Stiftung einer polytechnischen Anstalt beschäftigt. Vielleicht könnte diese dem Bedürfnisse mit der Zeit entsprechen, dachte ich, und so unterblieb der Vorschlag.

Noch näher liegt aber wohl die Bemerkung, daß man ja nach beendigter Schule in Dorpat Gelegenheit habe, die nötigen Kenntnisse in der Physik und Chemie sich zu erwerben. Vielleicht und zum Teil gewiß, da dort jetzt die Studierenden fleißig im chemischen Laboratorium arbeiten, wovon zu meiner Zeit noch nicht die Spur bestand. Aber wird Mechanik dort mit einiger Umständlichkeit vorgetragen? Sollte sie nur von mathematischer Seite bearbeitet werden, so fiel die Behandlung des Materials, das zu mechanischen Konstruktionen verwendet wird, wohl ganz weg. — Jedenfalls möchte ich den Ritterschaften raten, genaue Erkundigungen sowohl im Polytechnikum zu Riga, als in der Universität zu Dorpat einzuziehen, um, soweit es nötig scheint, im Interesse der jungen Landwirte ergänzend

einzuschreiten. Ein eigenes chemisches Laboratorium für die Übung künftiger Landwirte scheint mir jedenfalls nicht überflüssig. In Dorpat dürfte es nicht schwer fallen, dazu einen Instruktor zu finden.

Man sieht, ich sinne auf Mittel, dem immer dringender werdenden Bedürfnisse von allgemeiner verbreiteten Kenntnissen und Fertigkeiten in den exakten Naturwissenschaften bei uns zu entsprechen, ohne deshalb die bisherige Gestaltung unserer Schulen umzuändern und namentlich die philologischen Studien zu verdrängen, die eingebürgert sind und für die man am leichtesten tüchtige Lehrer findet. Vielleicht werden diese Studien im Laufe der Jahrhunderte den Naturwissenschaften ganz weichen müssen, aber beschleunigen wollen wir ihren Fall nicht.

Es sei nur noch erlaubt, in bezug auf die ausgedehnten Provinzen des russischen Staates eine gelegentliche Bemerkung zu machen, die sich fast mit Gewalt vordrängt. In diesen wird jetzt eifrig über die Frage gestritten, ob die klassischen Sprachen notwendig einen wesentlichen Teil aller höhern Schulbildung ausmachen sollen oder nicht. Der Kampf an sich ist schon sehr erfreulich, denn er bringt diese Studien in Ansehen, da sie bisher der geringern unmittelbaren Anwendbarkeit wegen wenig beliebt waren, sowie es erfreulich ist, daß unter den Vorkämpfern für dieselben sich Nationalrussen finden, die sogar, mit Recht oder Unrecht, für Germanophagen gelten. Mir scheint aber doch, daß die Vorkämpfer etwas zu weit gehen, wenn sie in die Behauptung einstimmen, welche im Jahre 1863 ein Professor in Kasan gegen mich aussprach: Wenn die alten Sprachen nicht die Basis des Schulunterrichtes ausmachen, müßte Barbarei einreißen. — Ich glaube allerdings, daß Barbarei einreißen müsse, oder bestimmter gesagt, daß die Schulbildung ihren Zweck nicht erreichen würde, wenn nicht die Arbeit des Geistes, sondern nur das Auffammeln von Kenntnissen als ihre wesentliche Aufgabe betrachtet würde. Allein ob diese Arbeit allein oder wenigstens ganz vorherrschend durch die alten Sprachen zu erreichen ist, muß als besondere Frage behandelt werden. In ganz Europa ist seit Einführung des Christentums die Schulbildung von der Kirche ausgegangen. Alle Schulen waren ursprünglich kirchliche. Erst allmählich gingen sie zu den klassischen Studien über, da die lateinische Sprache, in Westeuropa wenigstens, nicht allein die Kirchensprache, sondern auch die allgemein verstandene unter den Gebildeten war, so wurde sie auch die Schulsprache; die griechische Sprache konnte auch nicht ganz vernachlässigt

werden, da sie die Sprache des neuen Testaments war. Als nun die alten klassischen Schriftsteller, die man aus religiösem Eifer ganz vernachlässigt hatte, wieder aufgefunden waren, mußten sie durch ihren Inhalt und ihre Form anziehen. Sie erregten das Bestreben, die Geschichte und alle Verhältnisse des Altertums zu studieren und die Kenntniss davon zu verbreiten. Alle Ausbildung suchte man auf diesem Wege des klassischen Studiums. Aber auch die mathematischen Studien machten sich geltend, da man in ihnen die Basis der Astronomie, Geographie und Nautik erkannte. Viel später entwickelten sich die Naturwissenschaften. Doch haben sie in Frankreich schon zum Teil die klassischen Studien verdrängt. Die germanischen Völker, besonders die Engländer und die Deutschen, haben fester an diesen gehalten. Dennoch haben auch unter diesen letztern Realgymnasien und polytechnische Anstalten den klassischen Studien allmählich mehr Boden abzugewinnen angefangen. Das Schulwesen in Rußland steht der kirchlichen Wiege offenbar noch näher als im Westen Europas. Es ist fraglich, ob es gut tun würde, den ganzen langen Weg durchzumachen, den die germanische wissenschaftliche Bildung durchgemacht hat, um vielleicht nach Jahrhunderten den exakten Naturwissenschaften sich mehr zuzuwenden. Aberdies dürfte der russische Volksgeist, mehr für das Praktische befähigt, weniger Neigung haben, sich in das Altertum zu vertiefen und die Gegenwart aus dem Auge zu verlieren, als der germanische. Die Deutschen haben von dieser Neigung und von dieser Entwicklung ihres Schulwesens gewiß großen Gewinn, wohl aber auch Einbuße gehabt. Einem Volke, das fast noch an dem Scheidewege der Richtung seines Schulwesens steht, möchte ich raten, beide Wege zugleich zu gehen, sowohl Schulanstalten für gründliche klassische Bildung, als auch andere für ebenso gründliche in den exakten Naturwissenschaften zu errichten, und besonders in den großen Städten beide zugleich bestehen zu lassen. Es ist ohnehin kein Grund einzusehen, warum alle Menschen nur dieselbe Sphäre des Wissens verfolgen sollten. Eine solche Einseitigkeit hat jedenfalls die Folge, daß es sehr schwer ist, aus ihr herauszutreten, weil es an Lehrern fehlt. Auch scheint für die Entwicklung des Gewerbes in allen seinen Verästelungen die größere Verbreitung der exakten Naturwissenschaften ein sehr dringendes Bedürfnis in Rußland.

Richten wir von diesen weiten fernen und unentschiedenen großen Fragen unsern Blick zurück auf unsere bescheidene Domschule, so kann ich, indem ich von ihr Abschied nehme, nur den

dringenden und herzlichen Wunsch aussprechen, daß man nie davon abgehe, jeden Schüler nach seinen Fortschritten in den verschiedenen Zweigen des Unterrichts in die entsprechenden Klassen zu setzen, nicht nach einem einzelnen Zweige. Ich weiß nur, daß diese Einrichtung einige Jahre nach meinem Abgange aufgehoben worden ist, sie soll aber wieder eingeführt gewesen sein, als zwei meiner Söhne diese Anstalt benutzten. Welche Einrichtung jetzt in dieser Beziehung besteht, ist mir ganz unbekannt. Aber ich fühle ein wahres Bedürfnis zu sagen, daß ich es für eine unverantwortliche Grausamkeit halte, die Weiterbildung eines jungen Menschen aufzuhalten, weil er in einem Zweige nicht vorwärts kam oder auch nicht mag. Aus dem spezifisch klassischen Gymnasium zu Königsberg wurde ein Schüler ausgeschlossen, weil er zwei Jahre in einer Klasse gewesen war und nach Verlauf derselben doch nicht versetzt werden konnte. Für die Versetzung gaben dort nur die alten Sprachen den Maßstab. Dieser Schüler ist aber später ein sehr ausgezeichneter Mann geworden, nicht etwa als Praktiker auf irgendeinem Lebenswege, sondern als sehr hervorragender Theoretiker in einem Fache, das freilich vom philologischen weit absteht. An Befähigung hat es ihm also wohl nicht gefehlt, vielleicht aber an Interesse für die Sprachen, da er vielmehr ein zu lebhaftes für andere Dinge hatte. So konnte ja der große Linné auf der Schulbank so wenig Interesse an der hebräischen Sprache gewinnen, weil er ein zu lebhaftes für die freie Natur hatte, daß man ihn dem Vater zurückschicken wollte und dieser seinen Sohn Schuhmacher wollte werden lassen, da er zum Geistlichen nicht taugte.

Linné wäre Schuhmacher geworden, wenn nicht ein weiter sehender Mann sich seiner angenommen hätte, und wenn er nicht in spätern Jahren nachgeholt hätte, was anfangs nicht gehen wollte. Weniger auffallend als hier ein Talent unterzugehen drohte, verkümmert gar manches Menschenleben, weil man ihm zu eng die Bahn vorschreibt, die es durchlaufen soll. Wie oft wird dadurch der Charakter, dieses Steuerruder für das Leben, gebrochen oder verbogen! Was der Mensch im Laufe seines Lebens wirkt, hängt doch mehr von seinem Charakter ab, als von dem Reichtume seines Wissens.

* * *

Zu weit vielleicht von der Betrachtung der Schulverhältnisse fortgerissen, habe ich mich selbst aus dem Auge verloren. Auch bleibt nichts weiter zu sagen, als daß ich nach dreijährigem Auf-

enthalte die Schule im Sommer 1810 mit dankbarem Herzen verließ, um in Dorpat das Studium der Medizin zu beginnen. Zu diesem Abgange gehörte aber noch die Konfirmation gemeinschaftlich mit einigen der zugleich abgehenden Kommilitonen. Wir hätten am liebsten von dem Pastor Holz uns einsegnen lassen, aber dieser war noch vor dem Schlusse des Semesters gestorben, nachdem er auch das Amt des Oberpastors hatte verwalten müssen, und kurz vor der erwarteten Ernennung zu dieser Stelle. Wir gingen also zu dem Superintendenten Meyer zur Konfirmation.

6. Universität Dorpat. (1810—1814.)

Mit jugendlichen Hoffnungen bezog ich die Universität Dorpat. Als ich, von Norden kommend, die Stadt zuerst erblickte mit der zur Bibliothek ausgebauten, imposanten alten Ruine auf dem Dome, schien es mir, als sähe ich von dort das Licht ausstrahlen auf die ganze Gegend, wie aus dem Christuskinde in Correggios Bilde. — Aber auf die Zeit, die ich in Dorpat zugebracht habe, kann ich doch jetzt nicht mit so viel Befriedigung zurückblicken, wie auf die Zeit in Reval. Nicht daß ich nicht auch, wie fast alle meine Kommilitonen und unsere Nachfolger, eine große Anhänglichkeit für die vaterländische alma mater bewahrt hätte, oder die frohen Tage glücklicher Unabhängigkeit und das Andenken an viele treffliche Freunde aus meinem Herzen geschwunden wären. Verkennen will ich auch nicht, daß ich zum Teil selbst die Schuld davon trage, daß mir die Erinnerung von Dorpat nicht den reinen Spiegel vorhält wie von Reval. Vor allen Dingen hatte ich einen Beruf gewählt, die praktische Medizin, dem meine innere Organisation nicht entsprach, und für welchen ich die rechte Bahn in Dorpat nicht finden konnte. Aber bei allem Streben nach Unparteilichkeit kann ich es doch auch nicht verkennen, daß die Universität damals manche Mängel hatte, die glücklicher Weise jetzt nicht mehr bestehen, und die man um so mehr hervorheben darf, als sehr wesentliche Fortschritte damit nachgewiesen werden, deren das spätere Geschlecht sich zu erfreuen gehabt hat.

Manche Eigentümlichkeit freilich, die mir als Unvollkommenheit erscheint, wird Dorpat, allen Anstrengungen der Verwaltung ungeachtet, auch künftig beibehalten. Diese sind in seiner Lage begründet. Vielleicht ist aber mein Urteil in dieser Hinsicht

ein einseitiges. Ich meine vor allen Dingen die Kleinheit der Stadt. Der Besuch und die Vergleichung vieler Universitäten haben mich nämlich zu der Überzeugung gebracht, daß größere Städte mit Universitäten bessere Bildungsanstalten für die erwachsene Jugend sind als kleinere. Der geistige Gesichtskreis ist weiter, die Bildungsmittel sind mehrfacher, die Vergnügungen der Studierenden sind mannigfaltiger und haben weniger von mittelalterlichen Roheiten. Als unabhängiger Herr seiner selbst soll der Studierende sich überall fühlen, aber in kleinen Städten fühlen sich die Studierenden nur zu leicht als Herren der Stadt, und manchmal dünken sie sich dann auch wohl als Herren der Umgebung ohne bestimmte Grenze, d. h. der Welt. Auf kleinen Universitäten, kann man einwenden, stehen die Professoren den Studierenden näher, wirken also mehr bildend und fördernd auf sie ein als in größern Städten, wo der Professor seine Vorlesungen abhält und dann zu anderen Beschäftigungen eilt, wenig sorgsam um das Aufgehen der Saat, die er ausgestreut hat. Dieser Vortheil der kleinen Universitäten ist wohl der bedeutendste, aber der Vorwurf, den man damit den Universitäten in großen Städten macht, paßt, wie es mir scheint, nur auf die Universitäten in ganz großen Städten, besonders in Residenzen ausgedehnter Staaten. Solche Universitäten sollte man, wenn man die Wahl hat, nur zur Beendigung des Studiums wählen, weil dort die wissenschaftlichen Hilfsmittel aller Art am reichlichsten und mannigfaltigsten sind und für einen Studierenden, der nicht mehr in den Propyläen¹⁾ der Wissenschaft sich aufhält, sondern schon in die inneren Heiligtümer einzudringen begonnen hat, auch dort der Professor wohl gern sich bemühen wird, während er beim Anfänger wohl denkt: es ist deine Sache zuzusehen, wie du durchkommst. Es sind aber auch nicht die ganz großen Städte, welche ich für die geeignetsten zur Pflege der wissenschaftlichen Ausbildung halte, sondern die mittleren. Nach meiner Ansicht wäre es sehr erwünscht gewesen, wenn man Riga für die Universität der Ostseeprovinzen gewählt hätte. Aber man hat bei uns, wie lange Zeit in Deutschland, gedacht, es sei notwendig, die studierende Jugend vom Lärmen der Welt entfernt zu halten, damit sie nicht gestört werde. Wenn sie sich nur nicht selbst störte! Bei Stiftung der ersten Universität in unseren Provinzen durch Gustav Adolf im Jahre 1632, bei Erneuerung derselben 1690 unter Karl XI., bei den

¹⁾ Propyläen (griech.): Vorhalle, Vorhof, Prachtingang eines großen Gebäudes (bes. zu der Burg in Athen).

anhaltenden Bemühungen zu ihrer Wiederherstellung bis zur wirklichen Gründung der neuen Universität im Jahre 1802 hat man, wie es mir scheint, immer nur an die kleinen Städte Dorpat und Pernau, zuletzt auch an Mitau gedacht. Dorpat, sagte man, liegt in der Mitte des Landes — das ist ein Grund, der sich hören läßt; aber man sagte auch, Dorpat hat keine anderen Hilfsmittel der Wohlfahrt. Das ist, wie es mir scheint, ein Grund, der sich nicht hören lassen sollte. Eine Universität dürfte nicht als Mittel für das Gewerbe betrachtet werden.

In Deutschland, das in unsern Tagen von Eisenbahnen nach allen Richtungen durchschnitten ist, wo die Studierenden also in wenigen Stunden und mit geringen Kosten an größere Orte sich begeben können, wird man jetzt freilich die Nachteile der kleinen Ortschaften weniger empfinden als die Vorteile, daß alle Auditorien und andere Anstalten, die der Student benutzt, nahe zusammenliegen. Diese Vorteile mögen auch für andere Fächer in der That größer sein als die Nachteile, — für Mediziner ist aber der Mangel größerer Hospitäler und deren Spenden, der Toden, doch wohl ein bedeutender Nachteil.

Indessen ist Dorpat im Begriffe, diese Nachteile fortgehend zu mindern. Die Stadt wächst ziemlich rasch heran und hat jetzt mehr als zweimal so viel Einwohner als zur Zeit meiner Anwesenheit. Sie ist übrigens freundlich und gemütlich gebaut, mit zahlreichen Gärten im Innern der Stadt. Der Domberg, ganz der Universität gehörig, war schon zu meiner Zeit mit Bäumen viel bepflanzt, die jetzt prachtvoll sich entwickelt haben und eine hohe Zierde der Stadt bilden. Die nächsten Umgebungen der Stadt könnten anmutiger und einladender für die Studierenden sein. Das wäre um so mehr zu wünschen, als die zahlreichen Gärten innerhalb derselben fast sämtlich im Privatbesitze waren und noch sind, nur einer oder der andere für größere Vereine der Stadt benutzt wurde, keiner aber zu meiner Zeit vorherrschend zur Erholung und Ventilation der Studierenden. Dazu sollte der Dom dienen. Er wurde auch an schönen Sommertagen dazu benutzt. Allein es fehlte damals die Möglichkeit, hier sich auf einige Stunden niederzulassen und des Leibes zu pflegen, wie jede Universität in Deutschland dergleichen besitzt, die kleinern vorherrschend für die Studierenden, die größern solche, wo sich die Studierenden mit andern Leuten mischen. Noch fühlbarer machte sich der Mangel eines solchen Versammlungsortes in unserem langen Winter. — Man hat bei der Wahl der kleinen Orte für die Universitäten sowohl in Deutschland

als in unsern Ostseeprovinzen wohl vorzüglich im Sinne gehabt, den anhaltenden Fleiß dadurch zu begünstigen. Allein wo es keinen allgemeinen Versammlungsort gibt, wie von 1810—14 in Dorpat, da entwickelt sich leicht eine Art der Störung, die viel weniger bildend ist als das Theater oder ähnliche Erholungsorte der großen Städte. Es wäre gegen die Natur, wenn junge Leute vom frühen Morgen bis zum späten Abend nur bei den Büchern sitzen sollten, das läßt sich allenfalls bei Gelehrten in vorgerücktem Alter erwarten und wird auch dann nicht selten mit Verlust der Gesundheit gebüßt. Ueberdies fehlt diesen der Familienkreis gewöhnlich nicht. Auf einer Universität sind aber neben Studierenden, die das Studium ernst nehmen und die gebührende Zeit darauf verwenden, nicht wenige, welche mit Recht oder Unrecht weniger Zeit demselben widmen. Für beide, für die momentan wie für die anhaltend sich erholenden — sind allgemeine Abzugsorte wünschenswert, damit nicht die andern gestört werden, welche mit ihren Arbeiten sich beschäftigen möchten. In Dorpat waren die Besuche, die man auf seinem Zimmer erhielt — zuweilen von Kommilitonen, die nur ein paar Stündchen verdämmern wollten, sehr störend, am meisten da, wo viele zusammen wohnten. Dieser Unterschied fiel mir besonders während meines Aufenthaltes in Wien, Würzburg und Berlin auf, wo gar keine Dämmerungsvögel bei mir abstiegen, sondern nur Personen, die ein bestimmtes Geschäft abzumachen hatten. Die Erholungen gab man sich an öffentlichen Orten. Diesem Mangel hat man später auch in Dorpat abzuhelpen gesucht und unter Begünstigung der Professoren eine akademische Muse gestiftet, als Vereinigungspunkt für Professoren und Studenten. Die ersten Verhandlungen darüber hatte ich in dem letzten Jahre meines Aufenthaltes als Delegierter der Studierenden mit dem Professor Parrot einzuleiten. Diese Sache kam aber erst viel später zur Ausführung.

Von den Professoren, die ich vorfand, zog mich G. Fr. Parrot, der Professor der Physik, besonders an. Er trug die Physik ziemlich ausführlich ein ganzes Jahr hindurch täglich vor, wobei immer die Lehre von der Elektrizität und dem Magnetismus noch für das dritte Semester, zweistündlich, übrigblieb. Dabei war der Vortrag sehr lebhaft und in der Entwicklung gründlich, von den einzelnen Erscheinungen zu den Folgerungen fortschreitend, wie wir diesen Gang von den mathematischen Studien gewohnt sind. Leider war der Vortrag der Chemie nicht von dieser Art. Er fing, nach der fast allgemeinen Unsitte, mit den

allgemeinen Fragen an und ließ das Spezielle nachhinken. Er war überhaupt etwas verwirrt, da der Vortragende zugleich Rektor und als solcher so mit Geschäften überhäuft war, daß er, was zu sagen war, vorher gar nicht bei sich geordnet zu haben schien. Das verleidete mir diese Disziplin sehr, die sich überdies seit jener Zeit völlig umgestaltet hat.

Der Professor der Naturgeschichte, Germann, war kurz vor meiner Ankunft gestorben. Professor Ledebour war berufen und kam im zweiten Semester meines Studiums an. Ledebour, bekanntlich ein sehr tüchtiger Botaniker, der sich durch seine *Flora Rossica* unsterblich gemacht hat, sollte alle Fächer der Naturgeschichte, nach alter Einteilung Zoologie, Botanik, Mineralogie und Geologie lesen. So lautete seine Vokation. Die beiden letzten Wissenschaften hat er, soviel ich weiß, nie vorgetragen. Bald nach seiner Ankunft bemühte sich vielmehr der akademische Senat für diese Vorträge eine eigene Professur zu erlangen, was durchaus notwendig war, da schon damals diese Wissenschaften sich von den beiden biologischen weit abgesondert hatten. Allein die Verhandlungen zogen sich so in die Länge, daß während der vier Jahre meines Aufenthaltes Mineralogie und Geologie gar nicht vorgetragen wurden. Botanik hörte ich nicht mehr, mit Ausnahme einer kurzen Übersicht der wichtigsten Familien, die in einem Semester wöchentlich einmal als *publicum*¹⁾ vorgetragen wurde. Für die systematische Botanik war Professor Ledebour für mich mehr ein belehrender Freund, der mich bereitwillig mit Büchern versorgte. Auf die Zoologie war ich dagegen gewaltig gespannt. Ledebour hatte sie aber früher so gut wie gar nicht getrieben und hätte am liebsten alle Zuhörer abgewiesen. Indessen mußte er sich doch ein Heft ausarbeiten, nach welchem er vortrug. Er beschränkte sich für die obern Klassen nur auf Systematik, und da Ledebour auch in dieser nicht sehr zu Hause war und dabei so ausah, als ob er sich selbst verspöttelte, im Umgange auch gar kein Geheimnis daraus machte, daß er der Sache fremd sei, so zog der Vortrag wenig an. Als wir aber an die Mollusken kamen, wurde mein Interesse doch sehr erregt; teils durch die sehr mannigfachen, bald sehr eleganten, bald ganz krausen Formen der Schalen, von denen ein hübscher Vorrat da war, den Ledebour für jede Stunde sorgsam zusammengetragen hatte, teils durch einige anatomische

¹⁾ Collegium publicum (lat.): eine öffentliche Vorlesung, für die kein Honorar bezahlt wird.

Notizen, die nach Swammerdam¹⁾ eingeflochten wurden. Was über Echinodermen, Medusen und Infusorien gesagt wurde, obgleich es etwas dürftig sein mochte, war mir durch die ungewohnten Formen doch auch sehr anziehend.

Bei Parrot und Ledebour wurde ich auch im Hause bald bekannt, und ich bin ihnen für diesen Umgang, der für einen Studierenden immer anregend und belehrend ist, sehr verpflichtet. Daselbe war auch etwas später bald mit K. f. Burdach, der als Professor der Anatomie und Physiologie berufen, im Sommer 1811 ankam. Burdachs Vorträge erregten ein sehr lebhaftes Interesse in Dorpat, da sie geistvoll auch in den gewöhnlichsten Demonstrationen waren, zuweilen wohl etwas zu sehr schematisierend, mit naturphilosophischer Färbung. Aber gerade danach sehnte man sich in Dorpat. Die meisten andern Vorträge litten an Überfüllung sehr unnützer Gelehrsamkeit, mit der die Herren sich ein Ansehen zu geben suchten, und an Mangel an Geist. Vor der Naturphilosophie warnte man uns angelegentlich, wie vor einem Gespenst, ohne jedoch jemals ihre Schäden näher zu bezeichnen, da man sie nicht kannte. Das hatte die natürliche Folge, daß wir um so begieriger waren, das Gespenst kennen zu lernen, vor dem die Herren Scheu hatten, ohne es zu kennen. Burdach trug auch zuerst allgemeine Anatomie vor — freilich nicht wie man sie jetzt vorträgt, am Mikroskop — sondern im Bichatschen Sinne²⁾. Wir gewannen dabei doch allgemeine Einsichten in den organischen Bau, die uns sehr wertvoll waren. Am meisten zog seine „Geschichte des Lebens“, eine Art Entwicklungsgeschichte an. Ich konnte leider nicht alle Vorträge von Burdach benutzen, da ich die deskriptive Anatomie bei Cichorius größtenteils schon gehört hatte und vieles andere, das ich eigentlich im ersten Jahre hätte hören sollen, gar nicht vorgetragen war und später nachgeholt werden mußte, z. B. die Zoologie.

Es war nämlich die Besetzung der Lehrstühle, als ich ankam, sehr unvollständig, wodurch ich mit meinen Zeitgenossen zu einem konfusem Zusammendrängen in späteren Semestern gezwungen war. Dies veranlaßt mich, einige Defekte der Universität etwas ins Auge zu fassen.

¹⁾ Jan Swammerdam (1637—1685) war als Erforscher der kleineren Tierformen von epochemachender Bedeutung.

²⁾ Marie François Xavier Bichat (1771—1802) legte den Grundstein zur heutigen allgemeinen Gewebelehre und erhob dadurch die pathologische Anatomie zum Ausgangspunkte der Entwicklungsgeschichte der Krankheiten.

Vor allen Dingen war die Universität noch zu neu. Es waren erst acht Jahre seit ihrer Stiftungsurkunde verfloßen. Zwar waren in dieser kurzen Zeit schon ziemlich genügende wissenschaftliche Hilfsmittel für die verschiedenen Kabinette angeschafft. Die Regierung hatte von ihrer Seite nichts gespart und ganze Sammlungen angekauft, andere, wie die Grundlage der zoologischen, waren geschenkt; sie hatte einen botanischen Garten angelegt, der für Studierende als genügend angesehen werden konnte, eine Sternwarte gegründet, die bald sehr berühmt werden sollte, die verschiedenen Kliniken, das Anatomikum, die Bibliothek und ein sehr großes Hauptgebäude mit Munifizenz erbaut. Aber in der Wahl des Personals der ersten Professoren waren offenbar große Mißgriffe geschehen. Eine nicht geringe Anzahl von sogenannten Gelehrten, welche seit Jahren als praktische Ärzte, als Hauslehrer oder in verwandten Stellungen gelebt hatten, Eingeborene oder Eingewanderte, wurden zu Professoren ernannt und brachten veralteten Inhalt und veraltete Methoden ihrer Wissenschaft auf das Katheder, da sie seit der Zeit ihrer Studien an den Fortschritten ihrer Fächer — manche 20 Jahre lang — nicht hatten teilnehmen können. Man besaß, wie es scheint, noch nicht das Recht der Berufung aus dem Auslande. Ganz bestimmt drückt sich die sonst so ausführliche Schrift: „Die Kaiserliche Universität Dorpat während der ersten fünfzig Jahre ihres Bestehens und Wirkens. Druckschrift zum Jubelfeste am 12. und 13. Dezember 1852“ hierüber nicht aus. Nur gelegentlich findet sich Seite 33 in einer Anmerkung die Äußerung: „Die Notwendigkeit, sich auf Gelehrte innerhalb des russischen Reiches zu beschränken, verhinderte die Ausführung des von dem Hofrat Karl Otto von Transehe als damaligem vorsitzenden Kurator im Jahre 1800 gefaßten Planes, für seine eigenen Kosten eine Reise in das Ausland zu unternehmen und Männer wie . . . (es folgen viele bedeutende Namen) zur Annahme eines Rufes nach Dorpat zu vermögen.“ Ohne diese gelegentliche Äußerung würde man nach demselben Buche nur dem damaligen ritterschaftlichen Kuratorium die Wahl antiquierter Personen zur Last legen, denn Seite 23 des Textes wird ausdrücklich gesagt, daß die erste ritterschaftliche Kommission im Jahre 1800, nachdem die vorläufige Berufung der ersten Professoren in demselben Jahre ihren Anfang genommen, es sich vorbehalten habe, die Wahl und Präsentation noch anderer Dozenten zu vollziehen. Wenn man aber überhaupt nur aus dem Inlande wählen konnte, wo noch keine Universität bestand, so war es wohl völlig unmög-

lich, für alle fächer tüchtige Kräfte zu gewinnen. Die soeben angeführte Stelle beweist, daß das Kuratorium sehr ernstlich bemüht war, und zwar mit pekuniären Opfern, wenigstens von seiten des Kurators Transehe, aus dem Auslande tüchtige Männer zu gewinnen.

In den ersten Jahren nach der Stiftung war der Gehalt ansehnlich genug, um sehr tüchtige Kräfte im frischesten Alter aus Deutschland heranzuziehen — bald freilich, nach den großen Kriegen von 1807 und 1812—14, wurde der Geldkurs so schlecht, daß der in Banko-Assignationen ausgezahlte Gehalt nicht sehr verlockend war. Dennoch konnte man in den Jahren 1810 und 1811 noch so ausgezeichnete Männer berufen wie Burdach und Ledebour. Wieviel leichter wäre das in den ersten Jahren von 1799—1800 gewesen. Man hätte die neue Schöpfung gleich auf das volle Niveau der deutschen Universitäten heben können, was erst später durch angestrengte Arbeit und nicht ohne innere Kämpfe erreicht werden sollte.

Es würde mir schwer werden, die Mängel der ersten Zeit Dorpats aufzudecken, wenn ich nicht die volle Gewißheit hätte, daß Dorpat später auf eine viel höhere Stufe sich erhoben hat, und wenn es mir nicht Genuß gewährte, diese schöne Entwicklung der vaterländischen Universität im späten Alter aus vollem Herzen freudig anzuerkennen. Den Übergang zum Bessern hat doch vor allen Dingen der langjährige Rektor Gustav Ewers bewirkt und zwar dadurch, daß er alle Zügel in seine Hand faßte.

Ohne alle Schritte oder auch nur alle Prinzipie, von denen sie ausgingen, beurteilen zu wollen oder zu können, da ich abwesend war, von denen man mir aber in Königsberg erzählte, glaube ich doch aus der Gesamtheit und dem Resultate den Schluß ziehen zu müssen, daß Ewers sich unvergängliche Verdienste um die Landesuniversität dadurch erworben hat, daß er das volle Vertrauen des damaligen Ministers sich erworben hatte und den Mut besaß, vieler Mißstimmungen ungeachtet alle Leitseile in seine Hand zu nehmen.

Obgleich aus der Zeit der ersten Wahlen einige sehr ausgezeichnete Männer, wie der Physiker G. F. Parrot stammten, so war doch zu meiner Zeit noch die Zahl solcher Professoren, die durch ihren Lebenswandel kein Muster für die Studierenden waren, und solcher, die wegen geringer wissenschaftlicher Qualifikation unsere Achtung sich nicht erwerben konnten, verhältnismäßig groß. Einige waren sehr kränzlich, so daß es fast den Anschein hatte, als habe man sie gewählt, um ihnen eine anständige

Versorgung zuzuwenden. Es entging der Universität deshalb auch in der ersten Zeit die Anerkennung im Lande. Man spottete über das Invalidenhaus, und als in die medizinische Fakultät die beiden Professoren Styx und Balk gewählt waren, hörte ich noch als Schüler mit Lachen erzählen, jetzt habe die Fakultät einen Balken über den Styx gelegt, um den Weg in die Unterwelt sicher zu machen.

Ich kann Dorpat nicht verlassen, ohne einen schmerzlichen Rückblick auf die Lücken zu werfen, die auch in den Vorlesungen während meiner Anwesenheit, theils für einige Zeit, theils für immer bestanden. Als ich ankam, fehlte ein Professor der Naturgeschichte, der mir im ersten Semester gerade besonders erwünscht gewesen wäre. Für Mineralogie und Geologie gab es in der ganzen Zeit von vier Jahren gar keine Vorträge. Dieser Mangel erzeugte eine sehr fühlbare Lücke in den naturhistorischen Studien. Für das Studium der Medizin war es eine ebenso fühlbare Lücke, daß in den vier Jahren meines Aufenthaltes gar keine Chirurgie gelesen und auch kein Operationskursus gegeben wurde. Der frühere Professor Kauzmann hatte im Jahre 1810 seinen Abschied genommen. Man hatte später einen Nachfolger erwählt, aber es hieß immer, er sei krank. Wenigstens hat er seine Vorträge und die Leitung des Klinikums nie begonnen.

In dieser Beziehung hat Dorpat, wie es mir scheint, noch einen Schritt zu tun. Lücken treten auf jeder Universität von Zeit zu Zeit ein, aber in Dorpat sind sie nicht schnell ersetzt, und um so weniger schnell, je sorgsamer man zu der neuen Wahl schreitet, was in der neueren Zeit im allgemeinen sehr rühmlich anzuerkennen ist. Die aus dem Auslande Berufenen können sich nicht sogleich losreißen, wenn sie es auch wünschen. Angestellte Professoren können längere Zeit krank sein, oder machen wissenschaftliche Reisen auf Jahre. So hatte ich einen Sohn in Dorpat, der mit großem Eifer sich auf die Geologie geworfen hatte. Da verschwand auf lange Zeit der Professor, und das Studium dieses Faches mußte unterbrochen werden. — In Deutschland geht man, wenn solche Lücken auf kleinen Universitäten entstehen, auf andere über, ohne gezwungen zu sein, eine wesentliche Lücke zu lassen. Für unsere Provinzen ist das nicht so leicht, wenn es auch erlaubt wird. Sehr unrecht habe ich es gefunden, daß schon zu meiner Zeit in Dorpat immer wiederholt wurde, wer eine Anstellung im Russischen Staate erlangen wolle, müsse im Inlande seinen Kursus beendigen. Wenn ein solches Gesetz bestand, so wäre es Sache des akademischen Senates ge-

wesen, darauf anzutragen, daß im Falle wesentlicher Lücken Ausnahmen gemacht würden. Allein bei Anstellung von Mediziniern habe ich nur wenig oder keine Rücksichtnahme auf die Quelle, an der sie ihr Wissen und Können geschöpft hatten, bemerkt. Da die Universität Dorpat in den letzten Jahren sich so gehoben hat, daß wir stolz darauf sind, in ihr die Musteruniversität des Reiches zu erblicken, so sollte man danach streben, in einem Kreise von nicht etatmäßigen Privatdozenten einen Nachwuchs künftiger Professoren sich zu erziehen. Die tüchtigsten von ihnen werden zu Professoren in Dorpat oder an anderen Universitäten des Reiches erwählt werden können, wobei man zugleich den Vorteil haben würde, von der Gabe des freien Vortrages des Bewerbers Kenntnis nehmen zu können. Dorpat würde die Pflanzschule des Russischen Reiches werden, und die Privatdozenten würden aus eigenem Interesse sich bestreben, der russischen Sprache vollkommen mächtig zu werden. Im Falle von Vakanzien werden diese jungen Kräfte die Lücken besser ausfüllen als die sogenannten etatmäßigen Privatdozenten, die, zuweilen alt und grau werdend, Lückenbüßer für die oft heterogenen¹⁾ Fächer einer ganzen Fakultät sein sollen, und zugleich werden jene jüngeren Dozenten durch Stellvertretung ihre Kräfte ausbilden. Einer weiteren Ausführung dieses Vorschlages enthalte ich mich wegen mangelnder Kenntnis der speziellen Verhältnisse. *Dixi et salvavi animam meam*²⁾.

Ich muß mich auf mich selbst zurückziehen, um endlich zur Promotion zu kommen. — Von Vorlesungen, die nicht zum Fache gehören, erinnere ich mich bei Morgenstern die Charakteristik der griechischen und römischen Klassiker nach Quintilian, bei Huth eine Vorlesung über populäre Astronomie, die mich sehr interessierte, weil er die neuesten Untersuchungen des ältern Herschel über die Sternenwelt sehr faßlich vortrug, und beim botanischen Gärtner Weinmann ein Privatissimum über Gartenbau gehört zu haben.

Die botanischen Exkursionen wurden gelegentlich auch fortgesetzt und im Interesse derselben manche kleine Fußreise unternommen und zwar, wie es bei Studenten gewöhnlich ist, in Gesellschaft. Ich war überall der zudringliche Instruktor für Botanik. Einmal wurde sogar in fröhlicher Gesellschaft eine Fußreise von Dorpat nach Reval unternommen. Ich hatte viel

¹⁾ Heterogen (griech.): = verschiedenartig, ungleichartig.

²⁾ Lateinisch: ich habe (mich aus) gesprochen und (damit) meine Seele gerettet, (mein Gewissen beruhigt).

von Fußreisen in Deutschland gehört und wollte mich einüben. Ich war schon als Schüler von Piep nach Reval, etwa 110 Werst, zu Fuß gegangen und zwar mit so überspanntem Eifer, daß ich weniger als zwei Tage darauf verwendete, in Reval angekommen aber von so heftigem Nasenbluten befallen wurde, daß es viele Mühe kostete, es nach fast zehn Stunden völlig zu stillen.

Die botanischen Exkursionen in Dorpat hielten mich weniger von einem regelmäßigen Fleiße ab als die Teilnahme an Studentenangelegenheiten. Es liegt allerdings auch ein bildendes Element in dem Bestreben, auf junge gleichgestellte Männer einzuwirken. Allein jetzt bin ich nicht in Zweifel, daß für mich wenigstens der Gewinn den Verlust an Zeit und an Interesse an den Vorlesungen nicht aufwog. Der Frohsinn und die Unabhängigkeit sagten mir zwar zu, aber alles Lärmende war mir doch im Grunde des Herzens zuwider. Ich überwand den Widerwillen, um auch als „flottes Haus“ zu gelten.

Eine besondere Episode in meinem Leben bildete ein temporärer Abzug nach Riga.

Als Napoleon im Jahre 1812 in Rußland einfiel und ein Armeekorps unter Macdonald, mehr aus Deutschen als aus Franzosen bestehend, nach der Überschwemmung von Kurland lange vor Riga lag, wütete in dem gegenüberstehenden russischen Armeekorps und besonders auch in der Stadt Riga der Typhus sehr heftig. Eine Menge Ärzte starben in Riga, während die Lazarette überfüllt waren mit Verwundeten, mehr aber noch mit Typhuskranken, und immer noch neue in Scheunen und anderen großen Gebäuden, wo man sie finden konnte, eingerichtet werden mußten. Da wandten sich die Behörden an die Universität Dorpat mit der Anfrage, ob man nicht junge Ärzte oder ältere Studenten dahin senden könnte? In jugendlichem Eifer und patriotischer Gesinnung meldeten sich fünfundzwanzig junge Männer. Manche hofften auch wohl, recht viel sehen und lernen zu können. Ich glaubte nicht fehlen zu dürfen, obgleich meine klinischen Kurse erst angefangen hatten und ich in bezug auf die Befähigung zu guten Beobachtungen wohl Zweifel hegen mußte. Allein es hieß, man muß etwas für das Vaterland tun, und Besorgnisse wegen des Typhus hatte wohl keiner. Aber die Seuche packte uns wie frisches Futter. Von fünfundzwanzig blieb nur einer verschont, der einen großen Furunkel bekommen hatte, der ihm als Ableitung gedient haben mochte. Die übrigen vierundzwanzig waren sämtlich in wenigen Wochen erkrankt, aber nur einer büßte mit dem Tode, und dreiundzwanzig genas-

wieder, teils wohl wegen der jugendlichen Kräfte, teils — man verzeihe mir die Skepsis — vielleicht wegen mangelnder Behandlung. Es war gar nicht daran zu denken, daß einzelne Personen, besonders hergereifte Studenten, von erfahrenen Ärzten behandelt würden. Es ist aber auch unglaublich, welche Gleichgültigkeit einreißt, wenn man neben einem Kriegsschauplatz in einer Stadt wohnt, wo man auf der Straße täglich Kanonendonner hört und der Tod in der Stadt ungehindert seine Ernte hält. Was mich anbelangt, so war ich in der abgebrannten Vorstadt in ein kleines Haus, das vom Brande verschont war, mit einem Kameraden, Glaser, einquartiert. Dieser wurde früher vom Typhus ergriffen. Siemlich gleichgültig sah ich ihn sich hinlegen, wohl wissend, daß an mich auch die Reihe kommen müsse. Wenige Tage darauf fühlte ich im Hospitale den Kopf sehr benommen und konnte nicht zweifeln, daß ich nun ergriffen sei. Zu Hause angekommen, schrieb ich nur mit Mühe einen Brief an meine Eltern. Um diesen zustande zu bringen, glaubte ich vorher noch ein Glas Wein trinken zu müssen. Allein ich fühlte sogleich, daß die Benommenheit davon nur rascher zunahm. Damit war meine Ansicht über die zweckmäßige Behandlung des Typhus entschieden. Kurz vorher hatten die Professoren Parrot und Burdach eine scharfe Polemik über den Gebrauch des Essigs gegen den Typhus geführt, und wir hatten diese Streitfrage auch besprochen. Ich entschied mich nun für den Essig und ließ mir eine Flasche davon und Wasser vor das Bett stellen, in welches ich mich dann ebenso gleichgültig hinlegte, als ich meinen Kameraden sich legen gesehen hatte. In den ersten Tagen hatte ich noch so viel Bewußtsein, daß ich von Zeit zu Zeit etwas Essig zu mir nahm und es gewahr wurde, daß an jedem Morgen die Tochter des Hausbesizers, der auf der andern Seite der Hausflur wohnte, die Thür ein wenig aufmachte, wahrscheinlich um nachzusehen, ob wir noch nicht beerdigungsfähig wären. Auf unserer Seite lebte nur noch ein alter Soldat, der zu unsrer Bedienung gegeben war, jetzt aber seine Müße damit feierte, daß er den ganzen Tag über im Rausche lag. Bald schwand das Bewußtsein bei mir vollständig, und ich weiß nicht, wie lange ich so gelegen habe. Ich wurde aus meiner Betäubung zuerst aufgeweckt durch meinen Kameraden, der früher in die Genesung übergehend, vor mein Bett getreten war und mir lachend zurief: „Du bist ja ganz mit Petechien¹⁾ bedeckt.“ Diese Nachricht war mir auch

¹⁾ Petechien sind kleine rote Flecken auf der Haut.

höchst gleichgültig, und ich verfiel wieder in Bewußtlosigkeit. Nach einigen Tagen stellte sich denn auch bei mir Genesung ein. Obgleich die Kräfte nur sehr langsam wiederkamen, war doch das erquickende Gefühl des Wohlbefindens sehr bald da. Aber erst nach längerer Zeit konnte ich wieder in das Lazarett gehen. Ungefähr ebenso war es auch den anderen Studierenden gegangen. Sie hatten alle mit oder ohne ihren Willen die expectative Methode¹⁾ durchgemacht.

Ich kann nicht sagen, daß ich viel von der Medizin gelernt hätte; desto mehr aber habe ich vom Grauensvollen des Krieges auch außerhalb des Schlachtfeldes gesehen und wie ein Menschenleben ebenso gleichgültig behandelt wird, wie wir eine Ameise zertreten, die auf unsrem Wege kriecht. Nach meiner Ankunft wurde ich gleich nach der Meldung in ein Lazarett versetzt, das soeben erst in einer Scheune eingerichtet wurde. Als ich eintrat, war die Scheune erst zur Hälfte mit Kranken gefüllt, aber man trug immerfort neue Kranke hinein, und als ich sie nach einigen Stunden verließ, war sie schon größtenteils angefüllt, am andern Morgen war schon gar kein Platz mehr. Es waren 300 Menschen darin. Nun erst fing man an, die Ofen anzulegen; es ging rasch genug damit, denn sie waren in zwei Tagen alle fertig, und am dritten konnte schon geheizt werden. Drei Tage lang aber lagen die Kranken in einem ungeheizten Raume. Es war aber schon scharfer Frost eingetreten. Täglich trug man eine Anzahl Tote heraus. Wer hatte Zeit nachzusehen, ob sie erfroren oder an einer Krankheit gestorben waren —, und was hätte es geholfen? Zuerst fand ich einen Oberarzt vor, der mir wahrscheinlich Anleitung geben sollte. Er hatte nur wenige Magistralformeln²⁾, auf die er sich beschränkte, weil nur wenige Medikamente in der Hospitalsapothekc vorrätig waren. Bevor ich mich noch in diese mir ganz neue Einrichtung finden konnte, war der Oberarzt nach zwei Tagen schon versetzt, weil wieder ein neues Lazarett eingerichtet wurde. Ich hatte nun allein die eine Hälfte des Hospitals, 150 Kranke, zu besorgen. Die andere Hälfte besorgte ein Dr. Levy, den ich schon in Dorpat als ältern Studenten kennen

¹⁾ Das abwartende Verfahren oder Beobachten gewisser Krankheiten seitens des Arztes, wobei sich die ärztliche Tätigkeit darauf beschränkt, den Kranken in diejenigen Bedingungen zu versetzen und in denselben zu halten, in denen er die Krankheit am besten übersteht. Den Gegensatz zur expectativen Methode bildet der bestimmte, zielbewußte ärztliche Eingriff, die Anwendung und Durchführung einer bestimmten, dem Fall angepaßten Heilmethode.

²⁾ Ärztliche Vorschriften zu Arzneien.

gelernt hatte und zuweilen befragen konnte, aber freilich auch nur in Eile, da wir beide Mühe hatten, die lange Reihe der Kranken durchzugehen. Wenn man auch nur fünf Minuten durchschnittlich auf einen Kranken verwenden wollte, so brauchten 150 Kranke 750 Minuten oder 12½ Stunden. Dazu kam, daß ziemlich viele Gefangene ins Hospital kamen, vorzüglich Preußen und Bayern, welche froh waren zu hören, daß der Arzt Deutsch sprechen konnte, um ihm allerlei Wünsche vorzutragen, welche nicht anzuhören mehr als grausam gewesen wäre, denn ihre Wünsche aussprechen zu können und soviel als möglich befriedigt zu sehen, war ihnen ja ein größeres Labsal als jede Medizin. Auch währten die Visiten vom frühen Morgen bis zur völligen Dunkelheit und gewährten in den Novembertagen doch nur drei Minuten durchschnittlich für jeden Kranken. Ich wundere mich, daß ich es unter diesen Verhältnissen doch über vierzehn Tage aushielt, bevor ich krank befiel.

Während wir bewußtlos lagen, hatte sich die Nachricht verbreitet, daß Napoleons Heer nicht nur im vollen Rückzuge, sondern in vollständiger Auflösung sei. Das Macdonaldsche Korps mußte nun auch sich zurückziehen, und als wir aus unseren verschiedenen Löchern wieder hervorkrochen, fanden wir die Szene ganz verändert. Kein Kanonendonner war mehr zu hören, alles atmete wieder auf. Die Hospitäler fingen an sich zu entleeren, auch waren wieder mehr Ärzte da. Wir waren froh, daß wir nicht mehr notwendig waren und kehrten in der ersten Hälfte des Januars nach Dorpat zurück. Ob wir dem Staate vielen Nutzen gebracht haben, ist mir sehr zweifelhaft.

Die Studien fortsetzend, kam ich mit dem Anfange des Jahres 1814 in eine zweite Leidenszeit, die des sogenannten Präparierens zum Examen, von der ein weiteres nicht zu sagen ist. Allein das Examen selbst, das an einem sehr heißen Junitage vorgenommen wurde, kann ich doch nicht ganz übergehen, da mir die Erinnerung an diesen Tag, so unerquicklich er mir damals auch war, doch später sehr ergötzlich geworden ist. Auch soll nur vom anatomisch-physiologischen Teile des Examens die Rede sein. Dieser Teil fiel ganz dem Professor Cichorius anheim, da Burdach, einem Rufe nach Königsberg folgend, schon im Januar 1814 Dorpat verlassen hatte. Ich zog zuerst die Frage über die Muskeln der unteren Extremitäten. Die Beantwortung fiel so aus, wie sich erwarten ließ, wenn man einmal eine Demonstration gehört und dann sich bemüht hat, nach Büchern, ohne Anschauung und eigene Ausarbeitung, einen komplizierten Muskelapparat sich

einzuprägen. Ich wußte einige gut zu demonstrieren, andere blieben unvollständig in ihren Anfängen, noch andere fehlten ganz. Es sind ihrer auch zu viel. Ich will nicht behaupten, daß die Natur irgendeinen überflüssig geschaffen habe, aber für einen armen Mediziner, der an einem Tage alle Knochen, Bänder, Muskeln, Nerven, Gefäße und Eingeweide soll demonstrieren können, nebenbei in Physik, Chemie, Zoologie, Botanik, Pharmakologie, Pathologie usw. sich zeigen soll, sind ihrer wirklich zu viel. Das Gesicht des Professor Eichorius verdüsterte sich etwas. Dann zog ich für die Physiologie die Frage: Wie viele Arten von Organisationen gibt es? Ich möchte wohl wissen, ob Cuvier¹⁾ oder Meckel²⁾, welche damals noch lebten, diese Frage hätten beantworten können, oder ob einer von den jetzt lebenden Koryphäen der Physiologie und Zootomie³⁾ sie zu beantworten unternehmen würde, wenn ich ihm nicht den Ariadneschen Faden für dieses Labyrinth borgte. Ich aber beantwortete die Frage vortrefflich, so vortrefflich, daß der hellste Sonnenschein auf dem Gesichte von Eichorius ausbrach. Es gibt nämlich — damit alle Völker und alle Zeiten es wissen, muß ich es ja wohl sagen — nur zwei Arten von Organisationen, ganz flüssige und festflüssige, denn ganz feste gibt es nicht. Woher ich das weiß? Natürlich nur aus den Vorlesungen von Eichorius; wo könnte diese Weisheit sonst vorkommen? Burdach hatte gar nicht die gesamte Physiologie gelesen, sondern nur „Geschichte des Lebens“, die ich gehört hatte. Ich mußte aber doch auf meinem Anmeldebogen die Zeugnisse beibringen, daß die Hauptfächer von mir gehört waren. Also mußte ich die Physiologie bei Eichorius hören. Daß ein Vortrag über Physiologie im Jahre 1812 oder 1813 dürftig ausfallen mußte, wird jetzt niemand bezweifeln, allein diese Dürftigkeit war doch sehr ausgesucht. Auch wüßte ich jetzt wenig mehr davon zu sagen. Allein der Unsinn von den ganz flüssigen Organisationen, die doch nicht auseinanderlaufen, war mir doch schon damals zu kolossal, um ihn nicht im Gedächtnisse zu behalten. Auch kam er nicht etwa nur gelegentlich vor, son-

¹⁾ Georges Cuvier (1769—1831) gab der Zoologie eine ganz neue Richtung und erhob die vergleichende Anatomie zu einer Wissenschaft. Auch um die Versteinerungskunde oder Paläontologie erwarb er sich die größten Verdienste.

²⁾ Johann Friedrich Meckel (1781—1833), der Neuschöpfer des Studiums der vergleichenden Anatomie in Deutschland, welcher durch sein „Archiv für Anatomie und Physiologie“ ein Zentral-Organ für diese Studien schuf und bei seinen Arbeiten die Entwicklungsgeschichte des Einzelwesens gebührend berücksichtigte.

³⁾ Griechisch: Anatomie der Tiere.

dern gehörte zu den diktierten Hauptfäden, den Stützen der Wissenschaft. In den Erläuterungen wurde so etwas von Medusen zum Beweis der ganz flüssigen Organisationen gesagt. Es war also nicht etwa das Blut gemeint, sondern Tiere, die im Meere umherschwimmen, ganz flüssig sind und doch zusammenhalten.

Nach dem Doctorexamen atmet man freier auf und geht mit gestärktem Selbstvertrauen an die Dissertation. Ich wählte einen allgemeinen Stoff, die Krankheiten der Esten, wozu ich mich berechtigt glaubte, da ich sie oft krank gesehen hatte, vorzüglich aber, weil ich im botanischen Eifer viel umhergewandert war und die gesehenen zahlreichen Sümpfe gar nicht mit den Schilderungen von Eivland stimmten, die ich hier und da in Büchern fand und die häufig nur auf das südliche Eivland mit seinem ausgedehnten Sandboden und das Seeufer paßten. Eivland hat sogar seinen Namen vom Sande — wahrscheinlich weil die einwandernden Deutschen das Wort Liw, mit dem die Esten, vielleicht auch die Eiven, den Sand benennen, für den Namen des Landes nahmen. Im übrigen wird die Dissertation: *De morbis inter Esthonos endemicis* (Über die endemischen Krankheiten der Esten) ungefähr soviel Wert haben, wie die meisten, welche über so allgemeine Aufgaben von jungen Leuten ohne Erfahrung geschrieben werden, nämlich einen sehr geringen. Sie wurde dennoch hie und da in unsern Zeitblättern angezeigt — von Nicht-Medizinern wie es scheint —, weil ein Gefühl für Verbesserung des Zustandes der Esten aus ihr zu sprechen schien.

Der Monat Juli und die größere Hälfte des Augusts gingen auf Abfassung und Druck der Dissertation hin. Bevor sie aber verteidigt werden und das Doctordiplom erteilt werden konnte, sollte ich, den Vorschriften gemäß, noch eine größere Operation an einem Leichname machen. Es war aber in der ganzen Zeit kein Leichnam auf der Anatomie zu haben. Den Juli hindurch waren Ferien gewesen, in den ersten Tagen des Augusts fing zwar das neue Semester wieder an, die Kliniken füllten sich wieder, aber sie hatten noch keine Resultate ihrer Kunst auf die Anatomie abgeliefert, als die Dissertation gedruckt war und nur das Titelblatt noch fehlte. Vergeblich stellte ich vor, daß ich ja gar keine Gelegenheit gehabt habe, einen Operationskursus mitzumachen und gar nicht Operateur werden wollte. Der Dekan wollte nichts davon wissen; das Gesetz müsse erfüllt werden. Ich lief also wie ein hungriger Rabe in der Stadt umher, um irgendwo

einen Sterbenden zu finden. In einem Militärhospital fand sich ein Kranker, von dem der gutmütige Militärarzt mich versicherte, daß er in zwei Tagen sterben müsse. Wie sollte ein Student nicht einem alten Praktiker glauben! Ich nahm der Sicherheit wegen drei oder vier Tage an und ließ den 24. August auf den Titel der Dissertation als Tag der Verteidigung setzen. Aber der Kranke war am 24. noch nicht tot. Da der Titel der Dissertation nicht ohne die Zustimmung des Dekans gedruckt werden konnte, so hätte man mich immer an diesem Tage sollen disputieren lassen und konnte die Ausfertigung des Diploms verschieben. Allein der Dekan, Professor Styr, wollte auch das nicht, obgleich darin nichts gegen irgend eine Vorschrift gewesen wäre. Der Mann, auf dessen Tod ich so sehnlich wartete, weil mehrere Kommilitonen schon in Dorpat sich versammelt hatten, um mit mir ins Ausland zu reisen, starb erst am 26. oder 27., am Tage darauf schnitt ich ihm das Bein ab und ließ mir ein Zeugnis darüber geben, mußte aber doch eine besondere Operation unter Balfs Präsidium machen. Am 29. fand dann die Disputation und feierliche Promotion statt. Aus diesem Berichte sieht man, woher es gekommen, daß der Tag, der auf meiner Dissertation steht, nicht der der Promotion ist. Sonderbar, daß der geistreiche Dekan nicht den Titel der Dissertation umdrucken ließ, wovon ich die Kosten gern getragen hätte. Er gab mir dagegen den Rat mit, einer Prognose nicht zu viel zu trauen. Er hatte ihr aber selbst getraut und zwar einer Prognose, die er nur durch Tradition von mir kannte.

Ich hatte schon alles für eine Reise ins Ausland vorbereitet, und nach ein oder zwei Tagen fuhr ich mit einigen Kommilitonen ab, die schon auf mich warteten. Nach überstandnem Examen hatte ich meinem Vater erklärt, daß ich mich unmöglich der Praxis widmen könne, ohne mir mehr Sicherheit zu verschaffen und besonders ohne einige wesentliche Lücken auszufüllen. Er wollte sich nicht dagegen erklären, obgleich es ihm schwer fallen mußte, bei der zahlreichen Familie und dem schlechten Kurse noch eine ansehnliche Summe für eine Reise ins Ausland zu opfern. Er gab mir also eine Summe, die ich nach den Nachrichten, welche ich über die Kosten des Aufenthaltes in Deutschland vorläufig hatte, für hinreichend auf anderthalb Jahre berechnete. Ich hatte aber die Ahnung und auch wohl den geheimen Wunsch, diese Reise auf noch längere Zeit auszudehnen. Ich fragte also meinen ältern Bruder, der nun schon ansässig war, ob er nicht für mich, im Falle des Bedarfs, noch eine ähnliche Summe aufnehmen

fönne. Er übernahm es, und so ist es auch geworden. Ich habe den zweiten Teil meines Aufenthaltes in Deutschland mit aufgenommenem Gelde bestritten.

7. Reise nach Deutschland. Wien. 1814—1815.

Ein Doctor medicinae war ich nun, aber ein Doktor, der wenig Vertrauen zu sich hatte und nicht viel mehr zu der Medizin überhaupt. Würde mich irgend ein Kranker auf mein Gewissen befragt haben, wen er sich zum Arzte erwählen sollte, ich würde ihm geantwortet haben: Wählen Sie jeden andern, nur nicht mich. Aber das sollte redlich nachgeholt werden. In Wien, sagte man mir, da sind die großen Krankenhäuser, da kann man viel sehen, da muß man die Praxis erlernen. Ueberdies war Hildenbrands Werk über den Typhus vor kurzem erschienen und hatte namentlich viel Aufsehen bei uns erregt, wo der Typhus in den Hospitälern so schrecklich gewüthet hatte und immer nur mit Reizmitteln behandelt war. Hildenbrand, hieß es jetzt, hat zuerst gezeigt, daß der Typhus wenigstens im Anfange entzündlicher Natur ist und antiphlogistisch¹⁾ behandelt werden muß. Daß mir Reizmittel beim Ausbruch des Typhus nicht dienlich gewesen waren, hatte ich selbst erfahren. Also nach Wien wollte ich.

Ich reiste mit den Studierenden, die auf mich gewartet hatten, gleich nach der Promotion ab, in Riga stießen noch zwei zu uns. Studenten sind wie Klettenköpfe, gewöhnlich zu vielen zusammengeballt. So fuhren wir zu sechs weiter nach Königsberg, nicht immer auf die zweckmäßigste Weise. Es waren so anhaltende und oft wiederholte Unterbrechungen in den Verbindungen mit Deutschland gewesen, daß wenigstens die heranwachsende Jugend wenig Kenntnis von den besten Arten zu reisen hatte. So warteten wir in Memel lange auf Wind, um zu Schiffe nach Schaaken und von da nach Königsberg zu Lande zu gehen; von Königsberg fuhren wir den langen Weg nach Berlin in einem Frachtwagen. Da wir zu sechsen und zuletzt zu sieben waren, hätten wir ohne Zweifel besser getan, Geld und viel Zeit erspart, wenn wir Extrapost genommen hätten. Indessen, junge Leute müssen Lehrgeld zahlen. Jetzt freilich nimmt man ein Billet auf die Eisenbahn und hat keine Nachfragen zu halten. In Königsberg hielten wir zwei Tage an, um Burdach wiederzusehen, der uns sehr freund-

¹⁾ Antiphlogistische Mittel: Mittel gegen die Hitze und Entzündung (des Blutes).

lich aufnahm. Ich wundere mich, daß er uns nicht über zweckmäßigeres Reisen belehrte. Vielleicht tat er es, aber wir hatten übertriebene Vorstellungen von der Kostbarkeit der ausländischen Extrapost mitgebracht. — In Berlin fand ich Pander vor. Er war dort schon seit ein oder zwei Semestern und redete mir stark zu, in Berlin zu bleiben. Er sprach mit Entzücken vom zoologischen Museum, vom botanischen Garten und allerlei Vorlesungen, die er hörte. Das war alles sehr lockend, aber ich wollte ja ein echter Praktiker werden und fürchtete, daß diese reizenden Schönheiten mich nur abziehen würden. Ich hielt also fest und beschloß, alle diese Sirenen gar nicht zu sehen. Hatte ich doch mein Herbarium von mir gestochen! Statt dessen besah ich Sanffouci und ähnliche gleichgültige Dinge, von denen man gehört hatte.

Dann machte ich mich auf die Reise nach Wien mit Dr. Sahmen. Unterwegs studierten wir in Dresden die Kunst, in der Sächsischen Schweiz die Schönheiten einer Miniatur-Alpengegend, in Prag die historischen Denkmale der Stadt, aber jeden botanischen Garten und jede zoologische Sammlung mied ich wie verzehrendes Feuer.

Wir kamen nach Wien und quartierten uns gleich in die Alservorstadt ein, in der die großen medizinischen Anstalten mit ihren Verzweigungen sich befinden, und wo deshalb immer eine große Anzahl fremder Ärzte, außer den inländischen, sich aufhalten, um ihre medizinische Ausbildung zu vollenden. Die Fremden versammelten sich damals größtenteils im Gasthof zum „goldenen Hirsch“ zu Mittag. Es gab darunter manche interessante Persönlichkeit, und da hier junge Leute aus sehr verschiedenen Gegenden Deutschlands, der Schweiz, auch zuweilen Englands sich fanden und alle schon in reiferen Jahren, so hatte ich, was ich in Dorpat vermißt hatte. Der Gesellschaft präsiidierte am Mittagstische der später als Wundarzt so berühmte Dr. Chelius.

Ich hatte in Wien außer einigen andern Eisländern einen Freund vorgefunden, den ich schon in Dorpat sehr lieb gewonnen und achten gelernt hatte, Dr. J. Friedrich Parrot, Sohn des oben genannten Professors der Physik, denselben, der früher das Nivellement zu dem Kaspischen Meere mit Herrn v. Engelhardt ausgeführt und es später nochmals vorgenommen und den Ararat bestiegen hat. Bieder im vollsten Sinne des Wortes, aber nicht von der passiven Biederkeit, welche oft vorkommt, sondern kräftig und tüchtig in allem, was er unternahm, schon in jüngern Jahren von festerem Charakter als sonst der Jugend gewöhnlich

ist, zog er mich ungemein an, und ich erinnere mich nicht, daß ich gegen einen Gleichgestellten so fügsam, ich möchte sagen untergeben mich gefühlt hätte, als gegen Fr. Parrot, obgleich er mir im Alter gleich war. Parrot war einige Monate vor mir im schönsten Nachsommer nach Wien gekommen. Indem er in die Stadt eintrat, hatte er sogleich am Horizonte eine vorragende Bergkuppe gesehen, die ihn als geübten Bergsteiger so angezogen hatte, daß er, sobald nur eine Wohnung besorgt und seine Sachen abgelegt waren, auf den Berg losmarschierte, ohne sich vorher nach Weg und Namen erkundigt zu haben. Erst unterwegs hatte er erfahren, daß dieser Berg Schneeberg heiße. Er hatte ihn ohne Führer und ohne besondere Mühe erstiegen. Von diesem Berge und den anstoßenden Gebirgsmassen erzählte er mir mit Begeisterung und weckte dadurch in mir die lebhafteste Sehnsucht, auch diesen Berg zu besuchen. Ich hatte ja noch nie ein bedeutendes Gebirge gesehen; die Sächsische Schweiz mit dem Lilienstein und Königstein hatte ich für das genommen, was sie sind, für Auswaschungen aus dem Lande. Parrot war sogleich mit von der Partie. Da aber der Berg ziemlich lange mit Schnee bedeckt ist, mußte das Unternehmen auf den Übergang des Frühlings in den Sommer verschoben werden. Noch ehe es zu der Expedition nach dem Schneeberge kam, hatte der anbrechende Frühling mich oft in die reizenden Umgebungen Wiens gelockt. Umgebungen von solcher Mannigfaltigkeit, so reich besetzt mit behaglichen Ansiedelungen und belebt von lebensfrohen Menschen, dabei allmählich malerisches Hügelland übergehend in erhabene, zum Teil düstere Gebirge, hat vielleicht keine andere Stadt. Man denke sich dabei die Menge der blühenden Pflanzen, die mir neu waren, und man wird es sehr natürlich und also auch verzeihlich finden, daß ich bald die Hospitäler und Kliniken schrecklich fand und die guten Vorsätze mir abhanden kamen, ohne daß ich es merkte. Ich hielt nur noch bei Beer regelmäßig aus, die Privaturse waren ohnehin geendet.

Als nun — um Pfingsten wird es gewesen sein — die Wanderung nach dem Schneeberge angetreten wurde, über das reizende Baden in das ernste Gebirge bis auf den Gipfel des Schneeberges, und ich aus der Waldregion durch das Krummholz in die volle Alpenvegetation kam, also Verhältnisse in der Natur sah, von denen ich gelesen hatte, kannte mein Entzücken keine Grenzen. Die Schneelehnen und Schneemulden, die wir noch vorfanden, die Nebel, welche an manchen Spitzen hingen, auf der einen Seite neu sich bildend, auf der andern sich auflösend, die leichte,

reine Bergluft, die unvergleichlich schöne und mannigfache Aussicht, das Gefühl höher zu stehen als andere Menschen, aber nicht ganz verlassen, sondern mit einem treuen und erfahrenen Freunde, das alles erhöhte nur meine Freude. Die Zuversicht brachte uns doch in eine Fährlichkeit, die sehr ernst hätte ablaufen können. Parrot, da er schon einmal hier gewesen war, wußte eine Hütte zu finden, die am Fuße oder schon am Abhänge des Schneebergs lag, und wo wir übernachteten. Er hatte gehofft, hier einen Führer zu mieten. Allein da am nächsten Tage ein großes Fest eintrat und nach der Meinung der hiesigen Leute die Erstiegung viel zu früh unternommen war, weil oben noch viel Schnee liegen müsse, weigerten sie sich sehr entschieden mitzugehen. Als Parrot erklärte, dann würden wir allein gehen, lachten sie und versicherten, wir würden nicht hinauffkommen. Wir gingen dennoch und erreichten auch ohne besondere Beschwerden den Gipfel, der keinen Schnee mehr hatte, aber noch ganz durchnäßt war; nur in den Mulden und Abhängen lag noch viel von Nässe durchdrungener Schnee. Der Schneeberg, zwei kleine Tagereisen von Wien, ist 6567 Fuß hoch, ist der vorragendste in seiner Umgebung und fast an die Grenze des Gebirges vorgeschoben. Er erhebt sich sehr allmählich und ist deshalb von Buchberg aus leichter zu ersteigen als irgend eine Alpe, die ich kennen gelernt habe. Ungeachtet seiner mäßigen Höhe hat er auf seiner breiten Kuppe ganz alpinischen Charakter. Ich sah hier zum erstenmal die mir ganz neue Alpenflora. Die Aussicht ist wunderbar schön, zwar nicht so erhaben wie auf dem Rigi, denn Gletscher sieht man hier nicht. Dagegen überblickt man auf der einen Seite die reich besiedelte Niederung von Niederösterreich bis tief in die ungarische Ebene mit dem großen Neusiedler-See und auf der andern ein unübersehbares Chaos von Bergen. Nachdem wir uns auf dem Gipfel lange erfreut hatten, begannen wir den Abstieg, durch das bequeme Aufsteigen etwas sorglos gemacht. Wir kamen aber an einen steileren Abhang, als wir früher gesehen hatten, und freuten uns des zerfallenen Gesteins, das unter unsern Tritten herabrutschte. Nachdem wir diesen beschwerlichen Abhang hinabgestiegen waren, zeigte sich eine Einsenkung zur Seite, der wir folgten, dabei aber unvermerkt in eine enge Kluft oder Spalte gerieten, auf deren Boden ein schmales Wasser hinabrann. Wir folgten der Kluft, um desto rascher in die Tiefe zu kommen, und hatten nur so viel Raum, daß wir neben dem Wasser gehen konnten, mußten dieses aber oft durchwaten, um an der andern Seite weiter zu können, wenn

es auf der einen an die Felswand sich andrängte. Da fing es plötzlich an zu regnen. Wir hatten nicht beachtet, daß der Himmel sich dunkel bewölkt hatte. Nun rief der mehr erfahrene Parrot: „Wir müssen aus der Spalte, denn das Wasser wird hier zusammenlaufen.“ Aber die Felswände waren ganz steil und viel zu hoch, um hinaufzukommen. Sie wandte sich aber immer mehr von der Wiener Richtung ab. Weil jedoch keine Möglichkeit war, aus ihr zu kommen, mußten wir weiter, so schnell wir konnten. Erst nach ein paar Stunden wurde sie etwas breiter, dafür aber lagen in ihr Baumstämme und Felstrümmer. Zugleich nahm die Dunkelheit so zu, daß wir beim Überklettern der Hindernisse bald die Hände zu Hilfe nehmen mußten, um sie zu erkennen. Endlich senkten sich die Wände, die Spalte wurde breiter, aber es war nun auch vollkommen finster, als wir spät ein Licht sahen und vollständig durchnäßt die Hütte eines Köhlers erreichten, wo wir die Nacht abwarten konnten. Wir erfuhren jetzt, daß wir, der Wiener Seite entgegengesetzt, in einem engen Tale angekommen wären. Am andern Tage erschien uns dieses enge Tal, das den Namen Höllental führte, als ein Paradies gegen die Spalte, in der wir eingeklemmt gewesen waren, da es mehr als zwanzigmal so breit war und einen ebenen Boden von Schuttmassen hatte. Wir hatten über einen halben Tag in diesem Tale zu gehen und kamen erst am Abend auf die Straße hinaus, die nach Wien führt.

Mit diesen Exkursionen war ich wieder der Botanik verfallen. Ich hatte Alpenpflanzen mitgebracht. Diese mußten doch systematisch bestimmt werden. Ich lief zweimal täglich auf die Bibliothek, um meine mitgebrachten Pflanzen mit den großen Kupferwerken von Jacquin und Host zu vergleichen, und nur mit Dank und Beschämung kann ich die Bereitwilligkeit anerkennen, mit der die Bibliothekare einem ihnen ganz unbekanntem Menschen diese kostbaren Werke zweimal täglich zutrugten und wegbrachten. Eine so freundliche Bereitwilligkeit ist mir nie wieder vorgekommen. Ebenso pünktlich wurden aber auch die Bibliotheksgesetze gehalten, denn vergeblich bat ich, diese Folianten doch wenigstens von 12 bis 2 Uhr im verschlossenen Lesezimmer stehen zu lassen. Jetzt fing ich aber auch in Wien an das Handwerk zu grüßen, indem ich Host und Trattinnik aufsuchte — denn daß die Medizin doch wohl nicht mein Handwerk werden würde, fing an mir einzuleuchten.

Wenn ich auf den benachbarten Bergen mich im Botanisieren glücklich fühlte, war es mir, sobald ich mich hinsetzte, um aus-

zuruhen oder die Gegend zu überschauen, als ob ein böser Doppelgänger mich fragte: Was soll denn aus dem Herumlaufen werden? Daß die Kenntniss von einigen hundert Pflanzenarten nicht viel zu bedeuten habe, sah ich wohl ein. Also ganz müßte ich mich der Botanik widmen, oder der Medizin treu bleiben. Der Ernst des Lebens packte mich hart an der Gurgel. Ich konnte mir wohl sagen, daß ich in der Augenheilkunde einige Sicherheit gewonnen und in der Ausübung mich mehr befestigen würde. Aber wie und wo sollte ich zu dieser Praxis kommen, da ich für alle übrige Medizin keine Sicherheit fühlte und sie bei starker Skepsis auch kaum zu gewinnen hoffen konnte. Die expectative Methode hätte ich ganz gern ausgeübt, aber dazu braucht man keinen Arzt, und um die Direktion eines Hospitals zu erwerben, muß man sich zuvor einen Ruf in der Privatpraxis erwerben. Viel lachendere Bilder zeigten mir die Naturwissenschaften. Die systematische Botanik schien mir allerdings etwas leer, aber das Herumstreifen, besonders auf Bergen, machte mich geradezu glücklich. Es käme also vielleicht nur darauf an, die botanischen Studien weiter auszudehnen auf alle Zonen der Erde. Aber auch dann, wohin für die Zukunft? Ich kannte in unsern Ostseeprovinzen nur eine Stelle für einen Botaniker. Diese war kürzlich besetzt. Noch schöner wäre es, wenn ich Gelegenheit hätte, systematische Zoologie zu treiben, dachte ich mir. Am meisten aber sprach eine dunkle Ahnung für die vergleichende Anatomie, von der ich wenig oder nichts wußte, von der ich aber eine große Meinung hatte. Vielleicht konnte ich auch irgendwo Geologie gründlich treiben, diese hätte ohnehin mehr in die Berge geführt. Ich beschloß also, Wien zu verlassen und im übrigen Deutschland einen Ankerplatz für vergleichende Anatomie oder Geologie zu suchen, wenn es damit nicht ginge, sollten im Winter wieder die Krankensäle aufgesucht werden, etwa in Berlin. Aber im Sommer in ihnen zu verweilen, schien mir eine Sünde gegen den heiligen Geist. Zuwörderst aber wollte ich nochmals den Schneeberg besuchen und weiter ins Gebirge vordringen. Parrot war schon fort. Diesmal also ging ich ganz allein, in der Mitte des Sommers, fand neue und mehr Alpenpflanzen, ging bis Mariahilf und fühlte mich wieder überaus glücklich im Gebirge, obgleich ich jetzt allein war.

Die Einsamkeit ist willkommen, wenn man etwas in sich zu ordnen hat, im Gebirge war sie mir doppelt willkommen, denn ich fühlte mich dort nicht verlassen, sondern völlig heimisch. Ich mußte aus dem Gebirge noch einmal nach Wien zurück, wo ich

mich nun, als Lohn für die gefassten guten Entschlüsse, dem Laster des Naturdienstes ganz ergab, jetzt erst das Naturalienkabinet und den botanischen Garten besah, Erkundigungen über interessante Gegenden einzog, die Flora Oesterreichs und allerlei Wanderbücher von Schultes kaufte und dann nach Westen abzog, ohne noch das Ziel zu kennen, an dem ich Anker werfen würde. Zuerst machte ich Halt in Linz und bog ab nach dem Traunsee, Ischl und dem an den Felsen wie ein Schwalbennest angeklebten Hallstadt. Von diesem sogenannten Salzkammergute zurückgekehrt nach Linz, ging es weiter nach Salzburg. Von Salzburg aus wurden wieder Abstecher gemacht nach dem wunderbaren Berchtesgaden bis an das Ende des Königsees; der Wazmann, gegen 9000 Fuß hoch, mit scharfer Spitze auslaufend, wurde erstiegen, Reichenhall, Hallein und Golding besucht, als Vorbereitung künftiger, geologischer Studien. Aber der Untersberg konnte auch nicht weggelassen werden, da ich wußte, daß Dr. Hoppe hier seit Jahren Alpenpflanzen sammelte, die er verkaufte.

Auf dieser Exkursion sollte die Entscheidung meines Schicksals eingeleitet werden, ohne daß ich es ahnte. Ich war durch mein Herumrennen schon ein tüchtiger Fußgänger geworden, der es mit jedem aufnahm; besonders auf den Bergen fühlte ich mich unverwüstlich, viel weniger in der Ebene. Ich machte also den Plan, von Salzburg früh nach dem Untersberg aufzubrechen, den Berg selbst so weit zu besteigen als möglich, und zur Nacht wieder in Salzburg zu sein. Am Fuße des Untersberges war eine Art Herberge, in welcher Hoppe zu wohnen pflegte. Ich erfuhr aber dort, daß er jetzt nicht anwesend sei, sondern mit einem andern Herrn weiter — ich glaube nach dem Glockner, gegangen war. Ich nahm einen Führer nach dem Untersberge, durchstreifte diesen nach allen Richtungen und war gegen Abend wieder in der Herberge, um etwas zu essen und dann nach Salzburg zu gehen. Mein Führer warf sich platt auf den Boden und versicherte, er könne nicht weiter. Er hatte freilich das wandernde Herbarium getragen, das ich nun wieder auf meinen Rücken laden mußte. Als ich abmarschieren wollte, kam der Wirt mit einem Gedenkbuche, in das ich etwas einschreiben sollte. Das langweilte mich, da ich zu eilig war, um Geistreiches oder Poetisches einzuschreiben, wie ich es vorfand. Ich notierte also nur mein Bedauern, daß ich den berühmten Dr. Hoppe nicht vorgefunden, da ich ihm gern einige botanische Zweifel vorgelegt hätte. So ging ich ab und wurde unterwegs von dem

prachtvollsten Alpenglühen belohnt, das ich jemals gesehen habe. Die Alpen, denen ich so herzlich ergeben war, schienen dankbar von mir Abschied zu nehmen, denn jetzt sollte es in der Ebene weiter gehen. Ich hielt lange an, um das Alpenglühen ganz zu genießen. Als es aufgehört hatte, ging ich eine Strecke weiter, legte mich aber dann, noch vor Erreichung der Stadt, auf den Boden nieder und schlief ein. Die Nacht war ziemlich kalt. Ich trug eine starke Verkältung davon, die mich einige Tage in Salzburg aufhielt, dann ging es weiter. Ich war erst ein paar Tage gegangen, als in einer kleinen Stadt — es muß Wasserburg gewesen sein — ein paar Männer mir in den Weg traten und mich fragten, ob ich der Doktor Baer sei? Ich bejahte es und besah mir jetzt die Fragenden, die mir sehr neugierig schienen. Der eine war ein ältlicher Mann mit eigentümlich herabhängenden Kleidungsstücken, wie es mir deuchte, der andere stand in blühendster Jugend, mit dunklem Haar, um das ich ihn sogleich beneidete, da mich mein helles immer verdrossen hatte. Der ältere nannte sich Dr. Hoppe, der jüngere hieß Dr. Martius und war der künftige Palmenvater. Sie waren bald nach mir in die Herberge am Untersberge gekommen, hatten meinen Stoßseufzer nach botanischer Belehrung gelesen, und Doktor Hoppe war so gefällig, sie mir geben zu wollen. Ich hatte jedoch mein Herbarium nach München vorausgeschickt und konnte nichts vorzeigen. Dagegen hatte es mich unterwegs, nachdem die Gebirge mehr zurückgetreten waren, sehr gequält, daß ich fortmarschierte und noch gar kein Ziel hatte. Ich fragte also stehenden Fußes, ob die Herren nicht wüßten, wo man vergleichende Anatomie treiben könne? „Gehen Sie zu Döllinger nach Würzburg,“ sagte der jüngere. „Wenn Sie mich in München auffuchen wollen, werde ich Ihnen ein Päckchen Moose mitgeben; der alte Herr liebt es, mit diesen in Mußestunden sich zu beschäftigen.“ Ich dankte sehr, denn nun hatte ich ein Ziel. Ich glaube, dieser ganze Straßenkongreß hat nicht fünf Minuten gewährt; er wurde für mich aber doch sehr wichtig, wie man aus dem nächsten Abschnitt erkennen wird. — Ohne den Aufenthalt, den meine Verkältung verursacht hatte, wären wir nicht zusammengetroffen¹⁾.

¹⁾ Dr. Ludwig Stieda macht in seiner Biographie K. E. v. Baers darauf aufmerksam, wie unwahrscheinlich es sei, daß Baer ganz ohne Plan Wien verlassen habe, und daß er sich beim Botaniker Martius nach einem Orte, um vergleichende Anatomie zu studieren, erkundigt haben sollte. Zugleich gibt er das Bruchstück eines Briefes wieder, aus dem hervorgeht, daß Baer den Vorsatz, nach Würzburg überzusiedeln, bereits vor der Begegnung mit Hoppe

8. Würzburg. 1815—1816.

In München suchte ich den Doktor Martius auf, der sich schon für die Reise nach Brasilien vorbereitete, und erhielt in der That das Päckchen Moose für Döllinger, das mir als Introduktionsmittel so wichtig war und für das ich um so mehr mich verpflichtet fühlen muß, da ich auf die Empfehlung an Döllinger keine weitem Ansprache machen konnte als ein ganz zufälliges Zusammentreffen auf der Straße und den sehr dringend, fast leidenschaftlich ausgesprochenen Wunsch, irgendwo vergleichende Anatomie gründlich zu treiben. Ich hatte jetzt ein bestimmtes Ziel, und schon durch diesen Umstand wuchs mein Selbstgefühl. Auf der ganzen Reise von Wien nach München hatte man mir in größeren Gasthäusern sogenannte Meldungszettel vorgelegt, in denen ich der hohen Polizei anzeigen sollte, wohin ich reiste. Am liebsten hätte ich geschrieben, daß ich das noch nicht wisse, aber mit Recht mußte ich befürchten, daß man mich dann in sorgsame Pflege genommen hätte. Jetzt besah ich mir in Ruhe zuerst die Merkwürdigkeiten Münchens und wandte mich dann über Landshut und Regensburg nach Nürnberg, wo die Kunstwerke aus dem deutschen Mittelalter und dessen Übergang in die neuere Zeit mich lebhaft interessierten. Von Nürnberg machte ich einen Umweg über Erlangen, um den Ort zu sehen, wo mein Vater studiert hatte, und Muggendorf, um die dortigen berühmten Knochenhöhlen kennen zu lernen, und kam zeitig im Herbst 1815 nach Würzburg.

Sobald ich mir ein Unterkommen verschafft hatte, ging ich zum Professor Döllinger, übergab ihm das Päckchen Moose von Dr. Martius und erklärte, daß ich die vergleichende Anatomie bei ihm zu hören wünsche und deshalb nach Würzburg gekommen sei. „Ich lese in diesem Semester die vergleichende Anatomie nicht“, antwortete Döllinger mit der ihm eigentümlichen Ruhe und Langsamkeit, öffnete das Päckchen und fing an die Moose zu besehen. Ich war wie von einem Donnerschlage getroffen, denn daran, daß diese Vorlesung vielleicht nur im Sommer gehalten werde, hatte ich gar nicht gedacht, und daß man eine Anleitung haben könne ohne Vorlesung, war mir noch weniger

und Martius gefaßt hatte. Baer hat seine Selbstbiographie im Jahre 1864 aufgezeichnet; jenes Bruchstück eines Briefes stammt etwa aus den vierziger Jahren, steht also jenem Ereignis bedeutend näher und stimmt genau zu einem Briefe Baers an Ahmuth, in dem er ihm seine Absicht meldet, von Wien über Salzburg und München nach Würzburg zu reisen. Warum Baer Würzburg wählte, liegt auf der Hand: die großen Hospitäler zogen alle Mediziner mächtig an.

in den Sinn gekommen, da ich bisher nur Vorlesungen ohne Anleitung gehabt hatte. Unentschlossen, was ich nun beginnen sollte, blieb ich stehen. Sollte ich in Würzburg bleiben und wieder die Krankensäle zu meiner Hauptaufgabe machen oder einen andern Ort für das Studium einer oder der andern Naturwissenschaft aussuchen? Döllinger blickte von seinen Moosen auf, und da er mich noch stehen sah, schaute er mich einige Zeit an und sagte dann mit derselben Langsamkeit: „Wozu auch eine Vorlesung? Bringen Sie irgend ein Tier her und zergliedern Sie es hier, — und dann wieder andere.“ Das war mir eine willkommene Aufforderung, denn ich wollte vor allen Dingen erproben, ob dieses Studium mir mehr zusagte als das medizinische. Ich nahm also die Aufforderung bereitwillig an, und da mir sogar die Wahl der Stunde überlassen war, erschien ich am andern Morgen mit einem Blutegel aus einer Apotheke, weil ich, völlig unbekannt in der Stadt und der Gegend, etwas anderes nicht gleich zu finden wußte. Einige feine Instrumente hatte ich mir nach Döllingers Anweisung auch angeschafft. Der Blutegel wurde vorläufig in Öl getan, um ihn zu ersticken, und eine kleine Schale, mit Wachs ausgegossen, wurde vorgewiesen, die ich mir anschaffen sollte, um unter Wasser zu zergliedern. Bei allen diesen Vorbereitungen konnte es Döllinger unmöglich verkennen, daß ich mit feinern anatomischen Arbeiten vollkommen unbekannt war. Ich hatte wohl hie und da bei vorkommender Gelegenheit ein Säugetier aus Neugierde geöffnet, aber ein wirbelloses wußte ich gar nicht anzugreifen. Um so dankbarer mußte ich es anerkennen, daß Döllinger sich der Mühe unterzog, mich zu unterweisen, nachdem er mir angesehen hatte, wie viel mir daran gelegen war. Als es nun gar zur Zergliederung dieses mir unvergeßlichen Blutegels kam, nachdem Döllinger gesagt hatte, daß die verdauende Höhle an einer Muskelschicht eng anliegt und diese an der äußern Haut, war ich so besorgt, ungeschickt zu zerschneiden, daß ich äußerst langsam fortschritt. Döllinger, der nach einer Stunde wieder an meinen Tisch trat, lobte die Vorsicht und holte die Monographie von Spix hervor, die er mir hinlegte. Nun bekam ich eine Vorstellung von den Teilen, die zu erwarten waren, und von der Lage derselben. Nachdem ich die Abhandlung von Spix nach Hause hatte mitnehmen können, um sie gründlich durchzustudieren, ging am zweiten Tage die Zergliederung rasch vor sich, und ehe dieser Tag sein Ende erreicht hatte, waren alle wesentlichen Teile bloßgelegt, und ich hatte eine bestimmte Vorstellung vom Bau dieses Tieres

aus eigener Anschauung nicht nur, sondern durch eigene Zergliederung. Mir sagte diese Art des Unterrichtes ungemein zu. Es folgten nun hintereinander Zergliederungen ganz verschiedener Tiere, wie der Zufall sie gab, oder wie sie in Folge eines Gespräches gesucht waren, bald von Wirbellosen, bald von Wirbeltieren. Döllinger suchte für alle solche Objekte monographische Arbeiten hervor, und ich fand natürlich bald, daß es mir am dienlichsten war, vorher solche Monographien zu studieren. Wo eine besondere Manipulation notwendig oder wenigstens dienlich war, wie z. B. beim Ablösen von der Schale bei Muscheln und Schnecken, zeigte Döllinger diese zuerst, dann überließ er den Zergliederer sich selbst und beschäftigte sich zuvörderst mit seinen Moosen, die er aufweichte und dann sauber auf steifes Papier ausbreitete, auch wohl ihre Fruchtkapseln unter dem Mikroskope besah. Später nahm er auch andere Arbeiten vor, oder er las ein Buch. Von Zeit zu Zeit, etwa in Zwischenräumen von einer oder zwei Stunden, sah er dann nach, wie weit man gekommen war, und wies auf einiges, das man zu beachten habe.

Noch ehe ich zwei Wochen mit diesen Beschäftigungen zugebracht hatte, fühlte ich, daß ich im rechten Fahrwasser oder wenigstens in dem für mich passenden Fahrwasser sei. Das akademische Semester war noch gar nicht angegangen, und ich beschäftigte mich bloß mit Zergliederung verschiedener Tiere, kaufte mir nicht nur Cuviers vergleichende Anatomie, sondern auch diejenigen Monographien, die ich in Würzburg finden konnte. Je mehr ich selbst gesehen hatte, desto verständlicher und anziehender wurden mir auch die Arbeiten anderer über andere Tierformen. Es war mir außerordentlich wohlthätig, daß ich jeden Abend mir sagen konnte, irgend einen Zuwachs erlangt zu haben, und daß ich beim Übersehen längerer Abschnitte dieses Wachsens erkennen und bedeutend nennen konnte. Mein Selbstgefühl, das in Wien fast ganz vernichtet war, richtete sich wieder auf, und das wirkte so wohlthätig auf mich, daß ich die quälenden Gedanken, was aus alledem werden sollte und ob ich durch Zootomie glaubte, mir eine Stellung in der Welt zu verschaffen, von mir entfernt hielt, nicht aus Leichtsinne, sondern mit klarem Bewußtsein. Erst wollte ich mir in der vergleichenden Anatomie so viel Kenntnisse und eigene Anschauungen erwerben, daß ich in dieser Wissenschaft orientiert sei und aus eigenem anschaulichen Vorrat des Speziellen mir allgemeine Abstraktionen bilden könnte. Denn sehr bald kam ich zu der Einsicht, daß die Natur gewisse allgemeine Themat in ihren Bil-

dungen verfolge und diese Themate in den einzelnen Arten variire. In Cuviers vergleichender Anatomie ist solche Einsicht etwas verdeckt, indem dieses Werk die einzelnen anatomischen Systeme nacheinander durchgeht. Seine Zoologie war noch nicht erschienen. Hier liegt das meisterhaft dargelegt, wonach ein inneres Bedürfnis mich trieb. Ich war daher entzückt, als ich später, kurz vor dem Abgange aus Berlin, dieses Buch kennen lernte. Ich glaube aber, daß es ein günstiger Umstand für mich war, in Würzburg ein ähnliches noch nicht gekannt zu haben, daß aber die Sehnsucht danach in mir erwachte und mein Interesse für die Zootomie belebte. Erst nach Erlangung jener ersehnten Ubersicht in der vergleichenden Anatomie sollte, so war jetzt mein vorläufiger Plan, die praktische Medizin im folgenden Winter wieder vorgenommen werden, da ich von ihr allein eine Existenz erwarten konnte.

Den Winter 1815—16 hindurch arbeitete ich also fleißig für vergleichende Anatomie bei Döllinger, und am Abend beschäftigte ich mich mit der dahin einschlagenden Literatur. Ich fühlte mich so glücklich und zufrieden bei meinen eifrig fortgesetzten und wenig gestörten Studien, daß ich mich durch die Aussichten in die Zukunft wenig stören ließ. Doch waren diese besorglich genug. Ich lebte seit meiner Ankunft in Würzburg von dem Gelde, das mein Bruder für mich aufgenommen hatte und das ich also zurückzuzahlen hatte. Der Verlust war dabei ein sehr bedeutender, da nach den großen Kriegen unser Geldkurs sehr gefallen war. Ich sehe aus einem aufgehobenen Briefe meines Bruders bei Gelegenheit einer Geldsendung im Herbst 1815, daß die Banknoten zum Silber wie 412 zu 100 standen, also nicht einmal den vierten Teil ihres Nennwertes betrug. Mit jugendlicher Zuversicht hoffte ich, die Mittel der Erstattung würden sich finden. Aber da gar keine Aussicht war, durch die Anatomie bei uns die Lebensexistenz zu gewinnen, so erkannte ich die gebieterische Notwendigkeit, die praktische Laufbahn nicht aufzugeben. Vorläufig wollte ich den mir zusagenden Beschäftigungen mich ergeben, die Medizin sollte dann in Berlin mit aller Kraft wieder vorgenommen werden. Unterdessen korrespondierte ich fleißig mit meinen früheren Dörpftchen Kommilitonen, die über ganz Deutschland verbreitet waren. In Würzburg zeigten sich einige auf kurzen Besuchen, nur einer blieb anhaltend da, der Dr. Sahren, mit dem ich zusammen wohnte. Andere hielten sich in Berlin, Wien, Göttingen, Jena, Heidelberg auf, einige waren nach Paris und Italien gezogen. Ich sehnte mich danach, manche

wiederzusehen, und da Jena ziemlich in der Mitte der deutschen Aufenthaltsorte lag, fiel ich auf den Gedanken, daß wir uns aus den verschiedenen Gegenden zu Ostern 1813 dort versammeln könnten, indem ohnehin voranzusehen war, daß gar viele um diese Zeit ihren Aufenthalt wechseln würden.

Schon im Januar 1816 richtete ich diesen Vorschlag an die Freunde in Jena, wo Ulmann, der jetzige Bischof, Aßmuth, der früher öfter genannte, Dullo, auch Theolog, und Holländer sich damals aufhielten, und fragte an, ob sie selbst um die Osterzeit in Jena anwesend sein würden und die Einladungen nach andern Städten ergehen lassen wollten? Ich hatte dabei den nicht sehr tiefsinnigen Einfall, meinen Brief auf ein Quartblatt so zu schreiben, daß auf der Rückseite die Richtung der Seilen sich senkrecht mit der Richtung auf der Vorderseite kreuzte, das Blatt dann in vier gleiche Teile zu zerschneiden und jedem meiner Kommilitonen ein solches Viertel in besonderem Kuvert zuzuschicken, so daß keiner für sich ein Verständnis haben konnte. Da sie aber zusammenwohnten, was ich nicht wußte, so war das Verständnis doch bald gefunden. Indessen mag der Scherz, so wohlfeil er auch erkaufte war, doch aufregend gewirkt haben. Man beschloß, mir ein Paroli zu bieten, und ich erhielt, nachdem eine vorläufige Zusage von Aßmuth eingegangen war, eine feierliche Einladung unter dem 29. Februar zu dem „Livono-Curono-Esthono-Ruthenischen Kongresse“, wie man ihn nannte, für den 29. März, mit allerlei Bestimmungen. Zu diesen gehörte, daß unter dem Titel „Der nordische Baer“ eine Kongresszeitung herausgegeben werden sollte, von der man mir ein Probeblatt zuschickte. Es war die Figur eines Bären aus einem großen Blatte Papier geschnitten, diese Figur in Art einer Zeitung durch Linien in sechs Kolumnen geteilt, und die Kolumnen waren angefüllt mit Nachrichten über reisende Kommilitonen, in verschiedenen Sprachen abgefaßt. Das ganze war dann aber in zwanzig sehr verschieden in einander greifende Stücke geteilt, so daß das Zusammensetzen derselben einige Zeit erforderte. Dieser humoristische Ton in den Vorbereitungen mag dazu beigetragen haben, die Versammlung sehr zahlreich und heiter zu machen, denn man kam aus Berlin, Wien, Würzburg, Heidelberg und Göttingen nach Jena zusammen, wo man sich in fröhlicher Gesellschaft die bisherigen Erlebnisse erzählte und mancher nach diesen Mittheilungen seine ferneren Studien bestimmte.

Ich habe mir später die Frage vorgelegt, ob nicht unsere unschuldige Versammlung in Jena, der man den emphatischen Namen

eines Kongresses nur gegeben hatte, weil dieses Wort damals gleichsam in der Luft schwebte, auch dazu beigetragen hat, daß am 18. Oktober 1817 die Studenten der verschiedenen Universitäten durch Deputierte sich auf Einladung der Jenenser versammelten und in der Wartburg ein Fest von politischer Tendenz feierten, das leider durch Begeisterung einiger jungen Leute die unselbige That von Sand befördert haben kann und jedenfalls die Verfolgung der sogenannten „demagogischen Umtriebe“ veranlaßte. Es waren in Jena damals viele junge Leute, welche den Befreiungskrieg mitgemacht hatten und hier die unterbrochenen Studien fortsetzten. Mir war die nähere Bekanntschaft mit ein paar derselben interessant, da sie das Leben ernster auffaßten, als man in Dorpat gewohnt war, wohin fast nur Schüler zusammenströmten. Ob diese nicht in unsrer Zusammenkunft politische Tendenzen vermutet haben mögen, da sie durch den Feldzug sich schon gewöhnt hatten, sich als handelnde Personen im Staate zu betrachten? Wir waren aber von politischen Tendenzen so fern, daß gerade die Korrespondenzen zur Einleitung dieser Versammlung den vollständigsten Beweis dafür liefern könnten, wie wenig unsere Phantasie auf Staatsveränderungen gerichtet war. Ich bewahre den mir zugeworfenen Theil dieser Korrespondenz noch auf. Es würde zu weit führen und hätte nicht Interesse genug, wenn ich viel davon hier mittheilen wollte. Doch mögen ein paar Paragraphen der „Kongress-Ordnung“ hier angeführt werden, um den Ton und die Richtung erkennen zu lassen. „d) Der Nachmittag soll in der Regel Untersuchungen über den Zustand des Landes gewidmet sein, indem man im benachbarten Lande umherzieht, die Ruinen der Schlösser, die Berge, Täler und dergl. inspizieren wird.“ „e) Am Abend wird man wichtige Untersuchungen über den Zustand der Reichsbereiche anstellen und ist vorläufig zum Präsidenten dieser Sektion ernannt.“ Das heißt in mehr prosaischem Stile: Am Nachmittage wird man Exkursionen in die Umgegend von Jena machen und am Abend in einer Bierkneipe sich versammeln. Der einmal angeschlagene scherzhafte Ton steigerte sich, wie es gewöhnlich ist, während der Versammlung. Ein gutmüthiger, aber sehr phlegmatischer Theolog, der hergewandert war, wurde zum Erzbischof und bald zum Papst ernannt, dem wir Verehrung zu widmen hätten. Es wurde festgesetzt, daß jede Nummer der Kongresszeitung ein Bulletin über sein Befinden bringen müsse, und da wir erfuhren, daß von der Gabe des Schlafes die Natur ihm viel mehr gespendet habe als allen andern, wurde vorge-

schlagen, ihn an jedem Abend und jeden Morgen genau zu wägen, um zu erfahren, wie viel Se. Heiligkeit während des Schlafes durch Transpiration zu verlieren beliebe. Von der Kongresszeitung erschien jedoch wenig mehr als die Probenummer.

Mit solchen Torheiten beschäftigt, hörten wir auch von den ehemaligen Kriegern keine politischen Ansichten. Als im Jahre 1819 und 1820 die Demagogenauffpürung betrieben und kindische Äußerungen ganz unreifer Menschen öffentlich als wichtige Zeichen der Zeit besprochen wurden, fürchtete ich — ich war damals schon öffentlicher Lehrer in Königsberg — daß gerade die Wichtigkeit, die man den Albernheiten gab, denn es war wohl nur wenig Ernsteres dabei, den unbefangenen Sinn der Studierenden verwirren und ihnen ein unpassendes Gefühl von Wichtigkeit geben würde. Ich gestehe, daß sich diese Ansicht nicht wesentlich geändert hat. Bedenklicher ist unsre Zeit ohne Zweifel, aber sie wäre vielleicht nicht so ernst geworden, wenn man die damaligen Dummheiten gleich anfangs als solche behandelt hätte.

Ich war aus Vorliebe zu Fußreisen, ungeachtet des werdenden Frühlings, auf diese Weise nach Jena gekommen und war unterwegs in den Kohlengruben von Ilmenau umhergekrochen, begünstigt vom Berggrat Voigt. Die Rückreise wurde auf dieselbe Weise gemacht. Auf dieser hatte ich aber das Mißgeschick, meinen Fuß zu verstauchen, so daß ich nicht gehen konnte, als gerade ein Rücken des Thüringer Waldes, der noch mit Schnee bedeckt war, überstiegen werden sollte. Ein gutmütiger Student aus Würzburg, der mich begleitete, suchte einen Schlitten in einem benachbarten Dorfe auf, mittelst dessen ich über den Berg gezogen wurde. Am dritten Tage war der Fuß wieder ganz hergestellt.

Das Sommersemester 1816 wurde ein sehr fröhliches und anregendes für mich. Nees von Esenbeck hatte ich schon früher kennen gelernt, sowie seine geist- und gemütreiche Frau. Nees, dessen Werk über die Pilze soeben beendet war, gab mir die ersten Vorstellungen von diesen Kryptogamen und von den Algen, mit denen er, sowie mit den Insekten, sich viel beschäftigte. Es wurden daher öfter Gänge nach seinem zwei Stunden von Würzburg entfernten Güthen bei Sickershausen gemacht, zuweilen allein, öfter mit Döllinger und Pander und dann mit Döllinger, d'Alton und Pander. Döllinger liebte es, von Zeit zu Zeit eine geistige Anregung in heiterer und geistvoller Gesellschaft zu suchen.

Er versäumte also nicht leicht Feiertage oder Ferien, ohne solche Anregung sich zu holen; d'Alton war noch mehr für lebhaftere Unterhaltung, in der er seinen Witz sprudeln lassen konnte. Wir waren gern die treuen Begleiter. Man beschränkte sich auch nicht auf Sickershausen. Von dort ging es zuweilen nach dem Städtchen Mainbernheim oder nach Mergentheim, wo Familien von Döllingers und Neesens Bekanntschaft wohnten. Kirchweihen und ähnliche Feste in den benachbarten Dörfern wurden zuweilen besucht. Auch wurden wohl gemeinschaftliche Ausflüge in das benachbarte Gebirge unternommen, wohin man von mehreren Seiten zusammenkam, um einen Tag vereint zu bleiben. So gab es ein buntes Gemisch von Arbeit und fröhlicher Gesellschafter, denn gerade die Gespräche in den Zusammenkünften erregten wieder neue Aufgaben und gaben Anregungen zur Arbeit. Mir schien, daß Nees von Esenbeck, der für die Ausarbeitung seines Werkes über die Pilze Jahre hindurch eingesperrt in seinem Hause gelebt hatte, jetzt von dem Bedürfnisse unter Menschen zu sein ergriffen, besonders Veranlassung zu diesen Exkursionen gab. Auch mochte die Zuversicht, bald in ein ersehntes amtliches Verhältnis zu kommen, ihn in diese Stimmung versetzen. Wir wußten alle, daß die Gründung der Universität Bonn vorbereitet wurde und der Herr von Altenstein nicht nur dem Dr. Nees eine Professur in derselben zugesichert hatte, sondern auch mit ihm und Professor Goldfuß über die Einrichtung der Universität und über die Wahl der zu ernennenden Professoren korrespondierte. Nees, früher nur in der nächsten Umgebung als eifriger, sehr unterrichteter und philosophischer Naturforscher bekannt, hatte durch sein Werk über die Pilze nicht nur einen ausgebreiteten Ruf erworben, sondern war auch durch die nahen Beziehungen zum Herrn von Altenstein ein Mann von Einfluß geworden, um dessen Gunst man sich bewarb. Bekanntlich wurde er bald Präsident der Leopold Car. Akademie, nachdem er 1818 einen Ruf nach Erlangen angenommen hatte. Am Schlusse desselben Jahres wurde die Stiftungsurkunde der Universität Bonn unterzeichnet, und Nees, dahin berufen, vertauschte schon im Jahre 1819 Erlangen mit Bonn, wo er die Schriften der genannten althehrwürdigen Akademie mit Hilfe eines ansehnlichen Jahresbeitrages des Königs von Preußen zu hoher Geltung erhob.

Uns jungen Leuten waren diese wiederholten Zusammenkünfte mit geistreichen Männern und Frauen sehr anregend. Auch solche Mediziner, welche sich nicht vorherrschend anat-

misch=physiologischen Studien, sondern überhaupt der Medizin in Würzburg widmeten, nahmen daran teil, sowie einzelne Durchreisende, die sich nur kurze Zeit in Würzburg aufhielten. Wir sahen aber auch die ersten Keime von Verhältnissen sich entwickeln, welche später das Andenken an den Präsidenten der K. Leop. Akademie umflort haben.

* * *

Während meines Aufenthaltes in Würzburg sollte auch meine Zukunft eingeleitet werden. Professor Burdach hatte mir nach Wien und nach Würzburg zuweilen freundliche Briefe geschrieben. Bei Beantwortung derselben hatte ich nicht unterlassen, von meinen Schicksalen und meinen Beschäftigungen einige Nachrichten zu geben. So erhielt ich auch im Januar 1816 einen am 9. d. M. geschriebenen Brief, in welchem Burdach mir mittheilte, daß er endlich an die Errichtung seiner beabsichtigten anatomischen Anstalt gehen könne. Ein Haus sei gekauft, es fehle nun aber ein Protektor. Er fragte mich, ob ich nicht in Würzburg oder sonst einen jungen Mann kennen gelernt habe, der durch Fleiß und technische Fertigkeit sich zu dieser Stellung eignete. Er solle neben anständiger freier Wohnung mit Heizung einen Gehalt von 300 Talern beziehen. Wenn ich einen solchen wisse, so möge dieser sogleich selbst schreiben und Zeugnisse über seine Fertigkeit beibringen. Ich glaubte den jungen Hesselbach, Sohn des Würzburger Profektors, empfehlen zu können, der bei seinem Vater Anatomie und anatomische Technik erlernt und an ihm ein Beispiel von Pflichttreue und Eifer gehabt habe. Hesselbach jun. ging bereitwillig darauf ein, und auch Burdach nahm seine Bewerbung freudig auf, hatte ihm, wie er im März schrieb, den Vorzug vor andern Bewerbern gegeben und die nötigen Schritte für seine Anstellung beim Ministerium getan. Allein während Burdach schon auf seine Ankunft hoffte, zögerte Hesselbach, obgleich er schon das Reisegeld empfangen hatte, mit der Abreise, angeblich, weil er noch auf ein besonderes Berufungspatent warte. Auch ein solches Dokument wurde besorgt, nachdem ich die Äußerung mitgeteilt hatte. Da erkrankte in den letzten Tagen des Juli der alte Hesselbach und starb bald darauf. Der Sohn erklärte nun, er gebe die Aussicht auf Königsberg auf und wünsche in Würzburg zu bleiben, wahrscheinlich hatte er schon bestimmte Zusicherungen, die Stelle des Vaters zu bekommen. Nachdem ich am 9. August Burdach davon benachrichtigt hatte, fragte dieser am 24. August unter den freundlichsten Äußerungen bei

mir an, ob ich nicht geneigt sei, die nun wieder vakante Stelle zu übernehmen? Hätte ich die Absicht, für die Praxis zu leben, so nähme er seine Proposition zurück; wenn ich mich aber einer wissenschaftlichen Laufbahn widmen wollte, so würden einige Jahre in Königsberg eine gute Vorbereitung sein. Selbst wenn ich noch bis Ostern in Berlin zu bleiben wünschte, wolle er so lange warten. Der Gedanke, mich der Praxis widmen zu müssen, hatte zwar nichts Verlockendes für mich, aber ich hatte zu lange mich mit demselben herumgetragen und so wenig an die Wahrscheinlichkeit gedacht, eine wissenschaftliche Laufbahn im Vaterlande zu finden, und noch weniger an die Möglichkeit, eine im Auslande zu erlangen, dagegen so viele Anhänglichkeit für das Vaterland, daß ich es aufzugeben mich noch nicht entschließen konnte. Allein die Aussicht, wenigstens einige Jahre hindurch in der wissenschaftlichen Sphäre und namentlich in Verein mit Burdach mich zu bewegen, war doch so anziehend, daß ich die Aufforderung nicht auschlug, unter der Bedingung, bis Ostern in Berlin bleiben zu dürfen. Meine Antwort muß, wie ich aus spätern Briefen sehe, sehr unentschlossen ausgefallen sein. Die Entscheidung kam später.

9. Berlin. Winter 1816—1817.

Gegen das Ende des Septembers 1816 verließ ich Würzburg, um mich nach Berlin zu wenden, wo ich den folgenden Winter zubringen wollte. Ich zog wieder die Reise zu Fuß jeder andern Art des Fortkommens vor. Dr. Lindt aus Bern, den ich schon in Wien lieb gewonnen hatte, und der vor kurzem nach Würzburg gekommen war, schloß sich mir an.

Fast möchte ich hier ein Wort über Fußreisen einschalten, weil diese Art der Ortsveränderung jetzt bei dem geringen Zeitverbrauch auf Eisenbahnen für größere Entfernungen ganz außer Gebrauch gekommen sein muß und wohl nur noch in Gebirgsgegenden und überhaupt auf solchem Terrain, auf dem man Beobachtungen zu machen gedenkt, vorkommen wird. Es war nicht sowohl die Rücksicht auf die geringen Kosten, welche mir eine Vorliebe für Fußreisen eingeflößt hatte, denn ich hatte schon erfahren, daß die verlängerte Zeit der Reise und die vermehrten Nachtquartiere die Fahrkosten aufwogen. Es war das Gefühl der größern Unabhängigkeit, sowie die Möglichkeit, an jedem beliebigen Punkte anzuhalten, und außerdem die Berührung mit mannigfachen Schichten des Volkes, was mich anzog.

Ich kehrte deshalb auf einer Fußreise am liebsten in kleinern Städten und in größern Dörfern ein. Dort waren die Wirthe sowohl als die Hausknechte, auch die geringe Zahl von Gästen wirkliche Personen, bald freundliche, bald grobe, aber immer interessant für einen Fremden, der auch das Volk, seine Art zu sein und zu urtheilen, kennen lernen wollte. Satt konnte man überall werden, selbst in entlegenen Gebirgen, wenn man nur ein bewohntes Haus aufzufinden vermochte. Die letztere Zuversicht darf man in der großen südrussischen Steppe nicht hegen. Ich habe in spätern Jahren auch manche Reise auf Eisenbahnen gemacht, aber das vollkommen Typische der Gastwirthe, die den Reisenden auf der Treppe mit tiefen Bücklingen empfangen, dann aber sogleich verschwinden und sich nicht weiter sehen lassen, weil sie immerfort Rechnungen zu schreiben haben; der Kellner, die entgegenstürzen und dem Reisenden alles aus der Hand reißen, was er hinaustragen will; der Hausknechte, die ebenso typisch das Felleisen hinauf und später wieder hinabbringen, ist mir außerordentlich langweilig gewesen, und ich habe immer gewünscht, daß für alle diese stummen Menschen Maschinen da wären, denen man sich anvertrauen könnte, und statt der vielstöckigen Hotels mit ihren endlosen Tables d'hôte ein mäßiges Häuschen mit einem gemüthlichen Wirthe, der gern von sich und seiner nächsten Umgebung schwätzt.

Wie wird man den künftigen Generationen einen Begriff von der Poesie der früheren Arten zu reisen beibringen können, zu einer Zeit, als der Gastwirt den bei ihm einkehrenden Gast als momentanes Familienglied betrachtete, an seinen Zwecken und Bedürfnissen Anteil nahm, die erstern zu fördern, die letztern zu befriedigen strebte? Jetzt ist er ihm nur ein Objekt des Gewinnes. Aber es wäre ganz vergeblich, Verhältnisse schildern zu wollen, die man nur kennen kann, wenn man sie durchlebt hat. Ich bedaure nur, daß für die jetzige Generation das Poetische des Reisens ganz verloren geht und neben der früher nicht geahnten Ersparung an Zeit nicht auch noch erhalten werden kann.

Unsere Fußreise von Würzburg nach Berlin gewährte von Belehrung nicht viel, aber von poetischen Intermezzos mehr als nötig war. — Vom schönsten Wetter begünstigt, nahmen wir unsern Weg über den Gipfel des Fichtelgebirges, Eger und Karlsbad, wo wir keine Kurgäste mehr antreffen konnten, aber doch die Lokalitäten besahen. Als wir von dort gegen das Erzgebirge uns wendeten, um nach Annaberg zu kommen, änderte sich das Wetter gar sehr. Schon beim Ausgange aus Karlsbad war

der Himmel trübe, bald bewölkte er sich mehr und es folgte, als wir das Gebirge überschritten, anhaltender Regen mit Wind. Der Weg über das Gebirge schien seit langer Zeit schon aufgeweicht, und mühsam mußten wir durch den Schmutz waten. Es gab keine Gelegenheit, bevor wir die Stadt Annaberg erreichten, die Fußreise in einen jetzt zweckmäßigeren Anspann zu verwandeln. Mein frohsinniger Begleiter Dr. Lindt rief wiederholt: „Arg ist arg, aber der Weg nach Annaberg ist zu arg!“ Obgleich wir die Regenschirme hervorgesucht hatten, so nützten diese wenig, da der Wind den Regen von der Seite auf uns peitschte. Von der Brust an war die Bekleidung durchnäßt. Dabei hatte der Straßenkot sich nicht nur an die Stiefel gehängt, sondern war von da auch, indem wir zuweilen durch das Gebüsch bessere Wege zu finden versuchten, auf die leinenen Bekleider verbreitet. In diesem bedauerlichen Zustande langten wir am Nachmittage endlich im rettenden Annaberg an, von der Hoffnung beseelt, uns sogleich trocknen und umkleiden zu können. Am Thor aber stießen wir auf einen geistreichen Thorwächter, der uns zuerst aufmerksam betrachtete und dann erklärte, der Bürgermeister wünsche uns zu sprechen. Wir dankten sehr für die zuvorkommende Höflichkeit des uns völlig unbekanntem Bürgermeisters, meinten aber, wir müßten zuerst in einen Gasthof, um uns umzukleiden und etwas zu essen. Allein der schlaue Thorwächter wollte nichts davon wissen und erklärte, hier weise der Bürgermeister die Quartiere an. Da wir ungeduldig antworteten, so triefend könnten wir doch vor ihm nicht erscheinen, wurde der Thorwächter noch eifriger und versicherte, gerade so wolle uns der Bürgermeister kennen lernen, und er machte Miene, Gewalt zu gebrauchen, indem er Menschen herbeirief. Wir folgten endlich willig, um zu erfahren, was das zu bedeuten habe. Beim Bürgermeister angekommen, hieß der Wächter uns im Vorzimmer warten und ging mit auffallend selbstzufriedener Miene hinein, wo wir ihn geheimnisvoll flüstern hörten. Dann wurden unsere Pässe uns abgefordert, die wir abgaben. Bald darauf kam der Bürgermeister mit etwas verlegener Miene heraus und richtete einige Fragen an uns, und da er die Antworten mit den Pässen in Harmonie fand, bat er uns angelegentlich um Verzeihung. Vor zwei Tagen, sagte er, sei eine Gräfin vor dem Tore von Annaberg von zwei Räubern, einem blonden, mageren und einem corpulenten, brünetten, ausgeplündert; man habe einen Preis auf das Einfangen dieser Räuber gesetzt, und diesen Preis habe der etwas beschränkte Thorwächter sich zu ver-

dienen geglaubt. Dr. Lindt war für sein Alter schon sehr corpulent und brünett, ich aber blond und mager. Es war also der Irrtum des Torwächters ziemlich verzeihlich. — Um die begangene Ungeschicklichkeit gut zu machen, lud uns der Bürgermeister ein, den folgenden Vormittag noch in Annaberg zu bleiben, wir würden dann Gelegenheit haben, eine ungewöhnlich große Menge Silber schmelzen zu sehen. Wir folgten der Aufforderung und sahen am andern Tage den sogenannten Silberblick an einer Masse von mehreren tausend Pfunden.

Ein anderes Abenteuer zog ich mir durch mein Interesse für den großen Befreiungskrieg Deutschlands zu, und da ich dieses bisher noch nicht zu bezeugen Gelegenheit gehabt habe, mag auch dieses Abenteuer erzählt werden. Wir waren schon über Chemnitz hinaus und nicht sehr weit von Berlin, als mir ein Dörptscher Kommilitone auch als Fußgänger omnia sua secum portans¹⁾ begegnete. Ich ließ den Dr. Lindt allein weiter wandern und kehrte mit diesem Kommilitonen in einer benachbarten Herberge ein, um bei einem Glase Bier uns die bisherigen Erlebnisse zu erzählen. Im Gespräche bemerkte ich, daß es der 15. Oktober sei, und daß, wenn ich mich sogleich nach Leipzig wendete, ich zeitig genug dort ankommen müßte, um den 18. Oktober auf dem Schlachtfelde zuzubringen. Ich überzählte meine Kasse und fand, daß sie nur noch 2½ Taler enthielt. Da ich Geld in Berlin liegen hatte, war bisher nicht gespart worden. Mit so kleiner Summe nach Leipzig und von Leipzig nach Berlin wandern zu wollen, schien gewagt. Allein das grade reizte mich. Ich wandte mich sogleich nach Leipzig, wo ich auch zeitig am 17. ankam. Allein hier wollte ich das Schlachtfeld doch auch mit Augen besehen. Ich kaufte mir also noch ein paar Schilderungen der Schlacht, die ich am 18. auf dem Schlachtfelde las. Statt eines Denkmals fand ich hier zu meinem Schmerze nur ein hölzernes Kreuz, das schon mit Umsinken drohte, vier Jahre nach dem großen entscheidenden Siege! — Doch davon nichts weiter! Ich hatte die Mittel zum Marsche nach Berlin schon auf das äußerste Minimum reduziert, als der Leipziger Magistrat mir die sehr unverdiente Ehre erwies, für das Visieren des Passes vier gute Groschen mir abzufordern, was ich ihm nie verziehen habe und nicht verzeihen konnte, denn nach Regulierung aller Rechnungen war mir nur soviel übriggeblieben, daß ich kaum mit größter Abstinenz nach Berlin zu kommen hoffen konnte. In der Tat

¹⁾ Lateinisch: Alles Seinige bei sich tragend.

e ich am letzten Tage von Treuenbriezen nach Berlin neun Meßene Meilen zurücklegen und hatte unterwegs nur sechs Pfennige zu verzehren. In Berlin angekommen, suchte ich einen Studiengenossen auf, fand ihn aber nicht zu Hause und legte mich vor seiner Thür auf den platten Boden hin, den Cornister unter dem Kopfe, und schlief vortrefflich, bis er kam.

* * *

Indem ich meinen Aufenthalt in Berlin im Winter 1816—17 überblicke, kann ich nicht umhin, es ernstlich zu bedauern, daß ich ihn nicht so gut benützt habe, wie ich ihn hätte benutzen können, wenn ich der praktischen Medizin vollkommen entsagt hätte. Ich hatte allerdings schon eine Aussicht für die nächste Zukunft, und in Würzburg hatte ich erfahren, welche Vorteile es bringt, sich vorherrschend mit einer Disziplin zu beschäftigen; allein eine unabhängige Existenz schien nur die praktische Medizin zu versprechen. Ich glaubte also ungeachtet jener Erfahrungen, der Medizin nicht entsagen zu können, und überlud mich so mit Vorlesungen, Kliniken und ähnlichen regelmäßig wiederkehrenden Beschäftigungen, daß zwei Personen vollkommen engagiert gewesen wären, wenn sie sich in dieselben geteilt hätten. Dreimal in der Woche folgten sich diese Beschäftigungen so, daß ich nicht Zeit hatte, mein Mittagmahl mit einiger Ruhe einzunehmen. Hatte die Klinik bei Baerends nur etwas länger gewährt als gewöhnlich, so konnte ich den Mittag nur stehenden Fußes, mit dem Hute auf dem Kopfe, in einer Studentenkneipe verzehren, der ich vorbeizugehen hatte.

Als ich in Berlin ankam und den Lektionskatalog mir verschafft hatte, war ich entzückt über den Reichtum von Vorlesungen über naturhistorische Disziplinen. Ich ließ mich dennoch verleiten, die Charité¹⁾ täglich zu besuchen, wo mich besonders die Visiten des Prof. Horn anzogen, ich aber auch den Prof. Ruß begleitete, der während meines Aufenthaltes in Würzburg sich nach Berlin hatte versetzen lassen. Außerdem ließ ich mich bestimmen, für die Klinik von Prof. Baerends mich zu melden, da ein früherer Studiengenosse, sein Amanuensis²⁾, bei dem ich abgestiegen war, mit Begeisterung von ihr sprach. Auch mir schien diese Klinik vortrefflich. Ich brachte aber nicht die rechte Frische für sie mit und war nicht selten voll Ungeduld, wenn sie

¹⁾ Französisch, soviel wie Charitas (caritas, lat.) Mildtätigkeit, besonders Krankenpflege; Name öffentlicher Krankenhäuser, z. B. in Paris und Berlin.

²⁾ Lateinisch: Gehilfe.

sich etwas in die Länge zog und mich von der Vorlesung über Krytallographie abhielt. Auch für die magnetischen Behandlungen und die Vorlesungen über den tierischen Magnetismus von Professor Wolfart engagierte ich mich. Ich wollte durchaus ein eigenes Urteil über diesen sehr verschieden beurteilten Gegenstand gewinnen. Es hieß, eine Metallfühlerin sei mit ihrer Wünschelrute in die Stadt gebracht und der Professor Sp. werde sie am folgenden Morgen in einem bestimmten Garten den Ärzten und Naturforschern zeigen. Ich ging auch in diesen Garten. Der Professor Sp. führte ein derbes Bauermädchen ein als die Metallfühlerin und erklärte, es sei eine Kupferplatte im Garten vergraben und man würde nun sehen, wie die Wünschelrute ihr die Stelle der Platte anzeigen würde. Die Beobachtung wurde aber so angestellt, daß es unmöglich war, die Kupferplatte nicht zu finden. Es hatte in der Nacht vorher gereift, am Morgen war die Kupferplatte in einem graden Gange des Gartens von einigen jungen Ärzten vergraben worden. Man konnte also sehr deutlich sehen, bis wohin der nächtliche Reif durch die Fußtritte dieser Herren zerstört worden war. Das war nicht allein das Verräterische. Man führte das Mädchen auf den Weg, den es gehen sollte, und die Gesellschaft folgte. Sobald man aber der Stelle, wo die Kupferplatte vergraben lag, sich genähert hatte, trat der wundersüchtige junge Doktor, der die Platte vergraben hatte, auf die Seite neben die Metallfühlerin und zuletzt sogar vor sie, dicht hinter die Stelle der Eingrabung, so daß das Mädchen ihn hätte umstoßen oder neben ihm hätte sich durchdrängen müssen, um vorbeizukommen. Natürlich kam die Wünschelrute, deren Spitze zuerst nach oben gerichtet gewesen war, ins Schwanken, als der Doktor zur Seite trat, und sie senkte sich, als er der Metallfühlerin den Weg versperrte. Die Wundersüchtigen jubelten über das Wunder, andere, zu denen ich mich zählte, murrten über die so plump gestörte Beobachtung. Das Wunder schloß mit einer Metall-Produktion, denn die Anwesenden wurden zu Geldspenden aufgefordert, und da sie der Aufforderung bereitwillig folgten, so brachte das Wundermädchen ein ganz artiges Sümmchen heim. — Einige Zeit später besuchte mich mein Freund und früherer Stubengenosse Dr. Weiße und erzählte von einer vermeintlichen Metall- und Wasserfühlerin in einem Dorfe des Würzburgischen, die er besucht und betrügerisch gefunden hatte. Er hat später seine Erfahrungen an ihr durch den Druck bekannt gemacht. Es war vielleicht dieselbe Person, die unterdessen verheiratet war, da sie ohne Arbeit Geld zu schaffen verstand.

Ich war also mit sehr erheblichen Zweifeln nach Berlin gekommen, denn obgleich die angeführten Fälle nicht in den Bereich des sogenannten tierischen Magnetismus gehörten, so zeigten sie doch, wie geneigt Gläubige sind, sich täuschen zu lassen. Von der andern Seite war ich doch sehr begierig, die Wahrheit zu erkennen und wo möglich eine bestimmte Vorstellung von den magnetischen Zuständen zu gewinnen. Wolfarts Vorlesungen hielten sich sehr lange bei allgemeinen Betrachtungen, historischen Berichten über die Wundertaten Gafners, Meßmers und anderer, ohne alle Kritik auf. Unterdessen sah man in seiner klinischen Behandlung ziemlich viele Personen täglich erscheinen, sich an das große Baquet¹⁾ setzen, die metallenen Stäbe desselben mit der Hand streichen und etwa die Hälfte derselben in Schlaf verfallen. Andere wurden nur mit Metallstäben oder Handbewegungen magnetisirt. Diese Klinik wurde um zwei Uhr nachmittags gehalten, und mehrere der besuchenden Ärzte murrten halblaut, daß die Kranken am Baquet wahrscheinlich vorher gegessen hätten und nun bei den Manipulationen am Baquet zur Nachmittagsruhe einschliefen. Auch hatte ihr Schlaf oft das Ansehen eines ganz gewöhnlichen.

Indem ich in den ersten Wochen zweifelnd, doch sehr unentschieden, diese Vorgänge beobachtete, las ich zugleich allerlei Schriften über den tierischen Magnetismus. Verbunden mit dem sehnlichen Wunsche, darüber ins Klare zu kommen, wirkten diese Bestrebungen so mächtig auf mein Nervensystem, daß ich in einen Zustand geriet, den ich mit dem eines Magnetisirten für verwandt hielt. Ich bekam nämlich Visionen in der Nacht, viel lebhafter als gewöhnliche Träume. Zum Teil spiegelten sie mir die süßesten Erinnerungen aus der Vergangenheit vor, aber mit einer Innigkeit, die sich nur fühlen, nicht in Worte fassen läßt, und mit Thaten, die für meine Persönlichkeit wenigstens auffallend waren. So hörte ich einmal in einer lieblichen Gegend einen Flötenbläser eine Melodie abspielen, die mir in die tiefste Tiefe des Herzens drang. Ich konnte sie am Morgen wiederholen und fand sie auch da sehr lieblich, meine Empfänglichkeit aber viel geringer. Ich nenne die Melodie, die ich zu hören glaubte, sehr auffallend, weil mir sonst nie Musik im Traume erschienen ist, ich im Wachen zwar für eine charaktervolle Musik gar nicht unempfindlich bin, sie aber nie einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht hat, und weil mir die Melodie

¹⁾ Französisch: Kübel, (magnetische) Wanne.

durchaus neu schien. Sollte ich sie jemals gehört haben, so war wenigstens alle Erinnerung aus meinem Gedächtnisse geschwunden. Ein anderes Mal träumte ich, ein Magnetiseur magnetisiere mich, indem er einen Finger der einen Hand gegen die Brust und einen der andern gegen den untern Teil des Rückens richtete, plötzlich fuhr mir ein sehr breiter blauer Lichtstrahl durch den Leib von dem einen magnetisierten Punkt gegen den andern. Es war einige Tage vorher im magnetischen Klinikum von einem Kranken etwas von so einem blauen Lichtstrahle erzählt, den er empfunden zu haben behauptete. Mir war, als ob mit diesem Lichtstrahle die Stimmung meines Nervensystems verändert wäre. Es war empfindlicher, was in frühern Visionen dagewesen war, erschien in spätern Nächten wieder, z. B. die Melodie, und wurde wieder so lebhaft empfunden, ließ aber im Wachen nur eine schwache Erinnerung zurück. In jeder Nacht hatte ich aber das Gefühl, als ob mir alle Erscheinungen der vorigen Nächte wieder lebendig geworden wären, und als ob mir auch die Fähigkeit beiwohnte, die innersten Tiefen der Naturverhältnisse zu erkennen, oder vielmehr zu fühlen. Von dieser tiefern Erkenntnis konnte zuvörderst nichts in den wachen Zustand herübergenommen werden, als das Bewußtsein oder die Meinung, daß sie dagewesen war. Das tat mir leid und ich beschloß, vor dem Einschlafen alle Gedanken auf gewisse Fragen der vergleichenden Anatomie zu richten. Es gelang mir auch wirklich, daß mir diese Fragen Objekte des Hellsehens wurden, das heißt, ich hatte scheinbar eine viel tiefer gehende Erkenntnis. Da ich aber im Wachen den sehnlichen Wunsch gehabt hatte, diese tiefere Erkenntnis nicht wieder zu verlieren und zuvörderst in der folgenden Nacht wieder sich erneuern zu lassen, gelang es allmählich, sie mehr zu beobachten, darüber zu erwachen und sie in der Erinnerung zu bewahren. Da konnte ich denn nicht zweifeln, daß diese scheinbar tiefere Erkenntnis nichts anderes war, als was mir im Wachen der Verstand auch sagte, nur mit weniger Eindringlichkeit. Einen Zuwachs hatte die Erkenntnis nicht gewonnen, wenigstens keinen aussprechbaren, allein sie schien tiefer gehend, indem sie sich in der Sphäre der Empfindung abspiegelte. Ist nicht alles, was man „Hellsehen“ in magnetischen Zuständen nennt, vielmehr ein Tiefempfinden? Neben diesen durch wissenschaftliche Beschäftigung erregten Halluzinationen hatte ich aber etwas später andere, für die ich keine Veranlassung wußte, und die sich, sonderbar genug, viele Nächte nacheinander wiederholten, und denen ich gar keinen Sinn abzugewinnen

wußte. So erschien in einer Nacht ein Gnom oder Zwerg, der eine Pyramide trug und an mir langsam vorüberschritt, ihm folgte ein zweiter, diesem ein dritter und endlich ein vierter. In der nächsten Nacht waren sie wieder da und verhielten sich ganz ebenso. Das ging wohl zwei Wochen so fort. Immer lebhafter wurde dabei eine Art bewußter Beobachtung dieser Halluzinationen, ich ärgerte mich über die albernen Bilder und es war, als ob sie dadurch zaghafter würden. Zulezt ereiferte ich mich so, daß das vierte gar nicht mehr hervorkam, und damit waren auch alle nächtlichen Offenbarungen, die gesuchten, wie die nicht gesuchten, zu Ende. Mein Gesundheitszustand, der anfangs ohne Zweifel geschwächt war, hatte sich wieder hergestellt. — Das Beobachten und Beurteilen der eigenen Halluzinationen habe ich viel später in Astrachan in der Krise eines anhaltenden Wechselfiebers mehrere Stunden hintereinander beobachtet. Die Reihe der Erscheinungen war zu lang, um sie hier einschalten zu können. Auch die oben erwähnten, ganz beziehungslosen, halte ich mehr für ein Symptom der wiederkehrenden Gesundheit, in den Anfängen bin ich aber geneigt, einen pathologischen Zustand zu erkennen, der dem der Magnetisierten ähnlich und durch lebhaftes Grübeln über den tierischen Magnetismus erzeugt worden sein mag. Ich bin also kein absoluter Zweifler, glaube auch entschieden Somnambulismus, obgleich nur sehr selten, gesehen zu haben, möchte auch glauben, daß einige von denen, die am magnetischen Baquet einschliesen, nicht den gewöhnlichen Nachmittagschlaf hielten, aber doch nur sehr wenige. Was aber die Beobachtungen von Wolfart anlangt, so fand ich sie ohne Spuren von Kritik. Es mag genügen, zu erzählen, daß Rüst einmal in diese Klinik kam, und als Wolfart ihm unter andern einen Knaben vorführte, der sehr stark entzündete Augenlider gehabt habe, deren Zustand durch die Behandlung mit einem Magnetstabe jetzt sehr gebessert sei, dem Jungen scharf ins Gesicht sah und ruhig bemerkte: „Das glaube ich gern, denn diesen Jungen behandle ich seit sechs Wochen mit Präzipitatsalbe.“ Wolfart machte nur ein freundlich verlegenes Gesicht, ohne ein Wort zu sagen. Nie erkundigte er sich, ob seine Kranken auch andere Heilmittel gebrauchten, und da seine Klinik nichts kostete, so benutzten viele sie neben andern Heilkünsten. — Noch weniger konnten Wolfarts Vorlesungen mich befriedigen. Als er nach einer langen, ganz leeren Einleitung auf die magnetische Behandlung kam, von der Trefflichkeit der Wirkungen sprach, aber nicht unterscheiden lehrte, welche Fälle so oder anders behandelt werden

sollten, dann die Konstruktion des Baquets erklärte, in welchem gestoßenes Glas, Wasser, Korn, Metall und allerlei andere Dinge sein sollten, ohne irgend eine Nachweisung des *Warum*, da fühlte ich, daß dieser sinnlose Mischmasch meiner Natur zuwider war, ich konnte nicht weiter fortfahren, und mein Streben nach Erkenntnis des tierischen Magnetismus wurde vorläufig abgeschlossen, bis vielleicht mehr geläuterte Beobachtungen zu dem Studium desselben einladen könnten.

Von naturhistorischen Vorlesungen hörte ich Vorträge über Elektrizität und Galvanismus bei Erman sen., über Krystallographie und Geologie bei Prof. Weiß, die mit großer Lebhaftigkeit vorgetragen, mich ungemein interessierten, aber bei der Überladung mit mannigfachen Beschäftigungen nicht hinlänglich zu Hause verarbeitet wurden. Ein hatte ein Publikum, einmal wöchentlich, über Cryptogamie angekündigt, das ich auch nicht unbenutzt lassen konnte, zumal Ein, den ich auf Empfehlung von Nees aufgesucht hatte, die von mir in der letzten Zeit gesammelten Cryptogamen zu benennen die Gefälligkeit gehabt hatte. Er kam aber in dieser Vorlesung nicht über die Algen hinaus. Kurz vor dem Schlusse des Semesters geriet ich noch in eine öffentliche Vorlesung von Horfel, die mich ungemein angezogen haben würde, wenn ich früher von ihr gehört oder sie im Lektions-Kataloge bemerkt hätte. Ein Student meiner Bekanntschaft, der sich sonst nicht mit physiologieis beschäftigte, erzählte mir von diesen Vorlesungen, wie von einer Kuriosität, daß Horfel das ganze Semester hindurch vom Hühnchen im Ei und von der Bienenwabe spreche. Grade was ihm so komisch schien, zog mich an, denn ich ahnte, daß die Entwicklung des Hühnchens als Typus des bildenden und die Arbeit der Bienen als Typus des handelnden Lebens in seiner gebundenen Form, die wir mit dem Worte Instinkt bezeichnen, philosophischen Betrachtungen zugrunde gelegt seien. So war es denn auch wohl. Leider konnte ich nur noch zweien Vorlesungen beiwohnen, in denen vorzüglich die Ansichten von Giordano Bruno¹⁾ entwickelt wurden.

¹⁾ Giordano Bruno, hervorragender italienischer Philosoph, geb. 1548 in Nola im Neapolitanischen, gest. 17. februar 1600 in Rom, verließ seiner freimütigen Ansichten wegen das Dominikanerkloster zu Neapel und floh ins Ausland. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland wurde er 1592 in Venedig von der Inquisition ergriffen und 1593 nach Rom ausgeliefert. Wegen Abfalls und hartnäckiger Ketzerei zum Tode verurteilt, wurde er in Rom auf dem Campo dei Fiori lebendig verbrannt. Das befreite Italien errichtete ihm als Märtyrer

Die vergleichende Anatomie lag mir bei all diesem heterogenen Treiben noch am Herzen. Ich kehrte nicht nur am Abend gern bei meinem Cuvier ein, sondern, um mich in öffentlichen Vorträgen zu versuchen, wußte ich einige Kommilitonen zu bewegen, einen Miniatur-Kursus der vergleichenden Anatomie bei mir zu hören.

Auch fehlte es nicht an anderweitigen Störungen und Unterbrechungen in diesem Semester. Ich hatte, da meine Eltern in meine Versetzung nach Königsberg — wenn auch nicht mit Freudigkeit — einwilligten, im Dezember 1816 meine bestimmte Zusage für die Professorstelle in Königsberg gegeben und erhielt nun die Aufforderung von Burdach, die von Prof. Senff in Halle hinterlassene Sammlung anatomischer Präparate zu sehen, und wenn ich sie preiswürdig fände, den Kauf für die neue Sammlung in Königsberg abzuschließen. Das Angebot von 1200 Talern war schon von der Witwe angenommen. Es kam aber darauf an zu erfahren, ob sie in so gutem Zustande sei, wie die Besitzerin versicherte. Senff war Professor der Entbindungskunde gewesen und hatte als solcher Gelegenheit gehabt, viele instruktive Präparate für die Entwicklungsgeschichte des Menschen zu sammeln. Diese waren mit großer Sauberkeit, man kann sagen mit Eleganz, behandelt. Die Zahl der übrigen Präparate war nicht bedeutend, aber da auch diese gut ausgeführt waren, so konnte ich nur Lößliches sagen und den Handel abschließen.

Diese Reise, die in den Weihnachtsfeiertagen vorgenommen wurde, verschaffte mir überdies die Bekanntschaft von J. Fr. Meckel, dem berühmtesten Anatomen damaliger Zeit, dessen Sammlung ich ziemlich umständlich durchsah, von dem Botaniker Kurt Sprengel, auch einer Koryphäe¹⁾ in seiner Wissenschaft, von Ersch und Krukenberg. Die Bekanntschaft mit Dr. Friedländer, den ich in Wien gesehen hatte und der hier Privatdozent geworden war, wurde erneuert.

Am Schluß des Semesters erhielt ich noch den Auftrag, die Senffsche Sammlung einzupacken, dem Transporte durch die innern Kanäle zu übergeben und zugleich einige Besorgungen in Leipzig auszuführen. Dieser Expedition wurde der Aprilmonat

der freien Überzeugung eine Statue zu Neapel. Auch auf dem Campo dei Fiori wurde am 9. Juni 1889 sein Standbild unter Beteiligung zahlreicher Deputationen, auch aus dem Auslande, enthüllt.

¹⁾ Griechisch: der an der Spitze Stehende; auf dem Gebiete einer Kunst oder Wissenschaft, in der Politik usw. soviel wie Erster, Vorzüglichster, Conangeber.

größtenteils gewidmet. In Halle lernte ich jetzt Weinhold und in Leipzig Rosenmüller kennen. Mit Meckel wurde die Bekanntschaft intimer, obgleich er ursprünglich sehr ungehalten darüber war, daß die Senffsche Sammlung nicht in Halle blieb. Daß ich ihm gesagt hatte, ich würde in Königsberg mit einer Vorlesung über den Bau der wirbellofen Tiere beginnen und er im Gespräche finden konnte, daß ich in diesem Bereiche nicht fremd war, schien ihn zu interessieren.

Beide Reisen nach Halle und zurück waren mit der ordinären Post auf schlechtem Wege gemacht, eine Art zu reisen, die freilich rascher förderte als die Fußreisen, aber nur auf Kosten des Schlafes. Von der Maschine, die man einen königl. Preussischen Postwagen nannte, habe ich noch eine lebhaftere Erinnerung. Sie schien mir von dem Fasse des Regulus nur darin verschieden, daß nicht die Spitzen, sondern nur die Köpfe der Nägel und Bolzen, womit das Gerüst zusammengehalten wurde, nach Innen vorragten. Ich saß auf der Rückfahrt von Halle neben einer solchen Kuppe, die bei jeder Grube, durch welche der Wagen fuhr, mir an den Kopf schlug, und an die umgekehrt der Kopf anstieß, wenn der Schlaf seine Rechte zu behaupten strebte. Mit großen Beulen reichlich ausgestattet, kam ich in Berlin an.

10. Abschied vom Vaterlande. Sommer 1817.

Nachdem die Senffsche Sammlung für Königsberg eingepackt und auf die Kähne, die durch die Binnenkanäle Preußens gehen sollten, verladen war, hatte ich nur noch mich selbst nach Königsberg zu expedieren, wozu wieder die ordinäre Post benutzt wurde, aber dieses Mal mit geringerer Beschwerde, entweder weil der erhaltene Platz ein besserer war, oder die mehr vorgerückte Jahreszeit bessere Wege bot. Dennoch fand ich einen außerordentlichen Fortschritt, als ich elf Jahre später denselben Weg von Königsberg nach Berlin in der Diligence machte und dazu weniger als drei Tage brauchte. Im Jahr 1817 mußte man zu dieser Fahrt mit der ordinären Post mehr als eine ganze Woche verwenden.

Mein Aufenthalt in Königsberg war zuvörderst nur ein sehr kurzer, um die künftigen Verhältnisse kennen zu lernen. Als ich meine Zusage zur Anstellung in Königsberg gab, fühlte ich mich noch mit allen Wurzeln meines Ursprungs und mit allen Fasern meines Herzens im Vaterlande haften. Beide Eltern, die

ich verehrte und gegen die ich auch nicht vorübergehend ein Widerstreben empfunden hatte, lebten noch. Ebenso waren alle Geschwister, die nicht in früher Kindheit gestorben waren, am Leben und jetzt sämtlich erwachsen. Unter uns hatte immer die vollständigste Einigkeit geherrscht. Dazu kam, daß ich in Berlin die Nachricht erhalten hatte, mein Bruder würde im Sommer 1817 sich verheiraten und zwar mit einer Dame, die ich auch von früher her kannte. Sehr viele meiner Dörptschen Freunde waren im Vaterlande geblieben, andere waren von ihren Reisen schon zurückgekehrt, noch andere sollten bald folgen. Ich selbst hatte mich drei Jahre lang in der Welt umhergetrieben und sehnte mich im Vaterlande Wurzel zu fassen, — aber wo und wie, das wußte ich noch nicht. Es war also wohl natürlich, wie ich glaube, daß ich lange unerschlossen blieb, als ich den Antrag erhielt, das Professorat in Königsberg zu übernehmen und damit die wissenschaftliche Laufbahn zu betreten. Wäre dieselbe Aussicht in den Ostseeprovinzen oder in St. Petersburg eröffnet worden, ich hätte mich wohl keinen Augenblick bedacht. Als ich das Engagement endlich definitiv annahm, machte ich doch noch die Bedingung, daß ich nach dreijährigen Reisen das Vaterland wiedersehen und von ihm Abschied nehmen könnte.

Als ich in Königsberg angekommen war, schien es Burdach am passendsten, daß ich nach kurzem Aufenthalte die Reise nach Hause unternähme, da im Sommer ohnehin weniger Arbeiten auf der Anatomie vorgenommen werden und die Senffsche Sammlung auch erst in einigen Monaten ankommen konnte. Ich reiste also im Mai 1817 auf dem gewöhnlichen Postwege über Memel, Mitau, Riga, Dorpat nach Estland. Von der Reise selbst hat sich nichts Merkwürdiges in meinem Gedächtnisse erhalten, als daß ich sie im Jahr 1819 nochmals mit einem andern Begleiter machte, einmal mit einem Rheinländer und das andere Mal mit einem Finnländer. Der erstere wunderte sich, von der Grenze Kurlands an, über den vielen Nadelwald, und der letztere sprach ebenso oft seine Verwunderung über das viele Laubholz aus. Mir ist die Verschiedenheit dieser Aufseerungen immer ein sprechender Beweis geblieben, wie verschieden die Urtheile über dasselbe Object ausfallen können nach dem Standpunkte, den man gewohnt ist. Finnland ist fast bedeckt mit Nadelwald, wo nicht entschiedene Sümpfe sind, und das Laubholz bildet nur kleine freundliche Unterbrechungen. Dem Rheinländer war der Nadelwald ein ungewohnter Anblick.

Im Vaterlande fand ich mehr Veränderungen, als ich nach der kurzen Abwesenheit von drei Jahren erwartet hatte. Die Aufhebung der Leibeigenschaft war auf dem Landtage beschloffen. Es schien dadurch eine ernste, erwartungsvolle Stimmung hervorgerufen. Es war mir, als bereite man sich für eine andere Zeit vor. Ich fand sogar Provinzialismen im Ausdrücke, die vor meiner Abreise sehr gewöhnlich waren, außer Gebrauch, ohne daß man angeben konnte, wie es zugegangen war. Vielleicht hatte der erneute Verkehr mit dem Auslande diese Veränderung veranlaßt. Über das Wiedersehen der Meinigen und den Abschied von ihnen öffentlich zu sprechen, scheint mir unstatthaft. Es möge genügen, daß man überall den Wunsch und die Überzeugung aussprach, meine Versetzung ins Ausland möge nur eine vorübergehende sein, eine Brücke zur Anstellung im Vaterlande. Auch ich konnte mich lange von dieser Ansicht nicht losmachen.

Nachdem ich meinen Bruder mit seiner jungen Frau in die neue Wohnung nach Meztakken begleitet und dort einige Zeit gewohnt hatte, kehrte ich in das väterliche Haus zurück und trat die Rückreise in den letzten Tagen unsers Juli oder den ersten des Augusts nach Gregorianischem Kalender an und war ungeachtet einiger Etappen vor dem Schlusse desselben Monats in den neuen Dienstverhältnissen.

11. Erste amtliche Stellung in Königsberg als Professor und Privatdozent. 1817—1819.

Als ich nach Königsberg zurückkam, ging das Sommersemester in seiner zweiten Hälfte noch fort. Ich begann sogleich als ein Praeludium künftiger Tätigkeit meine schon früher angekündigte Vorlesung über den Bau der wirbellosen Tiere. Über die Tierformen, die ich aus eigener Untersuchung noch nicht kannte, hatte ich aus den besten Quellen mich zu unterrichten versucht. Außer den Studierenden der Medizin, welche noch in den Anfängen ihres Kursus waren, erwies auch Burdach mir die Ehre, an diesem Kursus teilzunehmen. Das Wesentliche desselben bestand in Demonstrationen, teils an Präparaten, so viel derselben sogleich angefertigt werden konnten, teils nach Abbildungen. Es war also der Vortrag gar nicht auf Nachschreiben berechnet, sondern darauf, den Zuhörern Anschauungen zu verschaffen. Da Burdach bis dahin sich wenig mit den niedern Tieren beschäftigt hatte, so notierte er auch wohl einiges. Gerade dieser Umstand hätte mein ganzes Verhältnis leicht gleich anfangs verderben können. Es kam um diese Zeit ein Kommilitone v. D., mit dem mich in Dorpat das gemeinschaftliche Interesse an der Botanik verbunden hatte, auf seiner Rückreise aus Deutschland durch Königsberg, wo er einige Tage bei mir wohnte und auch einigemal bei mir hospitierte. Bald nach der Abreise drohte er in einem Briefe, „er werde der Verkünder meines Ruhmes werden,“ was ich als Radotage¹⁾ gleichgültig hinnahm. Erst im Jahr 1818 erfuhr ich, daß er in einer Zeitschrift der Ostseeprovinzen in einem Tone, der auch meine zurückgebliebenen Freunde verletzte, sehr prahlerisch von meinen Vorträgen gesprochen und daß Burdach darin nachschreibe, berichtet habe. Mir ist dieser Aufsatz oder Bericht nie zu Gesicht gekommen und ich weiß nicht, ob Burdach von ihm gehört hat. Aber derselbe D., der zu glauben schien, daß der Ruhm so leicht sich geben ließ, hat seine eigene ersehnte Laufbahn durch ähnliches Sturmlaufen für sich selbst völlig unmöglich gemacht. Was mich betrifft, so wünschte er, daß ich sobald als möglich nach Dorpat versetzt würde, um dann gemeinschaftlich mit ihm die Flora Livlands zu bearbeiten. Als ich später eine Versetzung nach Dorpat aufgab, schrieb er mir in seinem Eifer: „Ob ich denn ganz verrückt geworden sei, daß ich in dem Neste bleiben wolle?“ mit andern ähnlichen Ergüssen des Zorns.

¹⁾ französisch: leeres Geschwätz, fafalei.

Bevor die Winterarbeiten begannen, wollte Burdach, daß die neue „anatomische Anstalt“, wie er sie benannte, feierlich eingeweiht würde. Es war nämlich ein Gebäude für diese Anstalt zwar nicht neu erbaut, aber bedeutend umgestaltet, um die notwendigsten Einrichtungen für eine Leichenkammer, eine Vorrichtung zum Versenken und Aufwinden der Leichen und einen hellen Präparier- und Demonstrier-Saal zu gewinnen. Andere Räume nahmen die Sammlungen von anatomischen Präparaten auf. Bis dahin hatte in Königsberg gar keine vom Staate eingerichtete und ihm gehörige Anstalt zum Unterricht in der Anatomie bestanden. Längere Zeit hindurch waren nur zwei Professoren der Medizin an dieser Universität gewesen, einer für den theoretischen, der andere für den praktischen Teil des medizinischen Unterrichtes. Erst allmählich war der Vortrag der Anatomie besonders besoldet worden. Professor Büttner hatte 1745 auf eigene Kosten ein Gebäude für die anatomischen Demonstrationen erbaut, das nach seinem Tode der Staat für 500 Taler ankaufte, da aber seine Präparate nicht für Königsberg, sondern für Berlin erworben wurden und Büttners Nachfolger auch nur für sich Präparate anfertigten, so fehlte die dem Staate gehörige anatomische Sammlung gänzlich. Burdach fand bei seiner Ankunft in Königsberg (1814 im März) das von Büttner hinterlassene Haus dem Einsturz drohend und in demselben nur zwei defekte Skelette und eine zu Übungen im Bandagieren bestimmte Puppe. — Glücklicherweise hatte der preussische Staat sich schon zu erhöhtem Glanze erhoben, und die verbündeten Heere gingen schon von allen Seiten auf Napoleons Hauptstadt zu, als Burdach in Königsberg ankam. Ja, schon vorher, nach dem vorhergehenden unglücklichen Kriege von 1807, hatte der preussische Staat das Prinzip angenommen, durch Entwicklung der geistigen Kraft des Volkes den Verlust an physischer Kraft zu ersetzen, und infolge dieses Prinzipes die größten Anstrengungen zur Hebung aller Unterrichtsanstalten, der elementaren sowohl als der höchsten, gemacht. So war ja auch eine Sternwarte in Königsberg im Jahre 1811 gebaut, worüber Napoleon, als er vor dem Feldzuge nach Rußland in diese Stadt kam, verwundert ausgerufen haben soll: Kann der König von Preußen noch Sternwarten bauen! Nach der glücklichen Beendigung des letzten großen Krieges war die Stimmung der preussischen Regierung den wissenschaftlichen Anstalten natürlich noch viel günstiger. So gelang es denn Burdach auch, nicht nur ein eigenes Haus für das, was man gewöhnlich ein anatomisches

Theater nennt, mit den zu einem Umbau nötigen Summen und einen ansehnlichen jährlichen Etat für die laufenden kleinen Ausgaben, für das Personal, Professor und Aufwärter, für den Ankauf von Objekten zu wissenschaftlichen Untersuchungen und für eine Bibliothek zu erlangen, sondern auch eine andere für eine anständige erste Ausrüstung zu erhalten, um Instrumente und Präparate anzukaufen. Es wurde die Sammlung angekauft, welche der Prof. Kelsch, Burdachs Vorgänger, als Privateigentum hinterlassen hatte, und dann die Senffsche Sammlung, deren ich oben erwähnt habe. Sie war während meines Abschiedsbesuches im Vaterlande angekommen und ausgepackt; nur ein Glas war zerbrochen vorgefunden. Beide Sammlungen fand ich nun schon geordnet vor. Sie bildeten in weißen Schränken einen ganz hübschen Anblick, sowie auch das ganze Haus eine recht freundliche Einrichtung hatte.

Diese neue „anatomische Anstalt“ also wollte Burdach feierlich einweihen und sie bei dieser Gelegenheit dem Kuratorium und dem Publikum zeigen. Der 13. November wurde zum Tage der Einweihung bestimmt. Burdach hielt einen Vortrag über die Geschichte der Gründung der Anstalt und die frühern Verhältnisse des anatomischen Unterrichts in Königsberg. Er hatte mich aufgefordert, auch einen Vortrag zu halten. Ich sprach über Swammerdams Verdienste um die Wissenschaft und über sein Leben, das ein schmerzliches war, weil er den Einsichten und besonders den wissenschaftlichen Bedürfnissen seiner Zeit sehr vorangeeilt war. Dieser Lebenslauf, wie ihn Boerhave in der Vorrede zu der *Biblia naturae* gegeben hat, war mir seit dem Beginne meiner zootomischen Studien sehr anziehend gewesen. Burdach hatte früher als Programm der Anstalt einen Aufsatz „Über die Aufgabe der Morphologie“ drucken lassen. Die beiden Vorträge zur Einweihung blieben ungedruckt. Doch habe ich den meinigen später neu ausgearbeitet, da die erste Bearbeitung sich nicht mehr bei mir findet, und ich habe sie in die Sammlung von Reden, die kürzlich erschienen sind, als die erste der Zeit nach aufgenommen¹⁾.

In dieser neu eingeweihten Anstalt begann nun meine amtliche Tätigkeit als Professor und Privatdozent. Sie lag dem Walle nahe, auf einem Abhange, den man den Butterberg nannte. Königsberg rühmt sich, wie Rom, auf sieben Bergen oder Hügeln

¹⁾ Reden in wissenschaftlichen Versammlungen und kleinere Aufsätze wissenschaftlichen Inhalts. Bd. 1. Reden. St. Petersburg. Schmitzdorff, 1864. 8.

erbaut zu sein. Ich bekam eine amtliche Wohnung im chirurgischen Klinikum, der anatomischen Anstalt sehr nahe. Da der botanische Garten und die Sternwarte sich ganz nahe von der anatomischen Anstalt befanden, so bildete sich hier ein kleiner akademischer Zirkel und ließ mich bei jugendlicher Beweglichkeit es wenig empfinden, daß ich vom Mittelpunkt der ziemlich weitläufig gebauten Stadt entfernt wohnte. Um so anhaltender saß ich auf der Anatomie am Vor- und Nachmittage. Die Nähe meiner Amtswohnung war, da man doch nicht füglich ganz in einem anatomischen Theater leben kann, kein geringer Vorteil. Ein noch größerer aber war es, daß die Anstalt eine hübsche Bibliothek besaß, die sich rasch vermehrte. Burdach hatte aus dem Nachlasse des Prof. Kelch alle in die Anatomie und Physiologie einschlagenden brauchbaren Werke angekauft und verwendete vom jährlichen Etat eine bedeutende Summe auf Vermehrung derselben. Da später auch die meisten Werke über Zootomie gleich nach dem Erscheinen angekauft wurden und auch die ältere Literatur wenigstens für die wichtigeren Werke sich allmählich komplettierte, so war Gelegenheit genug, sowohl die Geschichte der Anatomie und der Physiologie kennen zu lernen, als auch bei vorkommenden Untersuchungen zu vergleichen, was bei andern Schriftstellern darüber schon gesagt war.

Es gab gleich im ersten Winter viel auf der Anatomie zu tun. Burdach hatte es mir überlassen, einen Teil der anatomischen Vorträge zu halten. Ich hatte daher zu lesen, für Burdachs Vorträge, sowie für die meinigen die frischen Präparate zu liefern, die Sammlung mußte auch allmählich bereichert werden, und vor allen Dingen hatte ich die Präparierübungen der Studierenden zu leiten.

Für die Bereicherung der Wissenschaft konnte in diesen beiden ersten Jahren wenig von mir geschehen. Im ersten Winter hatte ich genug zu tun, um mich vollständig in der Anatomie des Menschen zu orientieren. Wer die praktischen Arbeiten der Studierenden leiten will, hat nicht den Vorteil wie bei gewöhnlichen Vorträgen, sich früher vorbereiten zu können. Er muß in jedem Augenblicke sich zurecht finden. Dennoch fand ich noch Zeit zu einigen Zergliederungen von Tieren, wie eine Reihe von Präparaten und Entozoen¹⁾ nachweist, die ich schon im ersten Jahre dem anatomischen Museum einverleiben konnte. Auch hatte ich im Kellergeschoß der anatomischen Anstalt einen

¹⁾ Griechisch: Eingeweidewürmer.

Vorrat unbestimmter Tiere gefunden, darunter mit der Überschrift „Indianische Geburt“ eine Holothurie¹⁾, die den ganzen Darm bewahrt hatte, eine Asterias²⁾ und andere willkommene Beute. Das alles konnte aber nur zur eigenen Belehrung und Übung dienen. Im Sommer und in dem folgenden Winter fing ich an, solche Tiere zu zergliedern, welche bei Königsberg zuweilen zu haben waren und deren Bau noch zu neuen Beobachtungen Gelegenheit geben konnte. Dahin gehörten das Elen in den litauischen Wäldern, die Robben, der Braunfisch (Delphinus Phocaena) und der Stör der Ostsee. Am meisten wurde von mir dieser letztere zergliedert, wogegen meine Untersuchungen des Braunfisches vorzüglich in eine spätere Zeit fallen. Ich gab also, als Burdach mich aufforderte, zu dem zweiten „Berichte über die königliche anatomische Anstalt zu Königsberg“, von denen er jährlich einen herausgab, einen Aufsatz zu liefern, unter dem Titel: „Bemerkungen aus meinem zootomischen Tagebuche“ einige Resultate der Untersuchungen dieser Tiere, besonders aber ziemlich ausführliche von dem Stör, dessen Bau bis dahin noch lange nicht hinlänglich bekannt war, mir also recht viele Gelegenheit zu neuen Beobachtungen oder zur Bestätigung älterer bot. Nur das Hirn ließ ich in diesem Aufsätze aus, weil ich glaubte, daß ohne Abbildungen dessen Bau nicht verständlich gemacht werden könne. Untersucht und richtig gedeutet hatte ich es schon in seinen einzelnen Teilen. Ich besitze noch die Abbildung, die ich schon damals angefertigt hatte. Es sollte über das Hirn eine eigene Abhandlung geliefert werden, da es mich besonders interessierte, daß die Ursprünge des Nerv. trigeminus und N. vagus hier so ungemein deutlich hervortreten. Diese Ursprünge sollten aber noch an andern fischen verschiedener Ordnungen verglichen werden. Bevor aber dieser Voratz zur Ausführung kam, hatte Stannius seine Untersuchung des Störhorns gemacht. — Auf den Wunsch des alten Professor Hagen, der eine ausführliche Abhandlung über den Litauischen Auer (Bos Urus L. oder Bison Europaeus) mit historischen Nachrichten für seine „Beiträge zur Kunde Preußens“ verfaßte, schrieb ich eine „Vergleichung des Schädels vom Auer mit dem Schädel des gemeinen Ochsen“. Sie sollte durchaus populär, mit Vermeidung aller Spezialitäten abgefaßt sein. So konnte sie denn auch nichts mehr enthalten, als was Cuvier über denselben Gegen-

1) Holothurien, eine Klasse der Stachelhäuter, Tiere von Wurmform.

2) Asteriden, Tiere mit plattem, eine meist fünfeckige Scheibe darstellenden Körper und in der Regel mit fünf langen Armen.

stand schon gesagt hatte. Selbst wenn mir diese Bedingung nicht gestellt wäre, hätte ich doch kaum eine neue Bemerkung von Bedeutung machen können, so vollständig schien mir Cuvier alles Wesentliche aufgefaßt zu haben. Wichtiger war es für diese Abhandlung, daß ich durch meinen Schwager, der grade Oberforstmeister im Gouvernement Grodno war, Nachrichten über den damaligen Bestand dieser Tiere in den Wäldern von Grodno verschaffen konnte.

Ich kann nicht umhin zu bemerken, daß im Frühlinge 1819 noch ein eigener Zweig meiner literarischen Tätigkeit in Königsberg veranlaßt wurde. Es hatte eine Frau Dennebecq eine ganz interessante und gut gehaltene Sammlung lebender ausländischer Tiere nach Königsberg gebracht. Ich besuchte diese Menagerie mehrmals, bemühte mich die Arten systematisch zu bestimmen, und gab in der Allgemeinen (Hartungschen) Königsberger Zeitung ein Verzeichnis der systematischen Namen mit beigefügten Nachrichten über Vaterland und Lebensweise dieser Tiere, wie sie für das größere Publikum passend schienen. Das Publikum nahm diesen Aufsatz sehr gut auf, und im Interesse der Besitzerin hatte ich für einen Separatabdruck gesorgt, der in der Menagerie selbst an diejenigen Besucher, welche die Sammlung näher ansehen wollten, als Führer verkauft wurde. Die Besitzerin der Menagerie muß davon guten Gewinn gehabt haben, denn sie soll auf ihrer Weiterreise einen zweiten Abdruck dieses Führers besorgt haben, wie ich bei einem spätern Besuche in St. Petersburg erfuhr. Für mich aber hatte dieser erste Versuch die Folge, daß ich sehr bald der Patron aller derjenigen wurde, welche Naturmerkwürdigkeiten, Tiere, Mißgeburten oder Bildungsabweichungen anderer Art, wie Albinos, Zwerge usw. vorzeigten. Die Patronage trug mir den Vorteil des wiederholten Zutritts ein, vor allen Dingen aber des ersten Anrechts auf die von Zeit zu Zeit absterbenden Tiere. Die öffentlichen Berichte gaben mir aber auch Veranlassung, über die vorkommenden Gegenstände mich in der mir zugänglichen Literatur zu belehren. Ich setzte also diese Art von Anzeigen oder Besprechungen in den öffentlichen Blättern während meines Aufenthaltes in Königsberg fort und tat es um so mehr, als ich mit der Zeit zum Professor für Zoologie daselbst ernannt wurde.

Die Universität zu Königsberg war bis nach dem Tode von Kant gar sehr vom Staate vernachlässigt. Die Königsberger behaupteten, Ostpreußen würde von Berlin aus als eine Art Sibirien behandelt, blieben dabei doch die treuesten Anhänger

des Königshauses und die eifrigsten Verfechter der preussischen Ehre; weil sie sich mit Recht als die Wiege betrachteten, so nahmen sie an der Größe des ausgewanderten Sprößlings den herzlichsten Anteil und waren also Patrioten, wie sie der Staat nur wünschen konnte. Allein bei dem schwierigen und seltenen Verkehr damaliger Zeit mit den übrigen Bestandteilen des Staates hatte sich auch ein Lokalpatriotismus als Altpreußentum entwickelt. Ich stimme ganz dem Urteile Burdachs bei, daß dieses Altpreußentum sich durch Biederkeit, Tüchtigkeit und sehr konservativen Sinn auszeichnete. Infolge desselben, zum Teil aber auch wohl, weil man aus Deutschland nicht gern in die entlegene, nicht zum Deutschen Reiche gehörige und lange Zeit hindurch von Polen bedrängte Provinz einwanderte, war die Universität, obgleich schon im Jahre 1544 gestiftet, lange Zeit vorherrschend mit Eingebornen besetzt worden. Das hatte die Folge, daß den Lokalverhältnissen des Landes, seiner Geschichte und Geographie manche anhaltende Arbeit von bleibendem Werte gewidmet wurde, der Anteil aber, den Ostpreußen an der allgemeinen Entwicklung des deutschen Volkes und der Wissenschaft überhaupt hatte, bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts nur ein geringer war, denn Kopernikus, zu Thorn in Westpreußen geboren, war eben deshalb als Bürger des polnischen Staates zu betrachten. Aber im 18. Jahrhundert griff Ostpreußen mächtig in die Entwicklung des deutschen Volkes ein und verbreitete damit einen hohen Glanz über Königsberg. Gottsched war zwar ausgewandert, um den Werbem unter Friedrich Wilhelm I. zu entgehen, allein er bewahrte immer einen altpreussischen Patriotismus. Es mußte in Deutschland auffallen, daß ein Sprößling der wenig beachteten Provinz Ostpreußen Reformator der deutschen Literatur werden wollte, bald aber begründeten die geistreichen Schriftsteller Hamann, Hippel und Herder die Erkenntnis, daß Ostpreußen durch frühere Verdrängung und Germanisierung der alten Preußen und Pflege deutscher Bildung sich das Recht erworben habe, als deutsches Land zu gelten. Den größten Ruhm aber erreichte Königsberg am Schlusse des Jahrhunderts durch den unsterblichen Kant, der es zu einem Glanzpunkte grade für diejenige Wissenschaft erhob, für welche nächst den Griechen die Deutschen sich am meisten befähigt glauben dürfen. Die Deutschen mußten aus ihrem eigenen Reiche nach Ostpreußen auswandern, wenn sie die Nahrung für ihr eigentümliches geistiges Bedürfnis unmittelbar aus der Quelle schöpfen wollten. Neben Kant war noch von nachhaltiger Wirksamkeit Chr. J. Kraus, ein Mann

von umfassender Gelehrsamkeit und vielem Scharffsinne, der sich zuletzt der Staatswirtschaft besonders widmete, früh die Prinzipie des Freihandels geltend machte und begeisterte Schüler zog. Alle diese Männer hatten sich ihre Bedeutung nur durch eigene Kraft erworben. Der Staat hatte sehr wenig dazu beigetragen. Die Zahl der Lehrstühle an der Universität war nur gering, die Universitätsbibliothek sehr arm. Die noch geltenden Universitätsgesetze waren weit über ein Jahrhundert unverändert geblieben und hatten einen mittelalterlichen Charakter. So war den jedesmaligen Dekanen der Fakultäten aufgetragen, darauf zu sehen, daß keine Neuerungen in den Dissertationen vorkämen (ne quid novi insit). Der Doktor der Medizin mußte bei der Promotion schwören, keine magischen Mittel und keine nicht genug erprobten anzuwenden usw. An Anstalten und Sammlungen für die Naturwissenschaften, die überhaupt neueren Ursprungs sind, fehlte es gänzlich, wie auch an einer Sternwarte. Daß selbst kein anatomisches Theater da war, haben wir schon oben bemerkt. Der einzige Repräsentant der Naturwissenschaften auf dieser Universität war längere Zeit Karl Gottfried Hagen, der Chemie und Pharmazie bis zu seinem Tode (1829) las, aber früher auch Physik, Mineralogie, Botanik und Zoologie vorgetragen und in diesen Disziplinen selbständige Arbeiten geliefert hatte. Mit allen diesen Fächern sich zu beschäftigen, wäre ihm auch nicht möglich gewesen, wenn er nicht durch den Besitz einer Apotheke ein wohlhabender Mann geworden wäre. Erst nachdem Kant (1804) und bald darauf auch Kraus (1807) gestorben waren und der Hof selbst in Folge der unglücklichen Schlachten von Jena und Auerstädt und des Verlustes von Berlin sich längere Zeit in Königsberg aufgehalten hatte, scheint die Regierung erkannt zu haben, wie sehr sie die Universität zu Königsberg vernachlässigt hatte. Noch vor der Erhebung durch den Befreiungskrieg wurde Schweigger nach Königsberg berufen, um einen botanischen Garten zu gründen und Botanik zu lehren, Bessel zur Gründung der später so berühmten Sternwarte, Burdach für die Anatomie, Herbart hatte die Professur der Philosophie erhalten. Auch für andere Fächer wurden neue Kräfte aus der ferne nach Königsberg berufen. Es scheint, daß die Regierung die Absicht hatte, den provinziellen Charakter, der an dieser Universität sich bisher geltend gemacht hatte als an andern Orten, zu verwischen. Vielleicht mochte sie glauben, daß der provinzielle Sinn das Zurückbleiben der Universität in allen neuen Fächern veranlaßt habe. Es muß den Altpreußen

aber zur großen Ehre angerechnet werden, daß sie alle diese Männer herzlich aufnahmen. Nachdem auf diese Weise viele Fremde von anderen Universitäten gekommen waren, ging man auch an eine Umarbeitung der völlig veralteten Statuten. Diese Arbeit wurde aber unterbrochen, als im Jahre 1819 die Verfolgung der demagogischen Umtriebe ausbrach. Sie ist erst im Jahre 1843 durchgeführt.

Ich kam, wie man aus diesen Namen sehen wird, in eine sehr achtbare Gesellschaft, und viele Glieder derselben haben mir große Freundlichkeit erwiesen. Aber alle diese Männer waren mir an Jahren bedeutend vorgeschritten und waren schon Männer von Ruf, ich sollte mir erst einen Namen erwerben. Man wird es mir daher nicht verdenken können, daß ich mich dennoch verwaist fühlte, und ich selbst kann es mir nicht zur Schande anrechnen, daß ich mich nach einer Veretzung sehnte. War doch ein anhaltendes Prosektorat, da Burdach in seinen kräftigsten Jahren war, auch nicht sehr verlockend. Meine ehemaligen Kommilitonen drängten mich, nach Dorpat zu kommen, und hatten, ohne mein Zutun, eine Veretzung dahin betrieben, am meisten, wie ich glauben muß, der früher erwähnte eifrige D. Die Verhandlungen waren schon im Gange, als ich davon erfuhr. Ich sollte Prosektor bei Eichorius werden. Ich ging darauf ein, allein bei dem sonderbaren Charakter dieses Mannes machte ich die Bedingung, es müsse eine eigene Instruktion für meine Stellung entworfen werden. Da ich wußte, daß man mit dem Lebenswandel dieses Mannes in Dorpat nicht sehr zufrieden war, hoffte ich, man würde mich etwas selbständig hinstellen. Aber es wurde ganz anders. Man hatte ohne Zweifel Eichorius selbst beauftragt, die Instruktion zu entwerfen, was vielleicht im amtlichen Wege unvermeidlich war, und Eichorius hatte nicht ermangelt, die Instruktion so abzufassen, daß er zu jeder Zeit, zur ordinären, die er zu bestimmen hatte, und zur extraordinären, die er jeden Augenblick bestimmen konnte, das Recht hatte, mich auf die Anatomie zu schicken. Daß ich für ihn zu präparieren hätte, und wenn ich lesen wollte, auch für mich, mußte ich erwarten. Ich sollte vorzüglich bemüht sein, Osteologie¹⁾ und Syndesmologie²⁾ zu lesen, damit es den Studierenden der Medizin nie an Gelegenheit fehle, in den Kursus einzutreten. Dazu kam, daß diese Instruktion, vom Kurator, Fürsten Lieven, unterzeichnet, verbunden mit der Berufung selbst, viel später als ich erwartet

1) Lehre von den Knochen.

2) Lehre von den Gelenkbändern.

hatte (da die Langsamkeit solcher Verhandlungen in Rußland mir nicht bekannt war), erst im Januar 1819 ankam, wo ich nicht mehr darauf rechnete, und daß Döllinger mir im Dezember 1818 geschrieben hatte, er habe von Berlin aus die Aufforderung erhalten, in Bonn die Professur der Anatomie zu übernehmen, mit dem Rechte, sich seinen Profektor zu wählen, und daß er mich zum Profektor vorgeschlagen habe. Diese Verhandlungen des preußischen Ministeriums mit Döllinger müssen sich bald zerschlagen haben, ich habe nichts weiter von ihnen gehört. Aber auch ohne dieses Intermezzo konnte ich in bezug auf die Aussicht auf Dorpat nicht in Zweifel sein. In allen Verhältnissen nur von Cichorius abhängig zu sein, war mir zu bedenklich. Ich lehnte die Profektur ab, weil die Instruktion mir nicht ein Verhältnis zu einem Amte, sondern zu einer Person festsetzte. Verlezt durch diese Instruktion und in Erinnerung daran, daß der Mangel an Ausbildung in der praktischen Anatomie mit Opfern im Auslande von mir hatte ersetzt werden müssen, konnte ich mich nicht enthalten, darüber etwas einfließen zu lassen, was freilich nicht notwendig war. Welche von beiden Äußerungen am meisten verletzt habe, weiß ich nicht, aber die Meinigen waren ganz erschreckt und gaben mir zu erkennen, ich dürfe nun nie wieder auf eine Aussicht in Dorpat rechnen.

Unterdeß hatten sich andere Verhältnisse für mich vorbereitet. Schweigger, der nicht nur Botanik trieb, sondern auch mit den niedersten Seetieren, besonders mit der Klasse der Korallen sich gern beschäftigte, bedeutende Entdeckungen in dieser Sphäre gemacht und namentlich nachgewiesen hatte, daß manche Gebilde, die man zu den Korallen zu zählen pflegte, wahre Pflanzen seien, die in der Jugend grün sind, allmählich aber mit Kalk sich anfüllen, hielt eine Vorlesung über Korallen und Korallinen, die ich auch gehört habe. Er fühlte aber wenig Beruf, mit den höhern Tierklassen sich zu beschäftigen. Auch war sein sehnlicher und vom Minister v. Altenstein begünstigter Wunsch, noch einige Jahre auf wissenschaftliche Reisen zu verwenden und dann erst sich bleibend niederzulassen. Da er nun sah, daß ich gern Tiere aller Art zergliederte, und die Überzeugung hatte, daß in jetziger Zeit die Zoologie nur in Verbindung mit Zootomie betrieben werden sollte, machte er mir zuweilen die Proposition, den Vortrag der Zoologie in Königsberg zu übernehmen und ein zoologisches Museum zu gründen. Diese Aussicht erschien mir sehr anziehend, doch wußte ich nichts dafür zu tun, da in Königsberg bisher an eine besondere Professur der Zoologie nie gedacht

worden war und noch weniger an ein zoologisches Kabinett. Seinen Bemühungen habe ich es wohl besonders zu verdanken, daß, als ich schon im Jahr 1819 zum außerordentlichen Professor mit 300 Taler Zulage zum bisherigen Gehalte von ebenfalls 300 Talern ernannt wurde, man mich unter der Hand aufforderte, an die Errichtung eines zoologischen Museums für die Universität Königsberg zu gehen. Offiziell erklärte das Ministerium diese Absicht erst mit dem Anfange des Jahres 1820.

Auch hatte sich mit dem Anfange des Jahres 1819 bei mir eine herzliche Zuneigung zu einer Königsbergerin, Auguste v. Medem, entwickelt, und als Professor extraordinarius trug ich kein Bedenken, ihr den Vorschlag zu machen, meine Lebensgefährtin zu werden, unter Voraussetzung der elterlichen Zustimmung. Da auch diese erfolgte, schien ich vollständig für Königsberg gebunden. Jetzt fühlte ich das lebhafteste Bedürfnis, nochmals vom Vaterlande Abschied zu nehmen, und zwar dieses Mal — auf Nichtwiederkommen, während der erste Abschied nur als Beurlaubung auf kürzere Zeit von den Meinigen betrachtet worden war. Im Nachsommer 1819 unternommen, wurde diese Reise nicht auf Estland beschränkt, sondern auch ein kurzer Abstecher nach St. Petersburg gemacht, um doch die Hauptstadt meines Vaterlandes wenigstens gesehen zu haben. Zum Beginne des Wintersemesters war ich zurück in Königsberg.

12. Zweite Periode in Königsberg. Museum und Professur der Zoologie. 1819—1829.

Alle Umstände schienen sich zu vereinigen, mich von jetzt an heimisch in Königsberg zu machen und mich zu einem warmen Anhänger des preußischen Staates zu bilden. Ich heiratete wenige Monate nach der Rückkehr und gründete also einen eigenen Hausstand, der auch bald mit Kindern gesegnet wurde. Es folgten sich vier Söhne, dann eine Tochter und im Jahr 1829 noch ein fünfter und letzter Sohn. Dagegen lösten sich die Bande im Vaterlande. Schon im ersten Jahre meiner Ehe, 1820, erhielt ich die Trauerbotschaft von dem Verluste meiner guten Mutter. Meinen Vater, der sehr lange eine kräftige Gesundheit und fast jugendliche Rüstigkeit bewahrt hatte, befiel im Jahr 1824 die Wassersucht, und er suchte Hilfe in Königsberg, wo ich im folgenden Jahre den Schmerz hatte, seine sterblichen Reste der Erde anzuvertrauen.

Ich wurde bald vollständig heimisch und, ohne es zu bemerken, preußisch-patriotisch. Es war ein edles und würdiges Selbstgefühl, ein schönes, aber ruhiges Bestreben vorwärts und eine hohe Achtung für Bildung nach dem großen Befreiungskriege zurückgeblieben. Das Streben nach vorwärts war in dieser Zeit auch nicht ein Streben gegen die Regierung, sondern mit derselben zu gehen. Als daher die Verfolgung der demagogischen Umtriebe ausbrach, glaubte kein Mensch in Königsberg, daß sie eine reelle Veranlassung hätte, und hier wenigstens wurde erst die Vorstellung von aufrührerischen Bestrebungen dadurch verbreitet. Allerdings schrien die graekophilen Schulmänner über einreißende Barbarei, als ein Edikt erscheinen sollte, daß das Studium der griechischen Sprache nicht obligatorisch für alle Gymnasiasten sein sollte, aber man ließ sie schreien. Allerdings beschwerte sich gar mancher, daß er durch den vorübergehenden Militärdienst in seinen Studien oder seinem Gewerbe unterbrochen werde; man war doch im allgemeinen stolz auf das neue Wehrsystem, das alle Stände zur Verteidigung des Vaterlandes heranzog. Am wenigsten konnte ich eine Spannung zwischen dem stehenden Militär und der Bürgerschaft bemerken. Es hatten ja auch zahlreiche Freiwillige aus allen Stufen der Gesellschaft den Befreiungskrieg mitgemacht, und die Jugend hatte einige Zeit durch die militärische Schule zu gehen. Die Offiziere, welche ich kennen lernte, schienen mir alle sehr gebildet und zeigten nichts von der Frivolität, die man den früheren preußischen Offizieren vorwarf. Mir ist daher die Abneigung, welche jetzt in den Kammern und den Zeitblättern gegen das Militär sich kundgibt, ebenso unerwartet als unverständlich. Es müssen große Veränderungen vorgegangen sein. — Man war damals stolz auf die Stellung, die der preußische Staat sich errungen hatte, und alle Stände fühlten, zur Erlangung dieser Stellung beigetragen zu haben, freuten sich auch jedes Fortschrittes. Ich muß wohl glauben, daß ich preußischer Patriot war, wenn ich mich der freudigen Teilnahme erinnere, welche die Abschließung des Zollvereins in mir erregte. Auch schien mir der preußische Staat ohne Frage der am besten verwaltete — und diese Vorstellung hege ich noch.

Schon wegen dieses Patriotismus suchte ich mit der Geschichte und der Landesbeschaffenheit Ostpreußens mich bekannt zu machen. Es waren also auch die Flora und Fauna dieser Provinz Gegenstände meines Interesses geworden. Ich machte in diesem Interesse, da man ohnehin nicht preußischer Patriot

sein konnte, ohne die Bernsteingräbereien gesehen zu haben, einige Fußreisen durch Samland, noch ehe der Gebrauch der Seebäder dort Sitte geworden war, und später auch Fahrten nach andern Gegenden. Ergebnisse dieser Wanderungen waren kleine Beiträge zur *Chloris Borussiae* von Hagen und der Bericht über eine „botanische Wanderung an der Küste von Samland“ in der Zeitschrift *flora*. Wichtiger wurden sie mir durch die Gelegenheiten, *Medusa aurita* zu beobachten, die Zergliederung der Störe weiter zu verfolgen und die Brutplätze einiger Fische aufzusuchen, vorzüglich aber die stehenden Gewässer in bezug auf die Mannigfaltigkeit ihrer Bewohner zu untersuchen.

Vor allen Dingen mußte die Gründung eines zoologischen Museums in Angriff genommen werden. Das war kein leichtes Geschäft, da alle Elemente dazu fehlten und das Ministerium eine bestimmte Summe zu bewilligen so lange sich weigerte, als es sich noch nicht überzeugt hatte, daß die Sache in ernstlichen Angriff genommen war. Das letztere war aber sehr schwer ohne Geld. Das Ministerium konnte sich so wenig denken, daß nie eine solche Sammlung in Königsberg bestanden hatte, daß es bei dem Kuratorium der Universität anfragte, was denn aus den frühern Objekten dieser Art geworden sei? Infolge dieser Anfrage wurde überall nachgesucht, und es fanden sich endlich drei Objekte, die man früher dem Könige geschenkt hatte, ein Kasuarei, das Nest einer Beutelmeise und ein ausgestopfter Vogel, dessen Federn von Insekten so vollständig verzehrt waren, daß nur noch die stärkeren Schaftchen erhalten hatten, aber gar nichts von den Fahnen. Aus der Form des Schnabels und den zwei längern Federschaften des Schwanzes konnte man vermuten, daß diese Überbleibsel von *Prionites Momota* stammten. Diese drei Stücke übergab man mir als Basis des zoologischen Museums, und von diesen drei Objekten mußte noch eins für völlig unbrauchbar erklärt werden. Prof. Lichtenstein, Direktor des zoologischen Museums zu Berlin, schickte uns, ohne Zweifel von dem Ministerium beauftragt, Dubletten abzugeben, achtzig ausgestopfte kleinere Vögel aus Nord- und Südamerika, nur ja keine Kolibris oder dergleichen, welche diese Sendung für das größere Publikum interessant gemacht hätten. Dazu war er zu eifrig für das eigene Museum bedacht. — Es existierte allerdings eine Sammlung von Naturalien in Königsberg, einer Witwe Hennig gehörig, allein sie war einesteils ohne wissenschaftliche Kenntnis und Kritik zusammengebracht — es befanden sich darin angeblich Dinge, welche nie existiert haben oder keinen Sinn

hatten — außerdem setzte die Besitzerin einen exorbitanten Wert in dieselbe, so daß ich den Wunsch aufgeben mußte, sie zu besitzen. Es galt also andere Wege zu finden. Ich wandte mich an den Patriotismus der Preußen und erließ durch die Zeitungen einen Aufruf „an die Freunde der Naturgeschichte in Preußen,“ worin die Errichtung eines zoologischen Museums angekündigt und zu Beiträgen, insbesondere aber für die inländische Fauna aufgefordert wurde.

So sollte aus Einzelheiten allmählich ein Ganzes werden. Es fehlte aber auch ein Ausstopfer. Ich bewirkte, daß ein gewandter Barbierbursche, Ebel, nach Berlin geschickt wurde, um dort das Ausstopfen zu lernen. Dieser sollte dann der Jagd und der Beobachtung der Vögel sich ergeben, um allmählich die vaterländischen Tiere zusammenzubringen.

Es wäre zwecklos, die kleinen Schwierigkeiten und Weitläufigkeiten zu erwähnen, welche durch die Kollision jugendlichen Eifers von der einen und die Unsicherheit des Kuratoriums von der andern Seite, da man von einem zoologischen Museum keine Vorstellung hatte, sich erzeugten. Aber den unvergeßlichen Anfang kann ich doch nicht auslassen. Nach Empfang der Vögel aus Berlin zeigte ich an, daß ich drei kleine Schränke haben machen lassen, um die Gaben auf dazu angefertigten Gestellen unterzubringen, und bat um Zahlung, erhielt aber als Antwort die Frage: Wer mich autorisiert habe, Schränke machen zu lassen? Es müsse vorher ein Anschlag eingereicht und dieser geprüft werden. Ich ließ den Tischler den Anschlag machen und lieferte ihn ein. Dieser wurde zuerst in Königsberg geprüft und dann nach Berlin geschickt. Nach einigen Monaten erhielt ich den Bescheid, man finde in Berlin, daß für die wenigen von mir genannten Gegenstände die drei Schränke zuviel seien. Ich mußte antworten, daß jetzt schon mehr da sei, als die drei kleinen Schränke fassen könnten. Ehe die neue Bewilligung einging, war ein neues Bedürfnis da. Wenn ich so lange gewartet hätte, so wäre es den Berliner Vögeln unterdessen wohl gegangen wie dem Prionites Momota. Die von mir zwar voreilig, aber doch rechtzeitig bestellten Schränke wurden zuerst in einer kleinen Zwischenstube des anatomischen Museums aufgestellt. Ich bat unterdessen immer um ein eigenes Lokal, da das kleine Zimmerchen eine zoologische Sammlung unmöglich fassen könne. Es wurde denn auch bald ein neugebautes Haus, das Bordsfeldtsche, in der Nähe gemietet, in dem ich auch eine Wohnung erhielt. Im Jahre 1822 war es schon so weit angefüllt, daß ich einen „führer“ unter

dem Namen „Begleiter durch das zoologische Museum zu Königsberg“ abfassen konnte und das zoologische Museum dem Besuche des Publikums zweimal in der Woche geöffnet wurde.

Der Aufruf an den preussischen Patriotismus war auf sehr fruchtbaren Boden gefallen. Besonders schickten die Oberförster der ganzen Provinz alles ein, was ihnen nicht ganz gemein schien. Einiges kam in den Sommermonaten freilich in unbrauchbarem Zustande an, allein es gab doch Gelegenheit, die Fauna des Landes kennen zu lernen. Was brauchbar war, wurde ausgestopft. Das Museum hatte leicht Postfreiheit erlangt; ohne diese wären solche Einsendungen nicht möglich geworden. Um die Raubvögel in ihren verschiedenen Färbungen zu erhalten, hatte ich es bewirkt, daß die Zeugnisse des Museums über eingesendete Raubvögel von der Regierung statt der Klauen angenommen wurden, welche jeder Oberförster einliefern mußte, um seine Tätigkeit in Verminderung der Raubtiere zu beweisen. Die Darbringer wurden, wie billig, auf den Aufschriften (Etiquettes) der Gegenstände genannt. Die Farbe der Etiquetten war nach dem Beispiele des Berliner Museums für die verschiedenen Weltteile eine verschiedene, und die Tiere aus Preußen hatten eine besondere Einfassung auf der Etiquette, um sie sogleich kenntlich zu machen. Der inländische patriotische Eifer war so groß, daß, wenn zahlreiche Sammlungen im Lande gewesen wären, sie wohl meistens sich vereinigt hätten. Aber außer der Hennigischen Sammlung gab es keine nennenswerte. Indessen erhielten wir doch einiges: eine Insektensammlung, welche ein früherer Entomolog, Kugelau in Osterode, hinterlassen hatte, glücklicherweise in einzelnen Kästchen aufbewahrt, wodurch eine Hälfte etwa ziemlich gut sich erhalten hatte, während eine andere durch Schimmelbildung schon stark gelitten hatte; eine ganz hübsche Sammlung preussischer Schmetterlinge übergab Dr. Andersch; eine Sammlung von 125 Gläsern mit Surinamischen Tieren in Spiritus schenkte der Professor Hagen senior, und der Magistrat gab 200 Taler, um die Abtheilung der Konchylien¹⁾ aus der Hennigischen Sammlung anzukaufen. Andere ausländische Tiere wurden gelegentlich bei den Naturalienhändlern gekauft. Später gab, auf Verwendung des Oberpräsidenten von Schön, der versammelte Landtag einen Beitrag durch Beisteuer der einzelnen Mitglieder. Nur mit den größern ausländi-

¹⁾ Konchylien (griech.), die Weichtiere mit Gehäuse (Schnecken und Muscheln) oder auch nur die Gehäuse selbst.

schen Säugetieren ging es freilich sehr langsam, da ich lieber für alle Klassen etwas zum Unterricht und eigenen Studium haben wollte, als die Mittel auf die Anschaffung der kostbaren Bälge der großen Säugetiere zu verwenden. Es war nämlich, so schwierig auch das Königsberger Kuratorium und das Berliner Ministerium im Anfange bei jeder Geldforderung sich gezeigt hatte, doch nach wenigen Jahren eine für ein Provinzialmuseum ganz ansehnliche Etatsumme von mehr als 1000 Talern bewilligt. Die Behörden konnten nicht umhin auf die große Teilnahme des Publikums und — ich darf wohl sagen, den Eifer von meiner Seite Rücksicht zu nehmen.

Die zahlreichen Einsendungen inländischer Tiere veranlaßten eine sehr lebhaftere Korrespondenz, die ich dadurch zu verkürzen suchte, daß ich von Zeit zu Zeit Anzeigen von den eingegangenen Gegenständen in den Zeitungen unter der gewohnten Überschrift: „An die Freunde der Naturgeschichte in Preußen“ drucken ließ und mich überhaupt gewöhnte, mit diesen bekannten und unbekanntenen Freunden durch die Zeitung zu korrespondieren. Da ich zugleich fortfuhr, der eifrige Patron aller Menageriebesitzer durch die systematische Bestimmung und öffentliche Besprechung ihrer Sammlungen zu sein, so erschien ich ziemlich oft in den öffentlichen Blättern.

Nachdem der Professor Schweigger ein so unglückliches Ende im Jahre 1821 in Sizilien gefunden hatte¹⁾, war ich vom Ministerium zum ordentlichen Professor der Naturgeschichte und der Zoologie insbesondere vorgeschlagen. Die königliche Bestallung, die ich erhielt, ist vom 18. Januar 1822. Sie verfügte die Beibehaltung des Prosektorates und bestimmte eine Zulage von 300 Talern.

Überhaupt hatte ich also jetzt einen Gehalt von 900 Talern mit einigen pekuniären Benefizien, welche der Eintritt in die Fakultät brachte. Das ansehnlichste dieser Benefizien gewährte die Verwaltung des Prorektorates. Zum Prorektor wurden die ordentlichen Professoren nach der Reihe für jedes einzelne Halbjahr gewählt. Der Kronprinz, der spätere König Friedrich Wilhelm IV., war nämlich der beständige Rector magnificentissimus, der aber, soviel ich erfahren konnte, in keiner andern bleibenden Beziehung zur Universität stand, als daß ihm jährlich zu seinem Geburtstag feierlich gratuliert wurde. Statt seiner

¹⁾ Professor Schweigger wurde im Juni 1821 bei Camerata in Sizilien durch seinen Vetturin (Kohnkutscher) ermordet.

regierte der jedesmalige Prorektor magnificus, oder vielmehr die althergebrachte Sitte. Das Prorektorat, das ich zweimal bekleidet habe, war wenig zeitraubend, brachte aber jedesmal eine Einnahme von circa 300 Talern. Es bestanden nämlich von alter Zeit her in Königsberg mehrere Stiftungen, von denen der jedesmalige Rektor (Prorektor) eine Quote zu beziehen hatte, und andere, die nur für ihn bestimmt waren. Einige waren merkwürdige Beweise von der frühern Bedürftigkeit der Rektoren und der Bereitwilligkeit reicher Männer, in ihren Testamenten dieser Bedürftigkeit zu Hilfe zu kommen. So erinnere ich mich einer Stiftung, die dem Rektor zehn Taler brachte ut magnifice se gerat, wenn vornehme Gäste nach Königsberg kämen. Obgleich die Zeiten nicht mehr waren, in denen man mit zehn Talern sich sehr magnifiek zeigen konnte, so war doch Königsberg ein ziemlich wohlfeiler Ort, und vor allen Dingen lebten die Professoren, nach der Sitte der deutschen Universitäten, sehr ökonomisch. Diese Sparsamkeit schien mir, als gebornem Estländer, in mancher Beziehung zu weit getrieben. Doch dünkten mir, da meine für Würzburg aufgenommenen Schulden durch eine Nachlassenschaft meiner Mutter getilgt waren, meine ökonomischen Verhältnisse jetzt so, daß ich der Sehnsucht nach dem Besitze guter Bücher mehr Raum geben konnte. Mit wahrer Not und harten Entbehrungen hatte ich mir in den ersten Jahren einige ganz unentbehrliche Bücher, die ich täglich brauchte, angeschafft. Allein die für die systematische Bestimmung der eingelieferten Tiere unentbehrlichsten Bücher konnte und wollte ich mir neben den anatomischen nicht anschaffen. Die Universitätsbibliothek war in diesem Fache ausnehmend arm. Als ich auf Anschaffung einiger Werke antrug, erhielt ich die ganz freundlich gemeinte Erklärung, ein Privatdozent habe gar nicht das Recht, Bücher für den Ankauf bei der Bibliothek vorzuschlagen. Sonderbare Einrichtung! Niemand ist begieriger nach geistiger Nahrung, niemand kennt in der Regel besser den Bedarf und die Produktion der Zeit als der Privatdozent, der noch nicht in anhaltende Einzeluntersuchungen sich eingelassen hat, und niemand hat weniger Mittel, sich selbst den Bücherbedarf anzuschaffen — und der Privatdozent grade soll gar kein Recht haben, seinen Bedarf aufzugeben. Als ich Professor extraordinarius geworden war, durfte ich Ankäufe aus Auktionskatalogen vorschlagen. Aber diese Vorschläge wurden auf der Bibliothek revidiert. Da fand ich in einem solchen Kataloge die zwölfte Ausgabe von Linnés Systema naturae, die letzte von ihm selbst besorgte, ausgeben.

Ich bestellte sie mit andern Werken. Sie wurde aber aus dem Verzeichnisse gestrichen, weil eine frühere, die zehnte oder gar die achte, da war. Da der damalige Minister Stein von Altenstein selbst Naturforscher war, so benutzte ich diesen Umstand, um ihm zu berichten, in welchem Zustande die Bibliothek sei, und daß ohne größere Hilfsmittel es ganz unmöglich werde, seine Absicht, ein zoologisches Museum in Königsberg zu gründen, zur Ausführung zu bringen. Da bewilligte der Minister extraordinär 1000 Taler für die Bibliothek, deren Verwendung mir aber überlassen war. In der Tat hatte ich den alten Professor Hagen immer um seine Privatbibliothek angehen müssen, die aber auch etwas veraltet war. Ohne jene Extrabewilligung wäre fast jede zoologische Bestimmung unmöglich gewesen. Durch die Anschaffung einiger größerer naturhistorischer Zeitschriften, wie der Linnean Transactions, schmolz sie bald zusammen. Professor Vater, damaliger Oberbibliothekar, hatte mir früher in einem amtlichen Exposé¹⁾ auseinandergesetzt, daß man sich überhaupt mit dem Ankaufe naturhistorischer Werke einschränken müsse, denn das Bibliothekspersonal habe einen Überschuß gemacht, wie ungefähr die jährliche Summe nach den Hauptfächern zu verteilen sei, da habe man denn für das medizinische Fach 200 Taler bestimmt, nun sei die Naturgeschichte eine Vorbereitungswissenschaft für die Medizin, man könne also auf sie nur etwa 50 Taler verwenden. Diese 50 Taler für Zoologie, Botanik und Mineralogie hatten für mich so viel Rührendes, daß ich mich sehnte, die öffentliche Bibliothek möglichst zu vermeiden und ebenso die Abschätzung der Philologen. Ich nahm also in den Entwurf des Etats für das zoologische Museum auch eine kleine Summe für den Ankauf von Büchern auf, und dieser Etat wurde bestätigt. Sobald ich aber selbst über mehr Mittel gebieten konnte, war ich eifrig bemüht, für mich gute Bücher anzuschaffen, und zwar mehr für die Zoologie als für die Anatomie, da für dieses Fach die Bibliothek der anatomischen Anstalt bedeutend war und täglich wuchs. So wurde denn auch beim Antritte des Rektorates der ganze Ertrag für die eigene Bibliothek bestimmt, die, da alle Auktionen benutzt wurden, mit 300 Talern bedeutend anwuchs. Aber bei der Bibliophilie bewährt sich besonders das Sprichwort *l'appétit vient en mangeant*²⁾. Dieser Appetit wird nie gestillt, und Erfahrungen, wie die S. 50 erzählten, wirken nur

1) Französisch: Erläuterung, schriftliche Auseinandersetzung.

2) Französisch: je mehr man hat, je mehr man will.

auf kurze Zeit. Da ich in das letzte Stadium dieser Krankheit, in welchem man Seltenheiten, ohne Rücksicht auf deren Nutzbarkeit sucht, nicht versiel, so hatte ich eine hübsche Bibliothek zusammengebracht, als ich im Jahre 1834 Königsberg definitiv verließ.

Meine Nachfolger werden vielleicht über mich geklagt haben, daß ich nicht mehr für die Universitätsbibliothek anschaffte, allein mit dem einen Drittel von 50 Talern im Jahr wußte ich wahrlich nichts anzufangen, und wenn ich ein größeres Werk für die Bibliothek verlangte, mußte ich so viel Jammertöne hören, daß ich lieber mir selbst Entbehrungen auferlegte, als diesen fremden Jammer ertrug. — Es ist wahr, die Universitätsbibliothek hatte einen sehr geringen jährlichen Etat. Aber ich habe auch von keinem ernstern Versuche gehört, ihn zu erhöhen. Vor dem 19. Jahrhundert muß diese Bibliothek ganz ausnehmend schwach gewesen sein. Später — ich weiß die Zeit nicht näher zu bestimmen — hatte man eine königliche Bibliothek damit verbunden. Sie blieb aber für alle Fächer, die in Königsberg in langer Zeit nicht betrieben waren, dennoch ungemein schwach, wie schon daraus ersichtlich ist, daß Linnés systema naturae nur in einer ganz alten Ausgabe da war. Aber das Ministerium zeigte das ernstliche Bestreben, die Universität zu heben. Es hätte ohne Zweifel auch die Mittel der Bibliothek vermehrt, wenn die gehörigen Vorstellungen gemacht wären, wie man schon daraus erkennt, daß auf meine einseitige Vorstellung 1000 Taler bewilligt wurden. In Königsberg galt noch die alte Gewohnheit, daß nur Philologen Bibliothekare sein können. Wenn den Philologen mehrere neuere Sprachen geläufig sind, so ist dagegen nichts einzuwenden, allein bei den speziell sogenannten klassischen Philologen ist das keineswegs Regel, und es scheint nach meinen Erfahrungen, daß von allen einzelnen Zweigen wissenschaftlicher Studien die klassische Philologie am einseitigsten erhält, was ich früher schon mit dem Ausdrucke: ausschließlich zu bezeichnen versucht habe. Ihr Studium hält sich in einem ziemlich beschränkten Umkreise wissenschaftlichen Apparates, der aus alter Zeit stammt und allerdings immer neu bearbeitet wird, aber fast notwendig alle neuern Zweige der Forschung als lästiges Unkraut betrachten läßt. Ihr Studium leitet keineswegs von selbst auf eine mannigfache bibliographische Kenntniss, befähigt also, wie es mir scheint, nicht unmittelbar zu Bibliothekaren. Im 16. Jahrhundert war es allerdings anders. Weil der wertvollste Teil der Literatur in den neugedruckten Ausgaben der alten Klassiker bestand, waren selbstverständlich die Philologen

die natürlichen Bibliothekare, so wie im Mittelalter daselbe Geschäft ebenso natürlich den Mönchen zugefallen war. Im 19. Jahrhundert hat sich der Umfang der Literatur gar sehr erweitert. Dennoch haben sich die klassischen Philologen die Unwarttschaft auf die Bibliothekarstellen bewahrt, sowie auf deutschen Universitäten von altem Schnitt der Professor der Philologie auch notwendig der Professor der Beredsamkeit ist und als solcher die Herausgabe der Lektionskataloge zu besorgen hat, obgleich alles Rednerische und Poetische längst aus ihnen geschwunden ist.

Aber welches Fach soll denn vorzüglich zum Bibliothekar qualifizieren? Ich meine, allgemeine Literaturgeschichte. Wer sich mit dieser ernstlich beschäftigt, für den ist die neuerlich sich selbständig hinstellende Bibliothekwissenschaft kaum ein schwacher Nebenzweig. Sollte es an einem Manne fehlen, der aus der Literaturgeschichte sein Studium macht, so ist wahrscheinlich derjenige Mann unter den Aspiranten der tauglichste, der seinen eigenen Büchervorrat mit Eifer vermehrt. Er hat wenigstens Kenntniss vom Verkehr im Bücherwesen und wird nicht ohne literaturhistorische Kenntnisse sein, so daß er auf Bahnen, die er schon kennt, nur neue Richtungen zu verfolgen hat.

In Königsberg hätte man bei der Schwierigkeit des Verkehrs in damaliger Zeit ganz besonders die Bereicherung der Bibliothek im Auge haben sollen. Das gilt in viel größerem Maßstabe vom Russischen Reiche, wo in den Haupt- und Universitätsstädten die reiche Ausstattung der Bibliotheken mir das dringendste aller Bedürfnisse für die Entwicklung ernster Studien scheint, weil man nicht, wie in Deutschland, in wenigen Stunden die reichen Bibliotheken von Berlin, Göttingen, Wien oder München besuchen kann. Gar manche Arbeit muß bei uns unterbrochen werden, weil ein Werk, dessen Vergleichung notwendig scheint, nicht zur Hand ist.

Ich wurde von dem Oberpräsidenten zum Zensor für das naturhistorische Fach ernannt. Eine solche Ernennung nahm man als Ehrenbezeugung an, denn das Urtheil über Druckfähigkeit sollte den Einsichtsvollsten zustehen. Burdach war Zensor der medizinischen Schriften, Voigt der historischen. Dieses Amt war unbesoldet, doch wurden für einen approbierten Druckbogen zwei gute Groschen bezahlt, so daß für einen mäßigen Band von einem Alphabet der Zensor zwei Taler erhielt. Da in Königsberg nicht viel gedruckt wurde, gingen in Deutschland durch die Druckerpresse, so lebte man nicht vom Zensieren. Ich werde kaum

mehr als zehn Taler im Jahr von dem Zensoramt gehabt haben, aber es machte auch wenig Sorgen. Man bekümmerte sich um einzelne Worte und Ausdrücke nicht, sondern durchblätterte nur das Manuskript, um sich zu überzeugen, ob es nicht irgendeiner destruktiven Tendenz huldige. Dergleichen kam damals in Königsberg gar nicht vor, denn wo eine Neigung dazu gewesen sein mag, wagte sie sich nicht hervor, weil die allgemeine Stimmung dagegen war. Die Beurteilung historischer und politischer Schriften mag etwas bedenklicher gewesen sein. Überhaupt war die Zensur der Bücher und kleinern Schriften den Professoren und andern Personen von Einsicht anvertraut. Die Zeitungen wurden von der Polizei zensiert, die allerdings von Zeit zu Zeit ihre besondern Weisungen erhielt. Wir andern hatten gar keine Instruktion, man verließ sich auf unsern gesunden Sinn und auf unser eigenes Urtheil, auch wohl darauf, daß jeder Autor wußte, er werde von einem Fachmanne beurteilt, und daß er diesen nicht etwa durch einen versteckten Angriff auf den Herrscher der Welt oder des Reiches gegen sich erzürnen oder in Verlegenheiten würde bringen wollen. Mir, dem eine verständige Zensur durchaus notwendig scheint, hat diese Einrichtung sehr zugesagt, denn zuvörderst konnte der Oberpräsident, wenn ihm die Wirksamkeit eines Zensors nicht gefiel, ohne Umstände und ohne Bedenklichkeit einen andern ernennen, da kein Mensch dadurch in seiner Existenz gefährdet wurde, bis er den passenden traf, auch mochte kein Autor sich beschweren, daß Beschränktheit oder Unwissenheit ihn hindere, die Welt aufzuklären, weil andere doch die Urteilsfähigkeit des Zensors anerkannt haben würden, wenn er es verdiente. Er war ja eben nicht bloß Zensor. Ich habe mir kein Urtheil darüber gebildet, wie die Zensur der Tagesblätter zu handhaben ist, und besitze darüber gar keine Erfahrung. Ich zweifle auch gar nicht, daß in Zeiten politischer Gärung die passende Überwachung der Tagesblätter schwierig und mühsam sein wird, denn die Redaktionen der Zeitungen finden ja oft ihr Interesse darin, den Gärungsstoff zu mehren, um den Appetit zu reizen. Aber die Zensur ernstest Bücher würde ich immer so einzurichten raten, daß die Ehrenhaftigkeit eines urteilsfähigen Mannes für dieselben einsteht. Spezielle Instruktionen scheinen mir weniger zweckdienlich, weil sie unmöglich auf alle Fälle vorausberechnet sein können. Wird in der Anwendung einer solchen Vorschrift ein Mißgriff gemacht, so dient dieser nur dazu, die Anstalt der Zensur herabzusetzen.

Da ich hier einer Nebenbeschäftigung erwähnt habe, will ich

sogleich noch einer andern gedenken, in welche ich geriet, obgleich ich bestrebt war, sie von mir abzuhalten. Es bestand in Königsberg ein lebhaftes Interesse für Gemeinwohl. So oft sich auch in den Zeitungen die „Aufrufe zur Wohltätigkeit“ nach Bränden, Überschwemmungen und dergl. wiederholten, hatten sie doch immer günstigen Erfolg. Dazu kam, daß die Stadt vor dem großen Kriege, ungeachtet der Kontinentalsperre, einen sehr lebhaften Handel getrieben hatte, von dem die französische Regierung wußte, daß er zum großen Teile nach England ging, den sie aber auf diesem entfernten Punkte, wie es schien, duldete, damit er nicht an andern Orten sich Bahn breche. Nach dem Befreiungskriege sank der Handel in Königsberg von seiner unnatürlichen Höhe, da überall die nächsten und natürlichsten Wege wieder geöffnet waren. Die arbeitenden Klassen, die sich bei dem guten Erwerbe in früherer Zeit von sorgsamer Sparsamkeit entwöhnt hatten, fanden wenig Erwerb und suchten überall nach unmittlbarer Hilfe. Die wohlhabenderen Klassen, welche in der Zeit des lebhaften Handels ihre Vermögensumstände bedeutend verbessert hatten, unterstützten bereitwillig die Bittenden. Dadurch entwickelte sich aber eine wuchernde Literatur in Bittschreiben und ein belästigender Andrang von Bittenden. Ich fand es hart und ungerecht, alle abzuweisen, konnte jedoch unmöglich mir die Zeit nehmen, ihre Verhältnisse näher zu untersuchen. Das schien mir ein passenderes Geschäft für das weibliche Geschlecht und für unbeschäftigte Männer. Ich sann daher auf einen organisierten Wohltätigkeitsverein, welchem alle nicht ökonomisch bedrängten Bewohner der Stadt eine freiwillige Armensteuer übergeben könnten, und der, die Stadt in Bezirke teilend, für jeden Bezirk einige Armenpfleger ernennen sollte, damit diese zuvörderst die Verhältnisse der Bittenden untersuchen, dann in Gemeinschaft mit andern die Unterstützungssumme festsetzen und die passende Verwendung derselben überwachen könnten. Daß die unbewachten Unterstützungen die Bettelei nur vermehren müßten, war mir bei aller Gutmütigkeit unzweifelhaft geworden, nachdem ich durch das dringende Bittschreiben eines Mannes, der nur zu einer Schaufel und andern notwendigen Utensilien Geld haben wollte, um bei dem stockenden Gewerbe zum Chausséebau überzugehen, wahrhaft gerührt worden war, später aber erfahren mußte, daß derselbe vielen andern denselben Brief geschrieben und fast immer die gewünschte Unterstützung erhalten hatte, aber statt an den Chausséebau zu gehen, mit der Kopie des einmal entworfenen wirksamen Brie-

fes sich beschäftigte. Er war ein kräftiger Mann! Warum hat man ihm nicht Schaufel und Karren in natura gegeben und von seiner Arbeit sich überzeugt, dachte ich; es wäre ihm körperlich und geistig besser gewesen, als sich zu einem Kopisten seiner Briefe auszubilden? Um nicht selbst in die Ausführung meines Vorschlages verstrickt zu werden, hielt ich ihn lange zurück. Als aber ein Prediger in einer Weihnachtspredigt sehr nachdrücklich die Sorge für die Armen den Wohlhabenden empfohlen hatte, glaubte ich diese Gelegenheit benutzen zu müssen, um in der Königsberger Zeitung in der letzten Nummer des Jahrganges 1822 unter der Aufschrift: „Zur Neujahrsfeier“ den öffentlichen Aufruf anonym ergehen zu lassen, ohne mich anders als durch einen Beitrag zu engagieren. Nur dem Prediger erklärte ich, daß seine Kanzelrede mich bestimmt habe, den Aufruf, den er in den Zeitungen lesen werde, drucken zu lassen, und daß ich hoffte, er werde sich an die Spitze des proponierten Vereins stellen, da diese Art Wirksamkeit überhaupt am meisten für Geistliche sich passe. Er erklärte sich aber sehr entschieden für unfähig. Dagegen zeigte sich der Professor Hahn sehr bereit dazu. Ich mußte aber auch bald meine Anonymität aufgeben, denn das Armen-direktorium der Stadt fand sich durch den Aufruf beleidigt und gab in Nr. 6 der Zeitung des folgenden Jahres eine fulminante Erklärung gegen den Aufruf, unterzeichnet von sechzehn Namen. In seinem Eifer hatte das Armendirektorium sogar erklärt: „Man glaubt sich plötzlich in das Land der Heiden und Unbekehrten versetzt, wenn man in dem Aufrufe liest: „„Die Armen suchen die Hilfe, die ihnen der Erwerb nicht mehr gibt, vor den Türen der Wohlhabenden!““ Das ist eine Unwahrheit usw.“ Eine Gegenerklärung von meiner Seite, in der ich fragte, wo denn die schielenden Blicke auf das Armendirektorium in meinem ersten Aufsatze lägen, die dasselbe darin bemerkt zu haben glaube, wurde von der Zeitung zurückgeschickt, da sie nach den Zensurgesetzen nicht gedruckt werden könne. Einem zweiten Aufsatze ging es ebenso. Ich mußte also die Zensurbehörde in ihrem Chef, dem Oberpräsidenten von Auerswald aufsuchen, um mich nach den Zensurgesetzen zu erkundigen, die meiner sehr ruhigen Erklärung entgegenständen. Es fand sich, daß jene Zensur ganz privatim von dem Oberbürgermeister Horn ausgeübt war, der sich durch den ersten Aufsatz beleidigt gefühlt hatte, obgleich er nur an diejenigen gerichtet war, welche privatim Wohlthätigkeit ausübten, oft ohne nähere Erkundigungen einzuziehen. Meine letzte Erwiderung wurde gedruckt. Es war aber nun

nicht mehr möglich, die Anonymität zu bewahren, und eine Folge davon war, daß ich es nicht vermeiden konnte, einen tätigen Anteil zu nehmen. Zuvörderst traten die Professoren Burdach, Kaehler, Hahn und ich als die Verfechter des Unternehmens auf, dem der Oberpräsident seine wirksame Unterstützung lieh, da er das Benehmen des Oberbürgermeisters Horn sehr entschieden mißbilligte, denn öffentlich die Bettelei zu leugnen, war stark und rief dem Oberbürgermeister noch viele andere Gegner hervor. Dieser setzte jedoch seine Opposition heimlich fort und soll die Professoren im Vorsteheramt, nämlich Burdach, Kaehler, Hahn und mich, als Revolutionäre, die Anhang im Volke suchen, verdächtigt haben, dafür aber von dem Minister Schuckmann eine strenge Zurechtweisung erfahren haben, da auch der Polizeipräsident im Vorsteheramt saß und der kommandierende General wie der Oberpräsident zu den tätigen Mitgliedern gehörten. Horn, in vielfacher Hinsicht ein befähigter Mann, hat sich durch seinen Zorn gegen diesen Verein so geschadet, daß er nicht wieder zum Oberbürgermeister gewählt wurde.

Der erste Obervorsteher wurde Burdach, der auch eine Schrift: „Einige Worte über den Privatwohlthätigkeitsverein zu Königsberg in Preußen“ herausgegeben hat. Ich suchte von dieser obersten Leitung entfernt zu bleiben, nicht aus Bescheidenheit, sondern weil ich anhaltende anatomische Untersuchungen begonnen hatte und bestimmt einsah, daß ich sehr wenig zu jenem Amte befähigt war. In einem der folgenden Jahre mußte ich mich dennoch dazu bequemen, allein ich kann mich nicht rühmen, daß mein Urteil über meine Befähigung sich geändert hatte.

Dieser Verein hat eine Reihe von Jahren sehr wohlthätig in Königsberg gewirkt, da die Beiträge recht reichlich flossen; über 2300 Taler wurden schon im ersten Jahre unterzeichnet, und Burdach verschaffte ihm aus Berlin noch 1000 Taler. Eine bedeutende Anzahl von Personen entschloß sich, die Armen in ihren Wohnungen aufzusuchen. Auf ihren Bericht fußend, bestimmte das Vorsteheramt die Art und das Maß der Unterstützung. Die Hauptaufgabe war, solchen Personen aufzuhelfen, gegen deren Führung kein wesentlicher Tadel sich erhob, die Arbeitslust bezeugten, aber nicht die Mittel hatten, die nötigen Geräte sich anzuschaffen, oder nicht Geschicklichkeit und Gelegenheit genug, um sich Absatz zu sichern. Am liebsten machte man daher kleine Vorschüsse zum Ankauf von Arbeitszeug, welches von den Armenpflegern angeschafft wurde. Sehr bald wurde auch eine besondere Arbeitsanstalt gegründet, wo vorzüglich an das weib-

liche Geschlecht wöchentlich Material zur Arbeit verteilt und die eingelieferte Arbeit bezahlt wurde, die dann der Verein verkaufte. Auch wurde etwas später eine Schule errichtet, in welcher die Kinder der Armen unterrichtet und zur Handarbeit angeleitet wurden. Moralisch Verkommene, Krüppel und durch Alter zur Arbeit Unfähige bekamen von diesem Privatwohlthätigkeitsverein keine Unterstützung, sondern wurden an die städtische Armenverwaltung verwiesen.

Meine in diesem Verein gesammelte Erfahrung möchte ich so zusammenfassen: 1. Daß unter denjenigen, welche Unterstützung suchten, doch bei weitem die meisten durch eigene Arbeit sich die nötigsten Bedürfnisse zu verschaffen strebten, und daß sie sich gestärkt und in gewissem Grade geehrt fühlten, wenn man ihnen auseinandersetzte, es sei unwürdig und bringe keine bleibende Hilfe, wenn ein Mensch, der arbeiten könne, um Geldunterstützung bei Unbekannten bettle, daß er damit, statt ein nützlichliches Glied der Gesellschaft zu sein, eine Last derselben werde. Wir haben mehrere arme Frauen gekannt, die über achtzig Jahre alt, kaum noch sehen konnten, doch jeden Sonnabend aus der Anstalt neues Garn sich abholten und ihr Gespinnst abgaben, das spärlich genug bezahlt wurde, obgleich sie von der Stadt hätten ernährt werden müssen, wenn sie sich für arbeitsunfähig erklärt hätten. 2. Daß sich mehr wahrhaft aufopfernde Menschenliebe fand, als ich erwartet hatte, am häufigsten freilich beim weiblichen Geschlechte, aber auch bei nicht wenigen Männern. Ich gedenke noch mit vieler Achtung einer Frau Doktor Kleeberg, die mehrere Jahre hindurch den Sonnabend damit zubrachte, in unserer Anstalt die eingehenden Arbeiten zu empfangen und neue auszugeben — neben den gewöhnlichen Armenbesuchen an andern Tagen. Noch mehr Anerkennung aber verdiente ein Mann, welcher der Schule vorstand und in derselben den aufgenommenen Kindern den Unterricht erteilte. Diese Tätigkeit übte er allerdings nicht umsonst; das war ihm unmöglich, da er als Kaufmann sein kleines Vermögen eingebüßt hatte. Allein er begnügte sich mit 200 Taler Gehalt bei enger Wohnung und war sehr zufrieden, wenn am Ende des Jahres die Vorsteher ihm eine kleine Belohnung, von 30 Talern etwa, bewilligten. Er fand volle Befriedigung in der Beschäftigung mit den Kindern.

Beide Erfahrungen miteinander verbunden, müssen die Überzeugung befestigen, daß es vorzüglich Schuld des wohlhabenden Publikums ist, wenn leichtsinnige Bettelei in einer Stadt einreißt, denn die sorglose Mildthätigkeit begünstigt sie

nur, daß aber in einer gebildeten Stadt für die Organisation einer planmäßigen und überwachten Mildthätigkeit wohl die aufopfernde Theilnahme sich finden läßt.

Allein die großen Schwierigkeiten für die gedeihliche Fortsetzung zeigten sich auch nur zu fühlbar. Sie bestanden zuvörderst darin, daß die Wohlwollenden, welche mit wahrer Liebe sich der Armenpflege überlassen, selten die nötige Strenge und Umsicht walten lassen und leicht verstimmt werden, wenn ihre Empfehlungen in dem Grade nicht berücksichtigt werden können, den sie beanspruchen; ferner aber auch in dem unruhigen Eifer einzelner, welche nicht zufrieden mit einem Zweige der Wohlthätigkeit, bevor dieser völlig gesichert und sein Bedarf ermessen ist, sie nach allen Richtungen ausüben wollen. In Königsberg war man namentlich zu früh auf Errichtung der Armenschule und auf Speisung der Armen, was eigentlich Sache der städtischen Armenverwaltung war, und andere Einrichtungen eingegangen, bevor die Arbeitgebung soweit ausgedehnt war, als sie sich hätte ausdehnen können und sollen. Daran hatte besonders ein Eiferer Schuld, der zwar sehr aufopfernd mit seiner Zeit war, aber sich nicht entschließen konnte, seine Pläne zu opfern. Eine andere Schwierigkeit zeigte sich darin, einen bleibenden Obervorsteher zu finden. Die meisten blieben nur ein Jahr. Es war ein Uebelstand, daß in Königsberg vorzüglich Professoren dazu gewählt wurden. Diese sind aber in der Regel am geizigsten mit ihrer Zeit. Es schien mir, daß die Offiziere, von denen einige zu Armenpflegern sich gemeldet hatten und auch ins Vorsteheramt sich wählen ließen, am geeignetsten dazu wären, da es den meisten zur Friedenszeit an Muße nicht zu fehlen und schon ihr Stand zu einer gewissen Festigkeit zu führen schien. Allein da der kommandierende General von Borstel sich als Armenpfleger gemeldet hatte, ließ sich kein Offizier bewegen, eine Stelle anzunehmen, in welcher ihm die letzte Entscheidung über eine eingegangene Vorstellung zustand.

Da der Verein nach einigen Jahren ersprieflicher Wirksamkeit wegen Zersplitterung der Art seiner Unterstützung nicht mehr allen Arbeitsuchenden Beschäftigung verschaffen konnte, fingen die Ansprachen im Hause, die man lange Zeit mit der Zuweisung an den Privatwohlthätigkeitsverein beantwortet hatte, wieder an sich zu mehren. Die Beiträge nahmen deshalb ab, und als ich Königsberg im Jahre 1834 verließ, ging die Wirksamkeit dieses Vereins nicht viel über die Ausgaben weiblicher Arbeiten und die Schule hinaus.

Kehren wir zu meinen wissenschaftlichen Beschäftigungen zurück.

Da ich bei der Ernennung zum ordentlichen Professor der Zoologie das Prosektorat beibehalten sollte, gingen auf der Anatomie die amtlichen Arbeiten auf die frühere Art fort. Ich leitete im Winter die anatomischen Übungen der Studierenden täglich und ließ im Sommer einmal wöchentlich zootomische Untersuchungen anstellen. Die anatomischen Vorlesungen blieben im allgemeinen auch dieselben, mit dem Unterschiede nur, daß ich mich zuweilen auch bestimmen ließ, nach den einzelnen Regionen die Anatomie des Menschen vorzutragen. Einige Experimente an Tieren wurden auf Burdachs Verlangen zuweilen vorgenommen, vorzüglich solche, welche den Unterschied der empfindenden und bewegenden Nerven nach Bells und Magendies Darstellungen zu bezeugen hatten. Die ersten derselben kamen schon in der frühern Zeit (1818—19) vor. Im Jahre 1826 änderten sich die Verhältnisse darin, daß Burdach mir vorschlug, die Direktion der anatomischen Anstalt neben der des zoologischen Museums zu übernehmen. Er wünschte seinen Sohn als Prosektor angestellt zu sehen und fand es nicht ganz passend, daß er dann Direktor bliebe. So lautete seine mir ganz unerwartete Proposition, und es tut mir leid, daß er den Bericht über diese Veränderung in seiner Autobiographie mit der Bemerkung einleitet: „Es war ein Uebelstand, daß Baer, seit 1821 ordentlicher Professor und Mitglied der medizinischen Fakultät, dabei noch Prosektor war.“ Ich hatte mich um Beibehaltung des Prosektoramtes durchaus nicht beworben. Es war, ohne mich zu befragen, vom Ministerium so eingerichtet und vom Könige befohlen. Ich durfte glauben und glaube noch, daß das Ministerium mein Interesse für die Sezierübungen der Studierenden anerkannte, vielleicht von Rudolphi dazu disponiert, da dieser schon bei meiner Reise nach Königsberg sich sehr unzufrieden darüber äußerte, daß in Königsberg bis 1817 die anatomischen Arbeiten vernachlässigt seien. Indessen war mir die neue Proposition, so unerwartet sie mir auch kam, doch sehr willkommen, denn das zeitraubende Prosektorat fing gerade an, mir sehr drückend zu werden, da ich in weit ausgehende Untersuchungen mich eingelassen hatte und die ewigen Wiederholungen im Präparieresaal ermüdend waren.

Ich war also nun Professor der Anatomie und der Zoologie zugleich, was dadurch ermöglicht wurde, daß ich von der Anatomie zur Zoologie übergegangen war und in der Zoologie die

Mannigfaltigkeit des Baues mich am meisten anzog, in Königsberg auch kein Material für größere systematische Arbeiten war. Bei meinem Nachfolger Rathke wurde dieselbe Vereinigung noch festgehalten, da er ungefähr dieselbe Vorbildung hatte. Später hat man wieder eine Separation eintreten lassen.

13. Intermezzo in St. Petersburg.

Am 24. Juni (5. Juli) 1827 erhielt ich von dem Botaniker Dr. Crinius ein Schreiben, in welchem er anfragte, ob ich einen Ruf an die Akademie zu St. Petersburg für das Fach der Zoologie anzunehmen geneigt sei, da Pander sehr bald aus derselben austreten würde. Man muß nämlich an dieser Akademie ein halbes Jahr vor dem wirklichen Ausscheiden um seinen Abschied einkommen. Ich hatte Rußland ganz aus dem Auge verloren und war so in begonnene Arbeiten vertieft, daß ich an eine Versetzung gar nicht mehr dachte, am wenigsten nach Rußland, da einige Jahre vorher die Universität Wilna einen öffentlichen Konkurs für die Besetzung der durch Bojanus Tod erledigten Professur der Zoologie ausgeschrieben hatte, zu welchem ich mich meldete, ohne auch nur eine Antwort erhalten zu haben. Die Versetzung nach St. Petersburg erregte doch mein vaterländisches Gefühl, indessen hatte ich von den Verhältnissen und namentlich von den wissenschaftlichen Hilfsmitteln in St. Petersburg keine Vorstellung. Auch hatte Crinius geschrieben, daß man Grund habe, auf eine Verdoppelung des bisherigen Gehaltes zu hoffen. Da dieser, wie ich wußte, wegen des gesunkenen Wertes der Bancoassiguationen bis dahin nur wenig mehr als 700 Taler betrug, so erklärte ich, daß ich vor der Bestätigung des neuen Etats nicht kommen und also keine Berufung wünschen könne. Doch bat ich mir Nachrichten über den Etat der zoologischen Sammlung usw. aus. Daraus entspann sich eine längere Korrespondenz, deren Nachrichten mir zum Teil sehr zusagten, andere aber gar nicht, z. B. daß das zoologische Museum und jedes andere gar keinen Etat habe, sondern daß nach Maßgabe der angegebenen Wünsche und Bedürfnisse diese aus einer allgemeinen Summe befriedigt würden, auch daß die zoologische Sektion der Bibliothek vor Panders Ankunft sehr vernachlässigt gewesen sei. Den Entschluß, vor Bestätigung des neuen Etats nicht nach St. Petersburg zu kommen, billigte Crinius vollständig. Diese Bestätigung ließ aber lange auf sich warten,

so daß ich St. Petersburg auch immer mehr aus dem Auge verlor. Die Akademie, in dem Wunsche, die Stelle des Zoologen bald zu besetzen, ließ endlich anfragen, ob ich einen Ruf annehmen würde, wenn man mir schon jetzt den Genuß des verdoppelten Gehaltes zusicherte, dessen offizielle Bestätigung für die Gesamtheit immer noch nicht erfolgt war. Ich erwiderte, daß ich, um eine bestimmte Zusage zu geben, doch vorher die Verhältnisse an Ort und Stelle mir ansehen möchte. Mich beunruhigte die Besorgnis, daß dort die Mittel fehlen würden, begonnene Arbeiten fortzusetzen. Auch ist es keineswegs angenehm, in alleiniger Ausnahme besser gestellt zu sein als alle Kollegen, doch war es für mich, der ich schon fünf Kinder zu erziehen hatte, völlig unmöglich, anders in St. Petersburg zu existieren. — Ich verschaffte mir daher am Ende des Jahres 1828 einen Urlaub zu einer Reise nach St. Petersburg und traf schon die unmittelbarsten Vorbereitungen zur Abreise, als ein ganz zufälliges Ereignis beim Verpacken, von meiner ohnehin sehr besorgten Frau als böse Vorbedeutung genommen, sie ausnehmend aufregte, man könnte sagen, in Verzweiflung setzte. Ich mußte mich entschließen, die Reise für diesen Augenblick aufzugeben. Die Folge davon war, daß ich nun die vorläufige Orientierung aufgab und erklärte, ich würde einen Ruf, wenn er unter den mir proponierten Bedingungen erfolgte, annehmen. Der Ruf erfolgte, und mit dem Schlusse des Jahres 1829 reiste ich wirklich nach St. Petersburg ab — aber vorläufig ohne Familie und ohne förmlich meinen Abschied aus dem preussischen Staatsdienste genommen zu haben. Es war wieder die Besorgnis lebendig geworden, ob ich in St. Petersburg, ohne Verlust vieler Jahre, in den begonnenen Untersuchungen würde fortfahren können¹⁾.

In den letzten Tagen des Jahres 1829 kam ich in St. Peters=

¹⁾ Über den Grund, warum Baer trotz seiner reichen Tätigkeit in Königsberg, trotz der verhältnismäßig guten Einnahme und trotz guter Aussichten für die Zukunft sich aus Königsberg fortsehnzte, sind wir nicht genau unterrichtet. Prof. Ludwig Stieda meint, daß es einzig die Rücksicht auf seine embryologischen Arbeiten gewesen sei, die Baer den Plan fassen ließ, Petersburg mit Königsberg zu vertauschen. „In Königsberg wurde er durch Vorlesungen und andere Dinge vielfach abgezogen, die Mittel zur Herausgabe großer Werke fehlten ihm, er hatte keinen Zeichner und Kupferstecher zur Disposition. Es sollte der erste und der bereits in Angriff genommene zweite Band der Entwicklungsgeschichte gleichsam nur ein Auszug eines auf mehrere Bände berechneten großen Werkes sein, und zur Herausgabe desselben sollte die Petersburger Akademie die Mittel herbeischaffen. Außerdem hoffte er in Petersburg freier zu sein von Nebenbeschäftigungen. So dachte Baer; aber es kam in Wirklichkeit ganz anders.“ (L. Stieda, K. E. v. Baer, Braunschweig 1886).

burg an. Die Akademie betrachtete mich sogleich als ihr wirkliches Mitglied und kam mir überhaupt mit möglichster Freundlichkeit entgegen. Die Männer, die ich in der Akademie vorfand, erregten meine Theilnahme und Liebe, und an mehrere schloß ich mich bald eng an. Auch außer der Akademie fand ich manchen herzlichen Jugendfreund vor, Pander und andere. Aber einige Verhältnisse, die ich antraf, sagten mir gar nicht zu.

Das zoologische Museum, in ein paar großen Sälen der alten sogenannten Kunstkammer aufgestellt, machte noch ganz den Eindruck der ehemaligen Kuriositätenkabinette. Große Schlangen und andere Kreaturen, an die Wände und an die Decke genagelt, schienen an derselben umherzukriechen, um die Phantasie der Zuschauer zu erregen. Die Vögel und Konchylien waren von Pander neu bestimmt und geordnet, die Insekten von Ménétrids, der aber jetzt auf dem Kaukasus mit dem Akademiker Lenz abwesend war. Alles übrige aber erwartete noch eine systematische Durchsicht und war nicht, wie man es jetzt schon allgemein gewohnt war, systematisch in Reihen geordnet, sondern fand sich, wie es der beengte Raum gestattete, bald auf dem Boden, bald auf erhöhten Gestellen oder in Schränken. Besonders aber versetzten einige an Pfeiler befestigte große und flache Glaskasten mit völlig ausgebleichten tropischen Schmetterlingen ganz in die Zeiten von Seba. Von Seba war in der That ein großer Theil dieser Sammlung von Peter dem Großen für seine Kunstkammer, wie er seine Sammlung von Kuriositäten nach damaliger Sitte nannte, angekauft. Dieses Privatkabinett von Peter war nach seinem Tode an die neu gestiftete Akademie übergegangen. Es war vieles von den spätern wissenschaftlichen Reisen, namentlich von Pallas und seinen Zeitgenossen, hinzugekommen. Doch hatte man noch nicht gewagt, das Ganze umzugestalten. Nur einzelne Zweige hatten sich separiert und dann einen gedeihlichen Fortschritt genommen. Frähn hatte mit des Präsidenten Uwarow besonderer Begünstigung ein großes und schnell sich bereicherndes Orientalisches Museum gestiftet, Trinius mit ebensoviel Eifer ein großes Herbarium angelegt. In beiden Sammlungen war die Schaustellung von der wissenschaftlichen Benutzbarkeit zurückgedrängt. Mein erster Gedanke war bei Durchsicht des Museums: Auch die zoologische Sammlung muß aus diesen Räumen heraus, wo der antike Charakter zu tief eingewurzelt ist. Ich wurde darin bestärkt, als ich die systematischen Namen der freistehenden Säugetiere, an bewegliche Stöcke befestigt, zum Theil verwechselt fand, sie zurecht stellte, aber nach zwei Tagen

sie doch wieder an der frühern Stelle fand. Das war von einem sogenannten Aufseher aller Sammlungen geschehen, der ein ehemaliger Diener von Pallas gewesen war, vom Ausstopfen einige Vorstellung, von systematischen Bestimmungen aber gar keine hatte.

Das dringende Bedürfnis, die Sammlungen auseinander zu legen, war übrigens bereits seit längerer Zeit erkannt, und es war auch schon ein neues ansehnliches Gebäude ganz in der Nähe der alten Kunstkammer aufgebaut, das zum größten Teil noch ganz unbesezt war. Ich entwarf also einen Plan, wie die zoologische Sammlung in diese Räume verteilt werden sollte. Der Präsident der Akademie, Uwarow, der spätere Minister, billigte zwar vorläufig die Versetzung und die neue Aufstellung, erklärte aber doch, erst nach längerer Prüfung des Planes seine definitive Entscheidung geben zu wollen. Vorläufig konnte also nichts geschehen, auch die nötigen Schränke und Repositorien konnten in dem neuen Lokale nicht angefertigt werden.

Außer der erfreulichen Gelegenheit, die sich bot, ein junges Wallroß zu zergliedern und einigen Beobachtungen an künstlich befruchteten Fischeiern, kam es wenig zu zoologischen Arbeiten, da es an einem eigenen Raume für solche Arbeiten fehlte und über das neue Lokal erst entschieden werden sollte. Um so mehr suchte ich in der Bibliothek und in der hier erschienenen Literatur, soweit sie die Naturwissenschaften, insbesondere aber Zoologie und Anatomie betraf, mich zu orientieren. Außer den akademischen Schriften registrierte ich zu diesem Zwecke die meisten inländischen Zeitschriften, welche ich auf der Bibliothek vorfand. — Ein paar kleine Aufsätze wurden jedoch den Schriften der Akademie einverleibt.

Sehr ernstlich mußte ich mit mir zu Rate gehen, ob ich recht und flug darin getan hatte, den Ruf nach St. Petersburg anzunehmen, und ich konnte es mir nicht verhehlen, daß ich eine Torheit damit begangen hatte. Ich hatte gehofft, dort meine Untersuchungen über Entwicklungsgeschichte fortzusetzen. Das Fach der Anatomie war zwar besezt durch Herrn Zagorsky sen., allein dieser Umstand würde nicht hinderlich gewesen sein, vielmehr wünschte man eine solche Fortsetzung allgemein. Zwar fehlte ein Lokal für anatomische Arbeiten gänzlich, aber auch das würde zu erreichen gewesen sein. Allein die Herbeischaffung der Objekte fand ich hier viel schwieriger als in Königsberg, besonders in bezug auf die Früchte der Säugetiere, auf die meine Sehnsucht am meisten gerichtet war, aber auch in bezug auf

alle andern Geschöpfe. Ich sah, als der Frühling anbrach, daß ich mir selbst alles herbeischaffen müßte und zwar aus weiter Ferne, und daß hier die Gewässer sämtlich sehr arm an niedern Tieren sind, wohl mehr noch wegen des Torfbodens als wegen der nördlichen Lage. Man wird es kaum verstehen, weder in Deutschland noch hier, wenn ich sage, daß hier das naturwüchsiges Institut der Straßenjugend ganz fehlt, und noch viel weniger, warum ich mich ängstlich darnach umseh. Die Straßenjungen in Königsberg waren meine Wohltäter gewesen. Ich hatte sie so gut gedrillt, daß ich für gar kleine Zahlungen alles Erreichbare haben konnte, sowohl vom Schlachthofe als aus der Umgegend der Stadt, da ich ganz nahe am Walle wohnte. Ich hatte mehr des Reichthumes der Zufuhr mich zu erwehren und fand es unmöglich, alles zu benutzen. So kamen die Eidechsen im Frühlinge so reichlich an, daß ich sie vermittelst Bindfäden mit den Schwänzen an Nägel aufhing, die in den Rand meines Arbeitstisches eingeschlagen waren, und zuweilen gegen dreißig solcher Troddeln zu gleicher Zeit an meinem Tische hingen. Man wird in Deutschland denken: Es kann doch in St. Petersburg an Knaben niederer Stände nicht fehlen! Gewiß nicht. Aber in den mittlern Theilen der Stadt sind die Kinder der Dienerschaft zu gut bewacht und machen nicht eigene Unternehmungen auf Unterhaltung und Erwerb. In den am meisten entlegenen Regionen der Stadt mag es anders sein. Dazu kommt, daß hier fast jedes Geschäft von einer ganzen Gesellschaft im Großen betrieben wird. Beispiele werden das anschaulicher machen. Als der Frühling so weit vorgeschritten war, daß nach meiner Berechnung die Barsche laichen mußten, suchte ich Fischer an der Stadtgrenze auf und erklärte ihnen, wenn sie Netze von Barscheiern fänden und mir bald und in Wasser brächten, so würde ich sie gut bezahlen. Nach zwei Tagen erhielt ich einen Eimer Rogen mit wenigem Wasser. Die tiefer liegenden Netze waren völlig verdorben, nur das oberste noch brauchbar. Ich bedeutete nun, daß ich nur ein oder zwei Netze brauchen könne, und daß man diese in einer größern Quantität Wasser bringen möge. Es half nichts. Ich erhielt wieder einen ganzen Eimer, weil der Artel (die Gemeinschaft) der Fischer gemeint hatte, für Weniges würde ich das Versprochene nicht zahlen. Auch später bei meinem bleibenden Aufenthalte ist es mir nicht gelungen, in den benachbarten Dörfern Knaben zum Einfangen von Fröschen zu dinge. Immer wurden sie mir von Kerlen gebracht, obgleich doch für den Froschfang gewiß kein Artel besteht. Vielleicht besorgte man, gegen die Knaben würden die

Versprechungen nicht gehalten werden, oder man findet es unpassend, daß sie überhaupt Erwerb treiben. In den kleinen Städten und entfernten Dörfern mag es anders sein. So sind die Knaben bei Pawlowsk jetzt gewöhnt, Versteinerungen zu sammeln, wie ich höre.

Mit der Zeit konnte ich wohl hoffen, bequemere Lieferanten zu finden. Aber viel bedenklicher war mir die Aussicht, in St. Petersburg vorherrschend mit spezieller systematischer Zoologie mich beschäftigen zu müssen, die ich in Königsberg nur in bezug auf die einheimischen Tiere und höchstens die von Europa getrieben hatte; die Zoologie interessierte mich mehr in zootomischer Hinsicht. Würde mir Zeit bleiben, mit der Entwicklungsgeschichte mich zu beschäftigen, besonders wenn auch die Herbeischaffung der Objekte zeitraubend ist? Mit einer Freundlichkeit und Zuvorkommenheit war ich in St. Petersburg aufgenommen, die weit über meine Erwartung und Berechtigung ging. Die mehr großartigen Verhältnisse und Beratungsobjekte sagten mir sehr zu. Ich durfte auch wohl hoffen, daß manche Einrichtung, die mir nötig schien, um ohne Unterbrechung arbeiten zu können, zu erreichen sei. Aber daß der Vorschlag zur Versetzung des zoologischen Museums einige Monate ohne Entscheidung blieb, um ich weiß nicht in welcher Kanzlei beraten zu werden, war freilich bedenklich, und noch weniger konnte ich mich darin finden, daß das zoologische Museum keinen jährlichen Etat der Einnahme hatte, wobei eine planmäßige Entwicklung zwar nicht unmöglich, aber keineswegs gesichert schien. — Indessen wurde während meines Aufenthaltes der neue Etat der Akademie bestätigt, und in diesem war auch eine jährliche Summe für das zoologische Museum bestimmt. Noch mehr Gewicht als alle diese Bedenken hatte es, daß ich auf der Reise nach Deutschland durch Königsberg meine Frau, die ich nun nach St. Petersburg mit der übrigen Familie und allem Besitztum mitnehmen wollte, zu dieser Versetzung noch gar nicht disponiert gefunden hatte.

Ist es nicht zweckmäßiger, auf der frühern bereits geebneten Bahn fortzufahren, als in St. Petersburg unbekanntem Schwierigkeiten entgegenzugehen und bei der Versetzung des Museums wieder die zeitraubenden Weitläufigkeiten der Einrichtung dazuzumachen? Vielleicht gelingt es auch in Königsberg die Mittel zu erlangen, um fortgesetzte Untersuchungen über die Entwicklung der Säugetiere vorzunehmen und dem absoluten Mangel eines naturhistorischen Zeichners und Kupferstechers abzuhelpfen.

14. Dritte Periode in Königsberg. 1830—1834.

Von solchen Gedanken und Plänen erfüllt, kehrte ich von Leipzig nach Königsberg zurück. Das Vorurteil der Meinigen gegen Rußland fand ich nicht gemindert. Ich erklärte endlich dem Minister, wenn ich in Königsberg über eine besondere Summe zu fortgesetzten Untersuchungen über die Entwicklung der Säugetiere zu verfügen hätte, und wenn man einen Zeichner, der zugleich Kupferstecher wäre, nach Königsberg versetzen könne, so wolle ich das Engagement in St. Petersburg aufheben. Beides wurde zugesagt. Mit schwerem Herzen kündigte ich in St. Petersburg an, daß ich nicht wiederkommen könne. Man suchte einen andern Zoologen und erhielt in meinem jetzigen Kollegen Dr. Brandt einen Ersatz, der ohne Zweifel den Verlust überbot.

Die Bewilligung einer besondern Summe wurde erbeten, weil ich den Wunsch hegte, Schafe und Schweine, künftig auch andere Tiere ernähren und ihre Paarung überwachen zu lassen, um sie dann in genau bestimmten Intervallen untersuchen zu können und über die fortschreitende Entwicklung ein Werk mit zahlreichen Abbildungen herauszugeben, nach welchem man ungefähr ebenso wie nach Sömmerrings Tabulae Embryonum das Alter zufällig erhaltener Früchte bestimmen könnte. Ich hatte in den ersten Jahren meiner Untersuchungen die Ausgaben meist selbst bestritten, was zu meinen ökonomischen Mitteln und wachsenden Familienbedürfnissen wenig paßte, von 1826 an größere Ausgaben aus der anatomischen Kasse bestritten, fühlte mich aber auch hier beschränkt, da Burdach sich die Vermehrung der Bibliothek vorbehalten hatte. Eine fortgehende Ausgabe, wie sie mein Plan veranlassen würde, glaubte ich aber der Anatomie nicht zur Last legen zu können. — Die Anstalt selbst war leichter gegründet, als ich hoffen konnte. Ein vielfach bewährter Freund, der meine Untersuchungen schon viele Jahre durch Einsendung von Muscheln und ähnlichen Desideraten ebenso freundlich als kräftig unterstützt hatte, Herr Jachmann, Besitzer des benachbarten Gutes Trutenau, übernahm es, eine Anzahl Schafe und auch einige Schweine, deren Paarung genau notiert werden sollte, mir auf seinem Gute zu halten, dann auf meine Forderung für die gewünschten Zeiten in die Stadt zu liefern, von dem Boten schlachten zu lassen, Fleisch und Fell aber wieder zurückzunehmen, um die Kosten zu ermäßigen. Diese Einrichtung hat sich auch vortrefflich bewährt.

Mit dem Zeichner und Kupferstecher ging es aber lange

nicht so gut, oder vielmehr sehr schlecht. Die Wissenschaft hatte in Königsberg seit Gründung der Universität nie ganz aufgehört. Sie war nur gegen Deutschland in allen neuern Zweigen zurückgeblieben und wurde nach den großen Kriegen auf die früher angedeutete Weise gehoben. Die bildende Kunst scheint aber nie heimisch gewesen zu sein, und sollten Königsberger auf dieser Bahn sich ausgezeichnet haben, so mußten sie ausgewandert sein. Das war mir schon vor 1828 recht auffallend geworden. Ein junger Mann meiner Bekanntschaft, der gern in Aquarel malte und einen höhern Beruf in sich fühlte, wünschte die begonnene juridische Laufbahn, die ihm nicht zusagte, zu verlassen und sich ganz der Malerei zu widmen, wenn er eine der Freistellen in der Akademie der Künste in Berlin erhalten könnte. Es war aber kein Mann in Königsberg zu finden, von dem man erwarten konnte, daß sein Zeugnis über die Anlage zum Künstler in Berlin von Gewicht sein würde, und wirklich mußte der junge Jurist aus diesem Grunde seine Hoffnungen aufgeben. Ich habe nur einen Mann in Königsberg gekannt, der in Öl malen konnte, aber das Talent, das er vielleicht besaß, aus Mangel an Beschäftigung gar nicht ausbilden konnte, sondern auf Theaterdekorationen und noch geringere Arbeit sich werfen mußte, um seine Existenz zu sichern. Der Mangel an Zeichnern naturhistorischer Gegenstände und Kupferstechern irgendeiner Art war von wissenschaftlicher Seite noch empfindlicher. Da nun in Königsberg in neuester Zeit mehrere naturhistorische Werke erschienen, so glaubte ich mit Recht dem Minister diesen Mangel vorstellen und die Hoffnung aussprechen zu können, daß, wenn ein junger Mann hierher versetzt würde, der zugleich Zeichner und Kupferstecher wäre, er nicht nur Beschäftigung finden, sondern auch diese Künste weiter verbreiten würde.

Der Gedanke, nach Königsberg sich zu versetzen, war aber allen Berliner Künstlern so schrecklich, daß keiner sich freiwillig dazu entschließen wollte. Endlich wurde doch ein junger Mann, der auf Kosten des Staates ausgebildet war, dazu bestimmt, vielleicht nicht ohne Zwang. Er erschien im Anfange des Jahres 1831, aber vollkommen mutlos. Ungefähr mit dem Gefühl, mit welchem man eine gezwungene Versetzung von St. Petersburg nach Sibirien aufnehmen mag, nahm man damals oft eine nicht freiwillige Versetzung von Berlin nach Königsberg auf, wofür man denn in Königsberg eine Versetzung von dort nach St. Petersburg als eine Verweisung nach dem Nordpol betrachtete und meiner Frau z. B. von allen Freundinnen fest versichert

wurde, ihre Kinder müßten notwendig in St. Petersburg erfrieren. Man wollte es damals immer nicht glauben, daß wir gerade im höhern Norden uns und unsere Kinder nur zu leicht in bezug auf die Wärme verzärteln. Ich habe nie so arg gefroren, als einen Dezember hindurch in Triest. Jetzt wird Königsberg durch die Eisenbahn und den stärkern Verkehr auch wohl seinen sibirischen Nimbus bei den Berlinern verloren haben. Mir wurde er damals sehr störend. Vergeblich suchte ich durch Freundlichkeit aller Art den Mut meines Zeichners aufzurichten. Er schien sich gleich auf baldigste Wiederkehr eingerichtet zu haben, und so hatte er denn auch keine Kupferplatten mitgebracht, um die ich gebeten hatte. Sie mußten neu bestellt werden. Ich hatte grade angefangen, die sogenannte Furchung, oder eigentlich die Teilung der Froscheier gleich nach der Befruchtung zu verfolgen. Diese sollte zuvörderst gezeichnet werden, da noch Stoff dazu sich auffinden ließ. Aber der Zeichner erklärte am zweiten Tage, daß er durchaus nicht deutlich sähe, sondern sich geblendet fühle. Es war dies nicht etwa ein Vorgeben, um sein Engagement recht bald los zu werden, denn er war ein sehr bescheidener, ängstlicher Mann, wohl aber mag seine Verzagttheit mit eingewirkt haben. Ich beschäftigte ihn anders und suchte vor allen Dingen sein Selbstgefühl zu heben, aber ich erreichte wenig. Zog ich ihn in meine Gesellschaft, so blieb er darin übermäßig artig und ängstlich. Umgang mit andern Künstlern, wohl das beste Stärkungsmittel, konnte ich ihm freilich nicht schaffen. Da verbreitete sich die Nachricht, die Cholera rücke aus Polen immer näher gegen Königsberg. Niemand horchte ängstlicher auf alle Nachrichten als mein Zeichner. Er wußte sich die Schriften zu verschaffen, die man verbreitet hatte, um die Krankheit erkennen zu lassen und die wirksamsten Vorbauungs- und Heilmittel zu empfehlen, und wie es bei so ängstlichen Gemütern gewöhnlich ist, glaubte er alle diese Symptome in sich zu verspüren, ehe ein Mensch in Königsberg erkrankt war. Bald meinte er Wadenkrämpfe zu haben, bald zu fühlen, daß sein Blut gerinne, in welchem Falle er dann in der Stadt umherlief, um dasselbe wieder flüssig zu machen, was gewöhnlich um Mitternacht geschah, weil ihn seine Ängstlichkeit am meisten plagte, wenn er allein war. Als nun die Cholera wirklich in der Stadt sich zeigte und eine allgemeine ängstliche Stimmung sich verbreitete, war mein Zeichner wenig zu brauchen. Die Kranken wurden in Körben in die Hospitäler getragen. Beim Anblick eines solchen Korbes glaubte er jedesmal ein Gerinnen des Blutes zu fühlen. Ich versuchte noch auf sein Gemüt zu

wirken, indem ich von einer Abhandlung eines Arztes in Indien, der die Kontagiosität¹⁾ dieser Krankheit entschieden leugnet, die ich eben gelesen hatte, einen Auszug in die Zeitungen rücken ließ. Dieser Aufsatz erregte hie und da Aufmerksamkeit, wirkte aber auf den Zeichner wenig, da man lange vorher die Kontagiosität behauptet und gleich beim Eintritt der Krankheit die entschiedensten Absperrungsmaßregeln getroffen hatte. Der Zeichner blieb oft aus, wenn ich ihn erwartete. Ich mußte mich gewöhnen, dann von allerlei Symptomen und Beschwerden zu hören. Als ich ihn aber einst drei Tage nacheinander nicht gesehen hatte, wurde ich besorgt, daß ihn bei seiner unüberwindlichen Angstlichkeit die Krankheit wirklich befallen habe. Ich suchte ihn auf in seiner Wohnung, fand aber die Thür verschlossen und mußte so lange an derselben vergeblich klopfen und rütteln, daß ich schon im Begriffe war, zum Hauswirt zu gehen, um ihn aufzufordern, die Thür aufbrechen zu lassen, weil sein Mietling wahrscheinlich tot sei. Es steckte nämlich der Schlüssel drin, woraus ich erkannte, daß er nicht ausgegangen war. Da piepte endlich eine schwache Stimme aus dem Innern hervor. Der Zeichner lag tief vergraben in Betten, um sein Blut wieder flüssig zu machen, das in dieser Nacht ganz gewiß geronnen gewesen sein sollte. Er wagte auch nicht, aus diesen Betten hervorzukriechen, um die Thür aufzumachen. Von jetzt an gab ich alle Hoffnung auf, ihn in eine brauchbare Stimmung zu versetzen, und um nicht die Schuld einer wirklichen Erkrankung und seines Todes auf mich zu laden, beförderte ich jetzt selbst seine Zurückversetzung nach Berlin, wo er aber nun nochmals die Epidemie zu bestehen hatte, hoffentlich aber mit mehr geistiger Kraft.

Der Versuch mit dem Kupferstecher war also ganz mißlungen, und ich hatte nicht viel andern Gewinn, als daß ich sagen konnte, es sei der größte Hase, der mir im Leben vorgekommen war.

An der Cholera beteiligte ich mich noch auf andere Weise. Obgleich ich die praktische Medizin, mit Ausnahme des eigenen Hauses, ganz aufgegeben hatte, so riß die große Teilnahme, welche der unaufhaltsam vorrückenden Seuche alle Ärzte schenkten, und insbesondere auch die medizinische Gesellschaft, der ich gleichfalls angehörte, auch mich hin, über den gefürchteten Fremdling mir einige Kenntniss zu verschaffen. Als nun der erste anerkannte Fall in der Stadt vorgekommen war, alle Schulen und die Vorlesungen an der Universität sogleich geschlossen wurden, die

1) Lateinisch: die ansteckende Kraft einer Krankheit.

praktischen Ärzte eine permanente Dejour bildeten, wo man immer Hilfe finden konnte, erbot ich mich von meiner Seite, die Wahrscheinlichkeit der Einschleppung in den ersten Fällen zu untersuchen. Ich ging also in die Lokalitäten der ersten Erkrankungen und erkundigte mich möglichst vollständig nach allen Umständen. Das Resultat fiel so aus, daß ich keine Spur von Einschleppung finden konnte. Der umständliche Bericht, den ich der medizinischen Gesellschaft abgab, und der im ersten Bande ihrer Verhandlungen, und wenn ich nicht irre, auch in der Cholera-Zeitung abgedruckt ist, galt für einen entschiedenen Beweis, daß die Cholera ohne Übertragung durch Personen oder Sachen sich verbreite. In der That konnte ich nach den völlig vorurteilsfrei ermittelten Thatsachen nicht anders urtheilen. Dennoch kann ich die Richtigkeit des Schlusses jetzt nicht mehr anerkennen, weil die Voraussetzung, daß die von mir untersuchten Fälle die ersten waren, sehr unsicher geworden ist. Dieselben Ärzte, welche einige frühere der Cholera ähnliche Fälle untersucht und als nicht der Cholera angehörig erklärt hatten, neigten sich später zu der Überzeugung, daß diese Fälle doch wohl auch zu derselben Seuche gehört haben mögen. Darnach hätte ich gar nicht die ersten Fälle untersucht, und die Einschleppung blieb immer möglich. Einige Wochen später verbreitete sich das Gerücht, daß in Pillau zuerst ein aus Königsberg Ungereister an der Cholera erkrankt und gestorben sei, darauf die Frau, welche den Leichnam gewaschen hatte, und später erst sich die Krankheit in der Stadt verbreitet habe. Da solche Nachrichten sehr unzuverlässig waren, je nachdem sie von Kontagionisten oder Antikontagionisten kamen, machte ich eine Fahrt nach Pillau, um nähere Erkundigungen einzuziehen, und überzeugte mich vollständig von der Richtigkeit dieser Angaben, was in der kleinen Stadt mit Zuverlässigkeit geschehen konnte. Dieser Fall schien sehr entschieden für die Kontagiosität zu sprechen, wogegen die spätern Erfahrungen in Frankreich, daß die Cholera bei Abwesenheit aller Sperrmaßregeln aus den nördlichen Provinzen nicht in die südlichen gedrungen sein soll, die Krankheit wieder ganz von äußern physischen Verhältnissen abhängig erscheinen lassen. Überhaupt aber läßt die ganze Geschichte der Cholera erkennen, wie unbestimmt unsre Kenntnis von der Kontagiosität und ihren verschiedenen Formen ist, das Wort Miasma¹⁾ aber in der That nur ein Wort ohne bestimmten Begriff. Meine eigenen Bestrebungen zeigten mir, wie schwierig

¹⁾ Griechisch: Ansteckungsstoff, in der Luft verbreiteter Krankheitsstoff.

die Ermittlung des Tatsächlichen ist, und daß die polizeilichen Erfundigungen fast notwendig ein falsches Resultat geben, schon aus dem Grunde, daß die vorgeschriebenen polizeilichen Anzeigen vom Ein- und Ausziehen fast nie regelmäßig abgegeben werden und die ersten Fälle der Seuchen wohl meistens, wie bei der Cholera, in solchen Schichten der Gesellschaft vorkommen, welche in beständiger Opposition mit der Polizei stehen.

Einer meiner Besuche des zuerst infizierten Lokals brachte mich beim Rückwege mitten in den Cholera-Tumult, den wir so entschieden und großartig hatten, als irgendeine andere gebildete Stadt. Die schon verfügten Sperrmaßregeln und die vielen darauffolgenden Verfügungen und Publikationen der Regierung hatten alle Klassen, mit Ausnahme der einzelnen furchtsamen Individuen, aufgeregt. So erschien auch eines Abends der Befehl, die an der Cholera verstorbenen Leichen sollten nicht begleitet, sondern ganz in der Stille und einsam auf einem dazu angewiesenen Platz verscharrt werden. Da verstarb ein angesehenener Bürger. Mehrere andere verbanden sich untereinander, ihn am nächsten Morgen in einem ansehnlichen Zuge auf den Kirchhof zu bringen und dort, wenn auch mit Gewalt, zu begraben. Man störte den Zug nicht, und er begab sich vom Kirchhofe gleichsam zum Beweise der errungenen Rechte auf den Markt. Wenn irgendwo Opposition gegen die Regierung sich zeigt, so ist schnell alles Gesindel dabei und von Mut und Siegesfreude erfüllt. Als ich auf den Markt kam, war dieser schon ganz angefüllt und der Zug wohl verzehnfacht. Indem ich mich zu unterrichten suchte, was denn eigentlich vorginge, sah ich den mir bekannten Oberstleutnant v. Auer, einen Mann von stattlicher Figur, in den Haufen hineinreiten und fragen: Kinder, was w o l l t ihr denn eigentlich? „Nun wollen wir die Bratens essen“, schrie ihm ein stämmiger Bursche von etwa zwanzig Jahren entgegen, der ohne Rock in dieses Jubelfest vorgedrungen war. Das war verständlich. Auer wandte ruhig sein Pferd aus dem Haufen. Immer noch aber versuchte man mit Vernunft die aufgeregte Leidenschaft zu bekämpfen. Mich interessierte es, den Fortgang des Tumults zu verfolgen, da ich bisher nur von Pariser Emeuten gelesen hatte, doch wollte ich zuvörderst sehen, ob bei meinem Hause in der Nähe des Walles alles ruhig sei. Hier fand ich vollkommene Stille, obgleich das Gerücht von dem Tumulte schon dahin gedrungen war. Als ich diesen wieder erreichte, sah ich ihn schon mächtig entwickelt. Zuvörderst waren früher fast alle Tumultuanten unbewaffnet, nur wenige suchten

mit Stöcken nach den praktischen Ärzten, welche die Cholera erdacht haben sollten, und einen erwischten sie auch, der sich erst, nachdem er eine Tracht Schläge erhalten hatte, retten konnte. Jetzt aber waren mutige Jungen und Weiber mit Steinen versehen und eine Anzahl Männer mit Knüppeln bewaffnet. Gegen die Fenster des Polizeigebäudes wurden Steine geworfen, bis alle Beamten aus demselben verschwanden; dann wurde in das Gebäude eingedrungen, alle Aktenstöße wurden aus den Fenstern geworfen und auf dem Markte verbrannt. Dabei stand eine Eskadron schwer gepanzerter Kürassiere in einer Nebenstraße und ließ den Unfug geschehen. Dieses lange Zögern war mir unbegreiflich und schien mir im höchsten Grade unzweckmäßig. Unterdessen erschien der Universitätsrichter mit den Studenten, die auf allerlei Weise bewaffnet waren, und es entspann sich ein kleines Handgemenge mit den Tumultuanten. Nach dem Mittage erst rückten die Kürassiere aus ihrem Versteck vor, um in geschlossenen Reihen vorreitend den Markt zu reinigen, wurden aber nun von dem siegesfrohen Pöbel mit Steinwürfen empfangen. Endlich mußte doch Feuer gegeben werden, wobei mehrere Menschen — ich glaube sechs — schwer verwundet wurden. Nun war der Tumult aus. — Mir schien diese Verzögerung im höchsten Grade unzweckmäßig, da eine Kavallerie-attacke, schon früh ausgeführt, ohne Zweifel den Markt gereinigt und das Polizeigebäude gerettet hätte, ohne irgendeine Gefährdung von Menschenleben. Es hieß zwar, alle Behörden wären nur bemüht gewesen, vom Könige nicht den Vorwurf roher Gewaltthatigkeit zu erfahren. Aber es sprang in die Augen, daß nach so langem Zögern man ohne Gewaltthatigkeit nicht abkommen werde. Eine Regierung muß, denke ich, im Gefühl ihres Rechtes rasch jede offene Widersetzlichkeit unterdrücken. Wirklich befestigte sich in Königsberg durch die lange Enthaltung von jedem entscheidenden Schritte die Meinung, nur die Lokalregierung habe aus Eigensinn und gegen den Willen des Königs die störenden Maßregeln getroffen und dürfe also jetzt nicht entschieden auftreten. Es war aber umgekehrt; von Berlin waren alle Maßregeln vorgeschrieben, denn man wollte mit Entschiedenheit die Seuche von der Residenz abhalten. Im Publikum behauptete man, es sei weniger der König als Dr. Rust, der durch Strenge der Maßregeln diesen Zweck zu erreichen hoffte. In Königsberg aber, wo man die Schwierigkeiten näher ins Auge faßte, hatte die Regierung nur ungern die Maßregeln ausgeführt. Am andern Tage wurden die Sperremaßregeln durch den

Oberpräsidenten v. Schön aufgehoben, und es fehlte nicht an Stimmen, welche behaupteten, er habe absichtlich den Tumult ernsthaft werden lassen, um diese Maßregeln zu rechtfertigen.

Das Aufhören des Tumultes, sobald von den Behörden Entschiedenheit gezeigt wurde, verbunden mit der Aufhebung aller Sperrren, bewirkte eine plötzliche Beruhigung in Königsberg. Die besitzlosen Klassen sahen sich im Gewerbe nicht gestört, und die Besitzenden, da sie ihr Eigentum nicht mehr gefährdet sahen, schienen plötzlich die Cholera wie jede andere Epidemie zu betrachten, die zwar nicht willkommen sei, in deren Dasein man sich aber ergeben müsse, wie in Hagel und Unwetter. Selbst die Mutlosen bemühten sich, mutig zu scheinen. So verliefen Leben und Verkehr jedenfalls leichter als früher, als jedermann entweder seinen Patriotismus oder seine Gottesfurcht durch ein recht besorgliches Gesicht bezeugen zu müssen glaubte. In Berlin war man aber mit der Aufhebung der Sperre sehr unzufrieden, da man durchaus die Hauptstadt geschützt wissen wollte. In Königsberg dagegen waren die Behörden jetzt bemüht, die Auslosigkeit und Unausführbarkeit aller Sperrmaßregeln bei dem in unsern Tagen bestehenden Verkehr darzutun. Die öffentlichen Blätter und insbesondere die Cholera-Zeitung von Königsberg unterstützten die Behörden in diesem Bestreben, und die westlichen Städte, wie Elbing und Danzig, welche zunächst die Aufgabe hatten, den bösen Feind abzuhalten, stimmten bald ein: Ruß blieb standhaft bei seinem Defensivsystem, bis die Cholera innerhalb der Mauern Berlins sich zeigte.

Ich mußte um so mehr gegen alle Absperrungen gestimmt sein, da meine Untersuchungen über das Auftreten dieser Krankheit in Königsberg keine Spur von Einschleppung nachwiesen. Aber auch bei entschiedener Kontagiosität würde eine konsequente Absperrung in Europa jetzt schwerlich durchzuführen sein, wenn man nicht gleich anfangs ganze Populationen ernähren will, so sehr ist die Existenz oder wenigstens das behagliche Leben des einen von vielen andern abhängig. Es scheint nichts übrig zu bleiben, als daß man jedem einzelnen überläßt, soviel er mag und kann von andern sich isoliert zu halten. Davon überzeugte mich besonders das Studium der Geschichte der Pest, die im Anfange des 18. Jahrhunderts in Ostpreußen gewüthet hatte. Die Regierung war damals mit noch mehr Strenge und mit viel mehr Roheit gegen die Pest eingeschritten als im 19. gegen die Cholera. Bei jeder Stadt und bei vielen Dörfern sogar wurde ein Galgen gebaut, um jeden daran zu hängen, der sich nicht zu

Hause halten würde. Ungeachtet dieser Maßregeln und wahrscheinlich begünstigt durch dieselben, raffte die Pest gegen ein Drittel der Bevölkerung der ganzen Provinz hin, wovon sich kaum ein ähnliches beglaubigtes Beispiel wird auffinden lassen. Ich ließ einen Bericht hierüber drucken, den ich jetzt nicht nachweisen kann, so wenig bekümmerte ich mich damals darum, da ich keine Ahnung davon hatte, daß Herr von Altenstein, der nicht nur Minister des Unterrichtes, sondern auch der Medizinalangelegenheiten war, meine anspruchslosen Aufsätze über die Cholera, zu denen mich zuvörderst nur mein Zeichner verleitet hatte, mir ins Schuldregister eintragen würde.

Eine andere Angelegenheit, deren ich erwähnen zu müssen glaube, da sie in den Bereich der Wissenschaft gehört, ist die Erneuerung der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg. Sie war ursprünglich in Mohrungen gestiftet, dann nach Königsberg versetzt, hatte dort einige Zeit ganz hübsch floriert, aber ihre ursprüngliche Nahrung, die Landwirtschaft, verlassend, eine mehr wissenschaftliche Form angenommen. Viele Mitglieder riefen nun nach mehr populären und praktischen Vorträgen. Indem man ihren Wünschen nachgab, beging man zuweilen den gewöhnlichen Fehler, daß solche Personen glaubten populäre Vorträge halten zu können, für welche sie gehalten werden sollten. Die Zahl der Zuhörer nahm ab und mit ihnen auch die Zahl derjenigen, welche Lust hatten, einen Vortrag für wenige auszuarbeiten. Der letzte Präsident, der Medizinalrat Prof. Hagen, mußte die Achtung und Liebe, die er genoß, aufbieten, um Vorträge und zuletzt auch um Zuhörer zu erpressen, besonders im Sommer.

Ich erinnere mich eines Vortrages über das Weltgebäude, den der damalige Polizeipräsident hielt, dem Sommers Gemälde der physischen Welt oder ein ähnliches Buch in die Hände gefallen war, und der zu seiner großen Verwunderung darin gefunden hatte, daß die Sonne 1,400,000 mal so groß sei als die Erde. Diese und andere Merkwürdigkeiten trug er vor sechs Zuhörern vor, welche alle meinten, solche Kenntniss von der Schule mitgebracht zu haben. Nun wollte es gar nicht mehr gehen. Bald darauf erkrankte auch der bisherige Präsident Hagen und starb im Jahre 1829. Mit ihm schien auch die Gesellschaft verstorben. Nachdem aber die Cholera in das ruhige Bett gewöhnlicher Krankheiten zurückgetreten war, berief der Sohn des Verstorbenen ohne mein Wissen eine Versammlung und brachte mir die Nachricht, daß man durch Affkamation mich zum Präsi-

dentem gewählt habe. Ich hatte nicht den mindesten Grund, noch mehr Geschäfte zu übernehmen, und fühlte weder Beruf noch Befähigung in mir, Sprecher und Hörer aufzusuchen und mühsam zu werben. Indessen hatten wir eine Menge tüchtiger junger Dozenten in Königsberg, welche recht gern vor einem größern Publikum einzelne Vorträge halten würden. Warum erlaubt man nur den Mitgliedern der Gesellschaft den Zutritt? Diese Abschießung ist doch nur eine alte Gewohnheit, die jedes Grundes entbehrt, mußte ich mir sagen. Ich machte also in einer neuen Versammlung den Vorschlag, die Vorträge künftig öffentlich anzukündigen und alle Gebildeten Königsbergs zu ihnen einzuladen, und kann nicht ohne Ergözung an die Bedenklichkeiten mich erinnern, welche gegen solche Neuerungen erhoben wurden. Ja, es bildete sich eine förmliche Opposition, welche in der folgenden Sitzung einen schriftlichen Protest einreichte, abgefaßt von einem Professor der Universität, worin bemerkt wurde, wir seien noch gar nicht reif, öffentliche Vorträge zu halten. Ich meinte, für eine solche Reife müsse schon Zeit dagewesen sein, und hielt fest an meiner Proposition: Entweder Öffentlichkeit oder Wahl eines andern Präsidenten, da ich, wenn die Öffentlichkeit nicht beliebt werde, nur ein Epitaphium¹⁾ auf die an Altersschwäche verstorbene Gesellschaft errichten könne. Die Mehrheit stimmte zuletzt doch für die Öffentlichkeit. Von Januar 1832 an wurden also öffentliche Vorträge gehalten, und ich konnte nicht umhin, in der Eröffnungsrede einige sarkastische Bemerkungen über die echt germanische Scheu vor dem gesprochenen Worte bei dem Mangel an Scheu vor dem gedruckten zu machen. Der Erfolg war größer, als ich gehofft hatte. Schon beim dritten Vortrage waren mehr Gäste da, als der geräumige Saal fassen konnte, und auch zu Vorträgen kamen mehr Anmeldungen, als angenommen werden konnten. Es waren sehr ausgezeichnete Vorträge darunter, da einige Dozenten hier ihre Laufbahn für die Welt eröffneten. Mehrere dieser Vorträge wurden später in einer kleinen aber reichhaltigen Sammlung unter dem Titel: „Vorträge aus dem Gebiete der Naturwissenschaften und Ökonomie, gehalten in der physikalischen Gesellschaft zu Königsberg“ herausgegeben. Bessel verweigerte damals seine allgemein geschätzten Vorträge, behauptend, die Wissenschaft müsse gar nicht in populärem Gewande vor das große Publikum gebracht werden. Überhaupt neigte er sich anfangs etwas zur Opposition, doch

1) Griechisch: Grabchrift, Grabdenkmal.

schien seine Ansicht sich zu ändern, und er hat später eine Sammlung seiner Vorträge selbst herausgegeben. Auch ging von ihm die Proposition aus, daß die Mitglieder der Gesellschaft, da in so großer Versammlung eine Diskussion nicht möglich sei, jedesmal nach dem Vortrage in einem Gasthause sich versammeln möge. Hier war denn der ebenso gemütliche als geistreiche Bessel stets die Seele der Versammlung, und die Erinnerungen an diese Abende werden jedem, der daran teilgenommen hat, zu den angenehmsten in Königsberg gehören. — Nach meinem Abgange hat die physikalisch-ökonomische Gesellschaft unter mehrfachen Namen Sammlungen der Vorträge herausgegeben, jetzt unter dem Titel: „Schriften der königl. physik.-ökonom. Gesellschaft zu Königsberg“, mit zahlreichen Abbildungen und in ganz wissenschaftlicher Tendenz, meistens neue Beobachtungen mitteilend.

An Dozenten verloren wir in dieser Zeit durch Versetzung Herbart und Dove und erhielten andere, wie Dulk, Jacobi sen. und Rosenfranz, so daß es an wissenschaftlicher Anregung nicht fehlte. Näher berührte es mich, daß für das zoologische Museum das eigene Gebäude, auf das ich lange angetragen hatte und dessen Bau auch schon früher begonnen war, fertig wurde und bezogen werden konnte. Ich erhielt selbst eine Wohnung in demselben.

Auf die Fortsetzung der Untersuchungen über die Entwicklungsgeschichte der Tiere warf ich mich mit allem Eifer. Vorläufig beschäftigte mich insbesondere die Entwicklung der Schildkröten und der Frösche, später dann der Fische. Ernstere Schwierigkeiten machten mir die Säugetiere. Besonders wirkte ein Umstand, der jetzt niemand mehr beunruhigt, die scheinbare ungleiche Ausbildung der Eier der Schafe und Schweine in der frühern Zeit, sehr niederschlagend auf mich. Überhaupt aber hatte mich Mutlosigkeit ergriffen, zum Teil auf moralischen Gründen beruhend, zum Teil aber ohne Zweifel aus körperlichen Zuständen stammend.

Nicht nur hatte ich auf die Schwierigkeiten durchaus nicht gerechnet, welche mir die Säugetiere jetzt durch die Unregelmäßigkeit im Fortschritte der Entwicklung zeigten, sondern es wirkten diese Unregelmäßigkeiten infolge meiner Verstimmung auch mehr auf mich, als sie wert waren, und ließen mich nicht zu einer bestimmten Entscheidung kommen. — Auf diese mutlose Verstimmung aber wirkten außer geistigen Einflüssen vorzüglich körperliche ein. Ich saß viel zu viel, mit übergebogenem Oberleibe, besonders von der Zeit an, in der die Wiederkehr

der Wärme den Schnee zum Schmelzen brachte, bis tief in den Sommer, denn in diesen Zeitraum drängten sich ja notwendig alle Untersuchungen über die Entwicklungen zusammen. Meine Verdauung litt dabei um so mehr, je mehr ich früher gewohnt war, mich in der freien Natur zu bewegen, besonders im Frühlinge, angeblich um die neuen Kinder Florens zu begrüßen, im Grunde aber mehr, weil ich den wohlthuenden Einfluß der Bewegung im Freien sehr bestimmt fühlte. Ich war ein Einsiedlerkrebz geworden, der das einmal erwählte Gehäuse nicht verließ. Da ich im zoologischen Museum wohnte und im Sommer die Vorlesungen über Zoologie meine vorzüglichsten amtlichen Beschäftigungen waren, so hatte ich nur dann und wann auf die benachbarte Anatomie zu gehen, die mir als eine zweite Häuslichkeit erschien. Sitzungen in Kommissionen oder andern amtlichen Beratungen, in denen man in St. Petersburg einen ansehnlichen Teil des Lebens zubringt, kamen in Königsberg fast gar nicht vor. Der akademische Senat versammelte sich kaum zweimal in jedem Semester, und auch dahin zu gehen war wenig Anforderung, da die Geschäfte meistens von Personen, die besonders mit Führung derselben betraut waren, geordnet wurden; die Geschäfte der Fakultät wurden, mit Ausnahme der Examina, meistens schriftlich durch Zirkulare abgemacht. — So kam es, daß ich in einem Jahre mich in meinem Gehäuse eingesperrt hatte, als noch Schnee lag, und daß ich zum ersten Male über den nur einige hundert Schritt von mir entfernten Wall schreitend, das Korn (Roggen) in Ähren fand, die schon der Reife entgegen gingen. Dieser Anblick erschütterte mich so tief, daß ich mich hinwarf und mir die Torheit meines Verhaltens vorhielt. „Die Bildungsgesetze der Natur werden gefunden werden,“ sagte ich epikurisch oder mephistophelisch zu mir selbst, „ob es durch dich oder durch andere, ob es in diesem Jahre oder im künftigen geschieht, ist ziemlich gleichgültig, und es ist nur Torheit, des eigenen Daseins Freudigkeit, die niemand ersetzen kann, dafür zu opfern.“ Doch wurde es im nächsten Jahre nicht anders. Die Folgen blieben nicht aus, oder waren vielmehr schon lange kenntlich. Meine Verdauung war so gestört, daß ich schon mehrere Jahre vor meiner Versetzung nach St. Petersburg jeden Tag künstliche Mittel brauchen mußte, um die notwendigen sedes zu haben. Einer geregelten ärztlichen Behandlung wollte oder konnte ich mich nicht unterwerfen, weil diese immer damit anfang, ich müsse nicht so viel sitzen. Leider hatte ich die Skepsis, die mich früher gegen die praktische Medizin ergriffen hatte, noch

nicht überwinden gelernt. Ein angeratenes Geheimmittel, in welchem eine nicht unbedeutende Menge Aloe sich befand, schaffte zwar täglich Hilfe, wirkte aber, wie ich jetzt glaube, durch zu starke Aufregung ungünstig. Ich habe mich später bei dem Gebrauche der reinen Rhabarberwurzel entschieden besser befunden, was ich zum Nutzen aller, die an träger Verdauung leiden, nicht unbedenklich lassen will. Damals mußte ich mich zuweilen am Nachmittage hinlegen, unfähig zu jeder geistigen Arbeit. Wenn ich gleich nach dem Mittage an das Mikroskop oder eine ähnliche Beschäftigung mich setzte, drängte das Blut fühlbar gegen den Kopf. Ein regelmäßig angewöhnter Schlaf nach dem Mittage und die Einrichtung, auf einem Reitschemel sitzend zu schreiben, mäßigten diese Kongestionen, welche durch meine Kurzsichtigkeit und darauf beruhende übergebogene Stellung beim Schreiben sehr begünstigt wurden.

Zu einer gründlichen Behandlung mit Vermeidung des zu anhaltenden Sitzens, als krankmachender Ursache, kam es doch nicht. Davon hielt mich die Masse meiner Wünsche oder Sehnsüchten ab. Die offenbare Einfachheit im Verlaufe der Entwicklung der Wirbeltiere spornte mich an, sie auch in allen Richtungen zu verfolgen, und ließ mich hoffen, die hergebrachten Ansichten zu ändern. Überhaupt aber kann ich das Geständnis nicht zurückhalten, daß ich mir vielzuviel vorgenommen hatte und die Unmöglichkeit, es mit Sicherheit zu verfolgen, mich verstimmt. Ich muß jetzt selbst lächeln, wenn ich bekenne, daß ich mit Zuversicht hoffte, die Entwicklung der Tiere wenigstens in ihren Hauptmodifikationen zu erkennen. Die Einfachheit im Fortschritte bei den Wirbeltieren gab mir die zuversichtliche Hoffnung dazu; aber die Natur, wenn auch sehr einfach in ihren Operationen, über welche unsre Phantasie gewöhnlich weit hinaus schreitet, ist doch unendlich mannigfach. Von dem Generationswechsel hatte ich keine Ahnung, obgleich Chamisso's Beobachtungen an Salpen¹⁾ bekannt waren und von mir jährlich als unverständliche Kuriosität vorgetragen wurden. Ich muß weiter bekennen, daß ich die Darstellung der Haupttypen der Entwicklung und darnach die Hauptgruppen der Organisation oder wenigstens der Tierwelt für den Beruf meines Lebens hielt. Darf ich es als Begeisterung für die Sache betrachten, oder muß ich es als Eitelkeit oder als Ehrgeiz bezeichnen, wenn ich es weiter bekenne, daß es in diesen letzten Jahren mich aufregte, wenn ich fand, daß

1) Kleine durchsichtige, bläulich phosphoreszierende Seetiere.

von andern die Entwicklungsgeschichte in irgendeinem Bereiche gefördert war, den ich entweder schon berührt, oder den ich mir wenigstens schon als künftige Bahn im Geiste zurechtgelegt hatte. Für die Tierwelt kam das damals viel seltener vor als für die Pflanzenwelt. Was ich kurz vor dem Schlafengehen etwas dieser Art, so war ich sicher, einen großen Teil der Nacht schlaflos mit wirbelnden Gedanken zuzubringen, die das Gelesene entweder bestritten oder weiterbauten. Ich mußte mir beim Schlafengehen einen Roman von Walter Scott hinlegen, bei dem ich sicher war, keine Anklänge an die Entwicklungsgeschichte und auch nichts von der darauf begründeten Systematik zu finden. Aber zuweilen regten mich sogar die persönlichen Verhältnisse dieser Helden und Heldinnen so auf, daß ich nicht einschlafen konnte. Ohne solche Abzugsmittel der Phantasie ging es aber auch nicht, weil sie sonst mit den letzten Bildern meiner Untersuchungen oder sonstigen Studien fortarbeitete.

Ich war krank, mein Nervensystem zeigte sich zu sehr aufgeregert und meine Verdauung noch gründlicher gestört. Das konnte ich mir nicht verhehlen und ebenso wenig, daß das anhaltende Sitzen dazu Veranlassung gegeben hatte. Daß es mit den Säugetieren nicht so glatt ging, als ich erwartet hatte, mochte auch nicht günstig gewirkt haben, allein daß ich die unerwarteten Unregelmäßigkeiten zu wichtig behandelte, war ohne Zweifel schon Erfolg der Verstimmung. Ich zweifelte nicht, daß eine Reise, die ich am liebsten an das Adriatische Meer unternommen hätte, um die Entwicklung irgendeines Strahlthiers zu verfolgen, mich zurechtrütteln würde. Allein erst jetzt erkannte ich, daß alle verfügbaren Geldmittel, die nicht unmittelbar für die Bedürfnisse der Familie verbraucht waren, auf den Ankauf von Büchern oder auf anatomische Untersuchungen verwendet seien. Ich konnte nicht bis Berlin reisen, viel weniger weiter. Eine Unterstützung oder einen Vorstoß vom Ministerium wollte ich nicht erbitten, auch wäre dieser Schritt wahrscheinlich vergeblich getan. Vielmehr sah ich mich um, ob ich nicht meine ganze Stellung verändern könne, denn in der jetzigen eine geregelte und mehr diätetische Lebensart mit Festigkeit durchzuführen, verzweifelte ich. Es war alles so eingerichtet, daß wenigstens vom Ende des März bis zum Ende des Juni mir mehr Stoff zu Untersuchungen zugeführt wurde, als ich bewältigen konnte. Hätte ich ihn ganz unberührt gelassen, so würde mich das nicht weniger gequält haben.

Obgleich solche Innerlichkeiten nach meinem Gefühle kaum

in eine Biographie gehören und am besten mit uns ins Grab steigen, so habe ich sie hier mitteilen zu müssen geglaubt, weil, wie ich erst in den letzten Jahren erfahren habe, in Deutschland sich die Meinung verbreitet hat, ich hätte Königsberg mit St. Petersburg vertauscht, entweder aus Empfindlichkeit darüber, daß ich nach Rudolphis Tode nicht nach Berlin berufen sei, oder wegen eines bloßen Kanzleifehlers, der in der Honorierung meiner Forderungen für die von Trutenau mir zugeführten Haus-tiere (S. 170) begangen worden war. Da in der letztern An-gabe etwas wirklich Geschehenes vorkommt, so will ich auch darüber nach meinem besten Wissen berichten. Aber vorher möchte ich doch fragen, ob es denn so auffallend ist, Königsberg mit St. Petersburg zu vertauschen, zumal wenn man aus Ruß-land gebürtig ist? Ueberdies werde ich sogleich Gelegenheit haben, einen recht handgreiflichen und unerwartet sich einstellenden Grund mitzuteilen, der doch in Königsberg bekannt genug sein mußte, und den ich auch in meinem Abschiedsgesuche angegeben haben werde. — Was die Besetzung von Rudolphis Stelle an-langt, so kann ich versichern, sie mir nie gewünscht zu haben, wenigstens nicht so, wie sie war. Rudolphi trug Anatomie und Physiologie vor und war für beide Fächer in der letzten Zeit wohl schon etwas veraltet. Ein neuer und jüngerer Dozent durfte aber in einer Hauptstadt so nicht anfangen, wie Rudolphi geendet hatte. In bezug auf Anatomie konnte ich glauben an niveau der Wissenschaft zu stehen und mit weitem Fortschritten auch fortschreiten zu können. Aber in bezug auf die Physiologie konnte ich mir gar nicht verbergen, daß ich nur im Fache der Embryologie orientiert sei. Allerdings hatte die Physiologie bei weitem noch nicht den Reichtum chemischer und physikalischer Begründung, den sie jetzt besitzt. Daß in einer Hauptstadt, wo junge Ärzte, von allen Universitäten Deutschlands kommend, zusammenströmen, ein neuer Dozent nicht wagen dürfe, Physio-logie ganz von dem Standpunkte Hallers, den Rudolphi noch eingenommen hatte, vorzutragen, war mir völlig klar. Ich hätte vielleicht für jede andere Universität Deutschlands eine Professur der Anatomie und Physiologie angenommen, in der Hoffnung, in die Fortschritte der letztern mich bald einzuarbeiten, für Berlin war das nicht zu wagen. Wäre der Antrag an mich gekommen, so hätte ich ihn nur für die Anatomie annehmen können. Es war sehr fraglich, ob man in eine Teilung einge-gangen wäre. Joh. Müller, den ich unbedenklich für den tüch-tigsten Nachfolger hielt, den man für Rudolphi finden konnte,

las noch beide Wissenschaften mit ihren Verzweigungen. Erst nach seinem frühzeitigen Tode hat man sie getrennt.

Ich unternahm daher auch gar keine Schritte, um nach Berlin berufen zu werden, da ich überhaupt wußte, daß das Ministerium nicht gern einen Dozenten aus Königsberg versetzte, froh, wenn jemand dort Wurzel gefaßt hatte, insbesondere aber weil immer mehr Zeichen sich offenbarten, daß ich des Ministers v. Altensteins Gunst verloren hatte. Meine ganz unschuldig gemeinten Bemühungen um die Cholera hatten ihn en Colere (in Zorn) gesetzt, und dieser Zorn war unbewußt gemehrt durch einen andern Gönner, der in dieser Gesinnung gegen mich verblieb, durch den Oberpräsidenten v. Schön. Schon als ich den ersten Aufsatz über die Argumente indischer Ärzte gegen die Kontagiosität der Cholera hatte drucken lassen, erschien früh am andern Morgen ein Regierungsrat bei mir mit der Botschaft vom Oberpräsidenten, daß dieser sich über den Aufsatz freue und mich auffordern lasse, damit fortzufahren. Ich war nicht wenig überrascht, da ich durchaus nur meinen Zeichner im Sinne hatte, der schon durch den Anblick eines Korbes angesteckt zu sein fürchtete. Das war noch vor dem Aufstande, aber Herr v. Schön, der fast unüberwindliche Schwierigkeiten in der Ausführung der von Berlin aus befohlenen Maßregeln fand, suchte schon damals nach Gründen, sie aufzuheben. Ich hütete mich wohl, der erhaltenen Aufforderung Folge zu leisten, hatte auch in jenem Aufsatze durchaus nicht gegen irgendeine Maßregel der Regierung mich erklärt, obgleich ich es sehr unrecht fand, daß man durch eine Menge öffentlicher Bekanntmachungen Furcht verbreitete, ohne den leisesten Wink, daß die Kontagiosität noch bezweifelt werde. Mein Aufsatz war also von den Nichtärzten als eine neue Aufklärung genommen. Als ich nach dem Aufstande und nach aufgehobenen Sperrmaßregeln meine Untersuchung über das Auftreten der ersten Fälle publizierte, konnte ich nicht umhin zu erklären, daß die Person, welche nach Angabe der Ärzte an der Cholera zuerst erkrankt und gestorben war, Königsberg seit Wochen, vielleicht seit Monaten, nicht verlassen habe, also gar nicht durch Übertragung eines Kontagiums angesteckt sei, wenn man nicht annehmen wolle, daß die Übertragung durch einen Sperling, der sich auf einen infizierten Gegenstand gesetzt habe, geschehen sei. Daß man in Berlin mit Aufhebung der Sperrmaßregeln sehr unzufrieden war und einen Betrauten nach Königsberg schickte, um sie womöglich wieder herzustellen, gegen den Herr v. Schön aber standhaft blieb, gehört nicht hierher; verschweigen darf ich

es aber nicht, daß wir allmählich erfuhren, der Minister sei nicht allein amtlich, sondern auch persönlich entschiedener Anhänger der Kontagiosität, wobei es ungewiß blieb, ob er es ursprünglich war, oder durch den Einfluß von Rüst, der die Umgebung des Königs mit seinen Ansichten und Maßregeln gegen Einschleppung der Cholera förmlich terrorisierte. Als einen sehr energischen und mehr als energischen Mann hatte ich diesen schon in Wien kennen gelernt.

Den Schluß des Jahres 1831 und den Anfang des folgenden brachte der Oberpräsident in Berlin zu. Nach der Rückkehr erzählte er mir mit Lachen, daß er außer seiner amtlichen Berechtigung, in dringenden Fällen mit Vorbehalt nachträglicher Rechtfertigung selbst Anordnungen des Königs aufzuheben, sich vorzüglich auf mich berufen habe. Er brachte mir auch eine in Berlin erschienene Karikatur, einen Sperling vorstellend mit dem Gesichte Rüsts und der Unterschrift „Passer rusticus, der gemeine Hausperling“, und meinte, das sei das Konterfei meines problematischen Sperlings, und schien wenig befriedigt von meiner Bemerkung, daß es wohl viel näher liege, der Berliner Witze habe Rüst wegen der Sperren einen Sperling genannt, nachdem auch dort die verhassten Sperren aufgehoben seien. Ich erfuhr aber bei dieser Gelegenheit, daß er selbst meinen hypothetischen Sperling bekannter gemacht habe, auch gegen Rüst. Da wird mir eine gute Brühe eingerührt sein, dachte ich bei mir, und die Beweise blieben nicht aus. Zu diesen gehört nun auch, daß ich später einmal auf den Antrag auf Zahlung der aus Crutzenau eingelieferten Tiere die Gegenfrage erhielt: Worauf sich meine Ansprüche gründeten? Diese plötzliche Unwissenheit kam mir gleich so auffallend vor, daß ich sie dem Königsberger Kuratorium nicht zuschrieb, das mir gewogen war, sondern dem Minister. Ich hatte mit dem Minister unmittelbar wegen der oben erwähnten Maßregeln verhandelt, von seiner Verfügung soll, wie man mir später sagte, keine vollständige Abschrift nach Königsberg gekommen sein. Das mag sein, aber man hatte schon einige Male gezahlt. Wie war denn das zugegangen? Völlig irrig ist es aber, daß ich aus diesem Grunde Königsberg verlassen habe. Ich sehnte mich allerdings wegen meines Gesundheitszustandes nach einer Veränderung, hatte aber auch dazu eine sehr unerwartete und schmerzliche Veranlassung.

Mein älterer Bruder Ludwig, der finderlos war, wünschte einen meiner Söhne an Kindes Statt anzunehmen und kündigte mir seinen Besuch zu Weihnachten 1833 an, um die Auswahl zu

treffen. Er kam aber nicht an; dagegen erfuhr ich, daß er nach getroffenen Vorbereitungen zur Reise erkrankt und gestorben war. Er hatte das väterliche Landgut besessen. Meine Geschwister bezeugten den Wunsch, daß ich es übernehme, damit es künftig auf einen meiner Söhne übergehen könne und so die Absicht des verstorbenen Bruders auf einem Umwege erfüllt werde, das Gut der Familie zu erhalten, indem mein jüngerer Bruder, bis dahin im Militärdienst stehend, unverheiratet war, und da er an der Sicht litt, es wahrscheinlich bleiben würde. Ich sagte einen Besuch in Reval für die Frühlingsferien zu, um die Verhältnisse näher anzusehen, und lud meinen jüngeren Bruder ein, auch dort zu erscheinen. Da dort mein Bruder bestimmt erklärte, er gedenke zwar seinen Abschied aus dem Kriegsdienste zu nehmen, werde aber nicht heiraten, da ich ihn übrigens mit so geschwollenen Füßen fand, daß er nur liegen konnte, so schien eine Übernahme von seiner Seite gewagt, und ich erklärte mich dazu bereit. Auf dem Gute ruhte eine bedeutende Schuldenlast, wozu die Anteile meiner Geschwister gehörten, und wenn sämtliche Zinsen nicht pünktlich bezahlt würden, stand es in Gefahr, sub hasta verkauft zu werden. Obgleich mein in dem Gute ruhender Anteil ein sehr geringer war und weniger als 3000 Rubel betrug, so schien es mir doch ein entschiedener Vorteil, für einen meiner Söhne einen Ansiedlungspunkt zu wissen, was mir um so wichtiger war, da ich bisher zu wenig für deren Zukunft geforgt hatte. Aber von Königsberg aus das Eigentumsrecht auszuüben, war kaum rätlich, und mich ganz zum Bewirtschafter zu machen, noch viel weniger. So entschloß ich mich anzufragen, ob ich wieder in die Akademie zu St. Petersburg zurückkehren könne. Da ich die bereitwilligste Antwort erhielt, so war mein Schicksal entschieden.

Mir scheint, diese Verhältnisse, mit denen ich nie zurückgehalten habe, waren bestimmend genug. Hinzufügen will ich noch, daß die Reise auf russischen Telegen von Memel bis Reval, verbunden mit der unvermeidlichen sparsamen Diät, meinen Digestionsapparat so gut als möglich in Ordnung brachte und mir die Überzeugung, daß ich mehr Bewegung haben müsse, nicht bloß ad oculos demonstrierte, sondern in alle Glieder rüttelte.

Ubrigens hatte sich in Königsberg noch ein Verhältnis zu entwickeln angefangen, das mir nicht zusagte, eine politische Spannung innerhalb der gebildeten Klassen. In den ersten Jahren meines Aufenthaltes daselbst, bald nach dem großen Kriege, herrschte dort eine große Übereinstimmung der poli-

tischen Anschauungen, und diese war patriotisch, konservativ und der Regierung zugetan, besonders dem königlichen Hause. So war denn auch, als nach der Vertreibung der Bourbons im Jahre 1830 eine lebhaftere Aufregung in vielen deutschen Ländern sich zeigte, in Königsberg gar keine Bewegung zu bemerken, nicht einmal in der leicht beweglichen Welt der Studierenden. Das Ministerium sah sich veranlaßt, ein besonderes Belobungsschreiben darüber zu erlassen, daß allein auf der Universität Königsberg gar keine Spur von revolutionären Tendenzen zu bemerken gewesen sei. Möge nun grade diese Belobung die der Absicht entgegengesetzte Wirkung gehabt haben, was wohl vorkommt, oder möge die dreiste Sprache, die sich auch die konservativsten Männer in der Cholerazeit erlaubten, um die Regierung bald von dem Sperrsysteme abzubringen, die man ganz ungewohnt war, zu viel Anklang gefunden haben, man fuhr häufig in diesem Tone fort, nachdem die Veranlassung dazu aufgehört hatte. Unzufriedene, deren es auch früher gegeben haben wird, die aber nicht gewagt hatten, öffentlich hervorzutreten, wurden jetzt laut. Noch ehe ich Königsberg verließ, theilte sich die Gesellschaft in Fortschrittsmänner und Konservative. Auch früher hatte man alle öffentlichen Verhältnisse ohne Rückhalt besprochen, jetzt aber wurden die Besprechungen leidenschaftlich, und die Parteilichkeit zeigte sich besonders darin, daß die Mitglieder der einen Partei die Glieder der andern nicht etwa für beschränkt, sondern für schlecht erklärten. Diese Aufregung muß nach meinem Abgange immer mehr zugenommen haben, wenigstens wurde sie immer öffentlicher. Bekanntlich war die Königsberger Zeitung, früher die zahmste unter den zahmen, vor dem Jahre 1848 die lauteste unter den lauten geworden. Es war, als ob sie sich geschämt hätte, im Jahre 1830 zu servil gewesen zu sein.

Ich kehre zu meiner Persönlichkeit zurück, von der ich in bezug auf diese Bewegungen nur sagen kann, daß die gegenseitige Anfeindung der werdenden Parteien mir sehr unbehaglich war. Kann man denn nicht verschiedener Meinung sein, ohne sich gegenseitig zu hassen und zu verachten?

Nach Königsberg zurückgekehrt, war ich bemüht, summarisch die Resultate von den bisherigen Untersuchungen über die Ausbildung der verschiedenen Säugetiereier mit Beiseitelegung der vielen einzelnen Abbildungen zusammenzustellen, wobei ich auch die andern Klassen der Wirbeltiere heranzog, um noch einmal das allgemein Typische im Bau und der Entwicklung

derselben gedrängter und, wie ich glaubte, deutlicher, als bisher geschehen war, mit Hilfe einiger Holzschnitte anschaulich zu machen. Bevor diese Arbeit, die bestimmt war, den zweiten Band des Werkes „Über Entwicklungsgeschichte der Tiere, Beobachtung und Reflexion“, zu bilden, beendet werden konnte, war es bekannt geworden, daß ich neuerdings beabsichtigte, Königsberg zu verlassen. Das preussische Ministerium bot mir nun eine Professur in Halle an. Ich mußte dankend ablehnen. Da ich selbst das neue Engagement in St. Petersburg eingeleitet hatte, fand ich unmöglich, es von meiner Seite wieder aufzuheben. Dagegen reichte ich ein Gesuch um meinen Abschied ein. Mit dem Schlusse des Sommersemesters gab ich das zoologische Museum und die anatomische Anstalt ab. Meine zu sehr angewachsene Bibliothek und andere Besitztümer mußten verpackt werden, und wir reisten endlich im Spätherbste ab. Wir hatten zwar schlechte Wege zu erdulden, da wir aber weder von Bären, noch von Räubern überfallen wurden, fand meine Frau doch allmählich das Land besser, als sein Ruf ging. Es war aber nicht mehr möglich, die Bibliothek in diesem Jahre zu Wasser zu transportieren. Ich erhielt sie erst spät im folgenden durch gütige Vermittlung des Admirals Ricord. Das Auspacken derselben konnte erst im Winter 1835/1836 vorgenommen werden. Eine Folge dieser Verzögerung war, daß ich meine Absicht, den letzten für jenen Band bestimmten Abschnitt, den Bericht über meine Untersuchungen der Früchte des Menschen, den ich mit der Vergleichung verwandter Beobachtungen von andern bald nach der Ankunft in St. Petersburg auszuarbeiten gedachte, nicht ausführen konnte, denn ich fand hier fast keine von den einschlagenden Schriften vor. Meine eigene Bibliothek war mir unentbehrlich. — Hiervon war wieder die Folge, daß die Verleger, die Gebrüder Bornträger in Königsberg, auf das äußerste ungeduldig geworden, das bei ihnen zurückgelassene Manuskript im Jahre 1836 drucken ließen und herausgaben, mit einer Anzeige, daß nichts mehr zu erhalten sei.

15. Reisen.

Ich habe mich viel in Rußland bewegt, was teils Folge der gewonnenen Erkenntnis war, daß die völlig sitzende Lebensart, die ich in den letzten Jahren in Königsberg geführt hatte, meine Gesundheit gänzlich untergrub, teils aber auch Folge

des innigen Wunsches, meinem Vaterlande nützlich zu werden. So viel mir erinnerlich, habe ich in jedem Jahre wenigstens einen Monat — während der akademischen Ferien — auf Reisen zugebracht, wozu schon in den ersten Jahren der Besuch des Landgutes (zirka 350 Werst von hier), das mein jüngerer Bruder Andreas bewirtschaftete, Veranlassung gab. Andere wurden in naturhistorischem Interesse oder in amtlichen Aufträgen unternommen. Auch hat sich mein Gesundheitszustand entschieden gebessert. Obgleich ich die Beihilfe der Rad. Rhei in der ganzen Zeit nicht habe entbehren können, ist doch jeder Verdacht einer organischen Verbildung in dem Verdauungsapparate, mit dem ich in Königsberg in der letzten Zeit mich quälte, vollständig gewichen. — Überblicke ich jetzt den zurückgelegten Lebenslauf, so möchte ich glauben, daß ich intensiver am Ausbau der Wissenschaften gewirkt hätte, wenn ich in Königsberg geblieben wäre, da ich mich mitten unter den Ringenden fühlte, allein ich kann nicht zweifeln, daß ich früher ins Invalidenkorps mich versetzt hätte, wenn nicht weiter.

Die erste größere Reise, die ich unternahm, war die nach Nowaja Semlja im Jahre 1837. Ziwolka, ein Offizier vom Steuermanns-Korps, von vielfachen wissenschaftlichen Interessen, der schon zwei Expeditionen nach Nowaja Semlja unter Pachtussow gemacht hatte, brachte mir nicht nur meteorologische Beobachtungen, die während dieser Expeditionen gemacht waren und deren Resultate ich publiziert habe (Schriften, III, c, 8—11), sondern erzählte mir auch sehr viel von dieser Insel, für welche er eine große Vorliebe gefaßt hatte. Er mehrte noch mein Interesse, das schon durch die Temperaturverhältnisse geweckt war. Ich wollte doch sehen, was mit so geringen Mitteln die Natur an Lebensprozessen produzieren könne, und trug bei der Akademie darauf an, mich auf ihre Kosten dahin zu versenden. Wäre ich weniger eifrig gewesen, so hätte ich die Reise erst im nächsten Jahre unternehmen sollen. So aber reiste ich nach kaum erhaltener Bewilligung der Reisemittel ab und ging nach Archangelsk und von dort mit einem Wallroßfänger nach Nowaja Semlja. Herr Lehmann, ein junger Naturforscher aus Dorpat, der später Buchara besucht hat, begleitete mich. Kurze Berichte über diese Reise sind im Bulletin der Akademie gegeben (Schriften, III, c, 14—20). Noch jetzt gehört die Erinnerung an den großartigen Anblick des Wechsels der dunklen Gebirge mit den mächtigen Schneemassen und der farbenreichen, überaus kurzen und fast sämtlich in Miniatur-Rasen gesammelten Blumen

der Ufersäume, der in der Erde kriechenden, nur mit den letzten Schüssen aus den Spalten vorragenden Weiden, zu den lebhaftesten Bildern meines Gedächtnisses. Zu den schönsten, möchte ich sagen, gehören die Eindrücke der feierlichen Stille, welche auf dem Lande herrscht, wenn die Luft ruht und die Sonne heiter scheint, sei es am Mittage oder um Mitternacht. Weder ein schwirrendes Insekt, noch die Bewegung eines Grashalmes oder Gesträuches unterbricht diese Stille, denn alle Vegetation ist nur am Boden. Leider war ich aber dadurch, daß ich mit einem Wallroßfänger nur mitgefahren war, der das Recht behielt, seinen Erwerb zu suchen, vielfach gebunden und konnte nur vier Örtlichkeiten am Westufer und eine am Karischen Meere besuchen. Ich sehnte mich daher, da wir nur sechs Wochen in Nowaja Semlja verweilen konnten, bevor der Winter wieder eintrat, lebhaft wieder nach einer zweiten Reise.

Wirklich unternahm ich im Jahre 1840 eine zweite in den Norden, auf welcher mich Herr von Middendorff und Herr Pankewitsch begleiteten. Dieses Mal sollte der Wallroßfänger keine Fischerei treiben, sondern ganz zu unserer Disposition stehen. Es sollte aber auch die Ost- und Nordküste des russischen Lapplands besucht werden, da man auf Nowaja Semlja selten vor der Mitte des Juli landen kann. Wir besuchten auch viele Punkte in Lappland. Da aber die Lodjen der Russen des Eismeeres, mit einem einzigen großen Segel versehen, nur bei vollem oder fast vollem Winde gut segeln, wollte ich günstigen Wind abwarten, unterdessen aber so viele Fischereistationen besuchen als möglich. Der Wind war uns aber auf dieser Fahrt sehr ungünstig, denn erst am 6. August nahm er eine westliche Richtung an, nachdem er, mit Ausnahme der ersten Zeit, östlich in verschiedenen Windstrichen gewesen war. Nun sollte also nach Nowaja Semlja abgefahren werden. Wir waren aber schon sehr weit nach Westen vorgerückt, und da wir wenigstens 8 bis 9 Tage für die Fahrt nach Nowaja Semlja gebraucht hätten, also erst nach der Mitte des August ankommen konnten, Nowaja Semlja aber spätestens mit dem Schlusse des August alt. St. verlassen werden muß, wenn man nicht Gefahr laufen will, vom Eise abgesperrt zu werden, widersetzte sich die Mannschaft sehr entschieden, weil man für einen Winteraufenthalt gar nicht eingerichtet war. Die äußere Widersetzlichkeit wurde zwar überwunden, da wir erklärten, daß wir auch nicht zur Überwinterung in Nowaja Semlja eingerichtet wären, allein es wurde nun auch von unserer Seite der Besuch dieser Insel aufgegeben,

da wir im günstigsten Falle nur sehr kurze Zeit dort hätten zubringen können, im ungünstigsten aber die ganze verfügbare Zeit mit der Fahrt auf dem Eismeer hätten zubringen müssen. Es schien jetzt vorteilhafter, die Fahrt bis zum Nordkap fortzusetzen und auf der Rückreise noch einige Punkte aufzusuchen. Herr von Middendorff machte von Kola aus die Reise durch Lappland nach dem Kandalakschen Busen, abwechselnd zu Fuße und im Boote, und fand dabei, daß unsere bisherigen Karten in bezug auf diese Gegend ganz irrig waren und daß sie dem Kolaflusse eine ganz falsche Richtung anwiesen. Ich kehrte auf dem Seewege zurück.

Zwischen diesen beiden Reisen von 1837 und 1840 hatte ich aus eigenem Interesse und auf eigene Kosten eine Fahrt durch das südliche Finnland bis Helsingfors gemacht, auf welcher die Schrammen und Abschleifungen der dortigen Felsen fast gewaltsam meine Aufmerksamkeit fesselten. Ich sah bei ganz tiefem Stande der Sonne, vom Postwagen herab, eine flache und niedrige Felskuppe, dunkel gestreift wie eine Zebrahaut. Bei näherer Betrachtung, nachdem ich vom Wagen gestiegen war, fand es sich, daß parallele Ausschleifungen einige Zoll breit über den Fels verliefen, die jetzt gerade im Schatten lagen und mit den beleuchteten Kämmen wechselten. Außer den vielbesprochenen feinen Schrammen zeigen die Oberflächen der Felsen in Finnland nämlich nicht nur tiefer eingegrabene Furchen, sondern auch viel flachere Ausschleifungen von 3" bis mehr als 1 Fuß Breite, die selbst wieder geschrammt zu sein pflegen. Sie sind bei höherem Stande der Sonne schwer kenntlich, wenn man nicht einen graden Stoß in rechtem Winkel gegen die Richtung der Schrammen auf die Oberfläche der Felsen legt. Sie schienen mir am deutlichsten auf den Gipfeln flacher Felsrücken, zuweilen auch auf schärferen Kämmen, wie ich später in Hochland sah. In Helsingfors angekommen, hatte der verdiente Mineralog Nordenskiöld die Güte, mir die große Mannigfaltigkeit der in der Umgegend dieser Stadt vorkommenden Spuren jener alten Diluvialbewegungen zu zeigen.

Mein Interesse für diesen Gegenstand war dadurch für immer geweckt, und da es mir schwer wurde, mich in die von Agassiz kühn und geistreich entwickelte Erklärung durch Gletscher einer ehemaligen Eiszeit zu finden, habe ich Finnland noch mehrmals besucht, zuvörderst aber nach dieser Reise von 1838 im Jahre 1839 eine andere auf die Inseln des Finnischen Meerbusens unternommen, um mir eine Ansicht von der Häufigkeit der durch

Schwimmeis auch in jetziger Zeit umhergetragenen Felsblöcke zu verschaffen. Obgleich ich von manchem in neuerer Zeit angekommenen ansehnlichen Blocke Nachricht erhielt und der Transport von kleineren sich als sehr häufig erwies, so daß einzelne Inseln im Laufe eines Jahrhunderts dadurch ganz auffallend wuchsen, drängten doch die ansehnlichen und zahlreichen Haufen von großen Blöcken, die man im Meere selbst aufgeschichtet findet, mehr zu der Annahme der Gletscher. Aber diese Beobachtungen habe ich viel später einiges mitgeteilt. Aber auch abgesehen von den wandernden Steinblöcken gewähren diese wenig bekannten und fast gar nicht besuchten Inseln ein mannigfaches Interesse. Die Porphyry-Insel Hochland ist ein schönes Miniaturbild eines Gebirges, wo man durch den mäßigen Spaziergang eines Vormittages pittoreske Felswände und abgestürzte Felsblöcke, Durchbrüche usw. erreichen kann. Die andern Inseln sind flacher, aber durch die patriarchalischen Sitten der Einwohner auch anziehend.

Die ersten Reisen durch das südliche Finnland und auf die Inseln hatten mein Interesse so geweckt, daß später noch andere folgten. Einmal hatte Professor Nordenskiöld die Güte, mir seine belehrende Begleitung zu schenken, in der ich bis Jussari fuhr und die alten Marken des Seeniveaus an der Küste sah. Ein anderes Mal suchte ich den mehr im Osten liegenden Suwandosee auf, der im Jahre 1818 sein Niveau erniedrigt und seinen Umfang bedeutend verringert hatte, indem er gegen den Ladogasee durchbrach, mit dem er noch jetzt in Verbindung steht, wogegen er vom Wuoyen jetzt abgetrennt ist, mit dem er bis zu jenem Ereignisse in Verbindung gestanden hatte.

Im Jahre 1845 machte ich eine Reise an das Adriatische Meer, wo ich zuerst in Triest die Mannigfaltigkeit der Tierwelt in einem südlichen Meere beobachten konnte, für die Entwicklungsgeschichte aber, die ich besonders im Auge hatte, im Sommer sehr wenig Stoff fand, der erst im Herbst sich zeigte und mich besonders in den Befruchtungsversuchen mit Ascidien¹⁾ und Seeigeln anzog. Die letztern bewogen mich, im folgenden Jahre nochmals Genua und Triest aufzusuchen.

Im Januar 1851 erklärte der damalige Minister der Reichsdomänen, Graf Kisselew, daß er mit Allerhöchster Bewilligung

¹⁾ Die Seescheiden oder Ascidien (Ascidion bedeutet griechisch: ein kleiner Schlauch oder Sack), eine Ordnung der Manteltiere, haben in der Entwicklung mancherlei Gemeinsames mit den Wirbeltieren; es ist daher auch eine enge Verwandtschaft zwischen ihnen vorhanden.

eine wissenschaftliche Expedition unter der Leitung eines Naturforschers zur Untersuchung der Fischerei im Peipussee und in dem Baltischen Meere auszurüsten gedenke. Den Naturforscher sollte der Minister des Unterrichtes bestimmen. Als diese Mitteilung an die Akademie der Wissenschaften kam, erbot ich mich zur Übernahme des Auftrages, da es mich interessierte, eine Anwendung der Naturwissenschaft auf das praktische Leben zu verfolgen. Es meldete sich noch ein Kollege, der Minister erwählte mich.

Ich entwarf nun einen näheren Plan, der wesentlich darin bestand, in den verschiedenen Jahreszeiten den Peipussee zu besuchen, außerdem aber die ganze Seeküste, von Narwa anfangend, bis nach Riga zu bereisen. Da die Fischerei in einem geschlossenen See immer mehr der polizeilichen Regelung bedarf als im Meere, so konnte die Zeit des Frühlings, die für die Fischerei in unseren Breiten durchaus die wichtigste ist, nur dem Peipus gewidmet werden; die Fahrt längs der Seeküste mußte auf den Sommer verlegt werden und wurde mehr als eine Inspektionsreise betrachtet, um über den Ertrag der Fischerei und die günstigsten Punkte uns zu unterrichten. Außer mir war ein Beamter des Domänenministeriums, Herr Schulz, und aus jedem der drei Gouvernements von St. Petersburg, Pskow und Livland ein jüngerer Beamter der Expedition beigegeben. Wir machten gemeinschaftlich vier verschiedene Expeditionen an den Peipus in den verschiedenen Jahreszeiten, wobei der ganze Umfang des Sees befahren, die Fischerdörfer aufgesucht und auch die Inseln Talapsk und Porka besucht wurden. Die Seeküste besuchte ich mit Herrn Schulz allein, so daß dieser von Riga an der Küste nach Norden fuhr und ich von der Mündung der Luga über Narwa, die Güter an der Küste, Reval, Baltischport, Hapsal, die Insel Dagden und die Güter an der Einwieß ihm nach Pernau entgegenkam und über Fellin, Dorpat und Narwa zurückkehrte.

Die Berichte über diese Fahrten und deren Ergebnisse, sowie die Vorschläge zur Regelung des Fischfanges im Peipussee, finden sich abgedruckt im ersten Teile des vom Ministerium der Reichsdomänen herausgegebenen Werkes: *Исслѣдованія о состояніи рыболовства Россіи, С.-Петербургъ, 1860, 4.*

Nach Beendigung dieser Untersuchungen las ich in einer Zeitschrift, daß man schon seit ein oder zwei Jahren in Schweden damit beschäftigt sei, eine neue Fischereiordnung auszuarbeiten. Ob sie schon erschienen sei, war aber nirgends zu erfahren. Ich

war auf dieses Reglement sehr gespannt, weil in Schweden die Fischerei und die Fische, namentlich die Zeit des Laichens usw., schon über ein Jahrhundert hindurch Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen gewesen war, die Gesetzgebung also diese Beobachtungen benutzen und spezieller sein konnte als gewöhnlich. Ferner ließ sich erwarten, daß die schwedischen Erfahrungen für das nördliche Rußland unmittelbare Anwendung finden würden. Insbesondere hoffte ich aber, daß man in Schweden durch die Erfahrung und vieljährige Beachtung zur Regelung des Fanges kleiner Fische für den Köder gelangt sein würde. Zum Köder wählt man nämlich für die Fischerei im süßen Wasser gewöhnlich kleine Fische von geringem Werte und gebraucht dazu Netze mit sehr engen Maschen. Wie macht man es aber, daß diese engmaschigen Netze nicht zum fange der Brut wertvoller Fische, die größer werden sollen, mißbraucht werden? Den Mißbrauch der Brutfischerei fand ich im nördlichen Rußland tief eingewurzelt, und ich habe jetzt erfahren, daß schon im Jahre 1724 der verständige Bauer Iwan Possoschkow sich über diese verderbliche Sitte als ein eingewurzelttes Ubel beschwert. Von Gesetzen, welche den fang der Köderfische beschränken und ordnen, hatte ich nur einige lokale Anordnungen im Deutschen Reiche kennen gelernt, gar keine allgemeinen. Ich trug daher beim Ministerium der Reichsdomänen darauf an, mich mit Herrn Schulz nach Schweden zu entsenden, um den Stand der dortigen Fischereigesetzgebung kennen zu lernen und überhaupt die Fischerei in Schweden mit der im nördlichen Rußland und insbesondere in den Ostseeprovinzen vergleichen zu können.

Diese Proposition wurde angenommen, doch kamen wir etwas spät zur Abreise. Wir gingen mit dem Dampfschiffe, das an mehreren Orten der Südküste Finnlands anlegt, und erhielten dadurch Gelegenheit, einige Nachrichten über die dortige Fischerei einzuziehen. Wir gingen dann über die Ålandsinseln nach Stockholm. Hier war das Fischereireglement vor kurzem erschienen. Es entsprach meinen Erwartungen aber nicht ganz, da es nur sehr allgemein gehalten ist. Indessen enthält es einige wichtige Anordnungen über das Recht der Fischerei, die man nach meiner Meinung für Rußland hätte annehmen sollen. Belehrender war es für mich, hier mit Naturforschern, welche amtliche Untersuchungen über die Fischerei angestellt hatten, bekannt zu werden. Nicht weniger belehrend für die Kenntnis der Seefischerei im großen war die Fortsetzung der Reise nach Gotenburg, von da nach Marstrand und zu dem Pastor Ekström auf der Insel Tschörn,

der als Schriftsteller über Fische und Fischerei sehr geachtet ist. Leider konnte ich mich mit diesem Manne selbst nicht verständigen, da ich des Schwedischen nicht kundig bin und alle Sprachen, die ich versuchte, hier nicht anschlugen, auch die lateinische nicht. Es ist doch zu bedauern, daß diese Sprache, sonst die allgemeine der schreibenden Welt, ihre Herrschaft immer mehr einbüßt. Ich expedierte von der Nordsee aus Herrn Schulz grade nach Hause, um einen von mir vorgeschlagenen Versuch, Lachse und ähnliche Fische von Narwa aus in den Peipus zu versetzen, in Ausführung zu bringen, da die dazu bestimmte Zeit heranrückte. Selbst aber fuhr ich zur See nach Landskrona, von dort zu Lande nach Lund, wo ich aber leider den Professor Nilsson, von dem ich viele Belehrung hoffte, nicht vorfand. In Åhus schiffte ich mich wieder nach Stockholm ein, von wo ich nach den Mandsinseln fuhr, um über den Fischfang daselbst Nachrichten einzuziehen. Nach einigen Tagen Aufenthalt kehrte ich von dort auf der früheren Dampfbootlinie nach Helsingfors zurück, wo aber die Dampfboots-Gesellschaft uns bei der vorgerückten Jahreszeit und der völligen Dunkelheit der Nacht weiter zu befördern sich weigerte. Glücklicherweise kam ein alter schwedischer Kapitän an, der sich erbot, auf Kosten der Kompagnie uns grade nach St. Petersburg zu bringen, was er bei fürchterlichem Sturm und Unwetter auch glücklich ausführte.

Es wurden diese Unternehmungen von dem Ministerium der Reichsdomänen nur als Vorbereitungen zu der Untersuchung der großen und in staatswirtschaftlicher Hinsicht wichtigen Fischereien im Kaspischen Meere betrachtet. Seit langer Zeit beschwerte man sich über den Verfall derselben; es waren auch mehrmals Untersuchungen angestellt, welche viele Mißbräuche aufdeckten. So wie aber Verfügungen getroffen waren, wurden gegen dieselben die lebhaftesten Gegenvorstellungen erhoben, und wenig oder gar nichts wurde ausgeführt. Es kann hier nicht auseinandergesetzt werden, wie verwickelt die Verhältnisse dadurch geworden waren, daß hier einige Große heimlich Besitzer geworden waren, andere ausgedehnte Fischereien von der Regierung geschenkt erhalten hatten, dann aber vom Kaiser Alexander im Jahre 1802 erklärt war, die Seefischerei könne nicht Eigentum eines einzelnen sein, sondern müsse allen Staatsbürgern zur Benutzung offen stehen, und endlich, daß von dieser Kaiserlichen Verfügung noch gar nichts zur praktischen Ausführung gekommen war. Es galt also von der Kaspischen Fischerei

ein vollständiges Bild zu gewinnen, die Klagen über den Verfall zu untersuchen und Schonungsmaßregeln vorzuschlagen.

Ich darf es wohl als eine Billigung der vorangegangenen Untersuchungen betrachten, daß man mir auch diese Expedition übertrug und mir auch die Ausarbeitung des Planes überließ. Es mußte notwendig auf mehrere Jahre ausgedehnt werden, um die wichtigsten Fischereien mehrmals und alle vorzüglichsten Punkte im Umfange des Kaspischen Meeres zu besuchen. Es wurden drei Jahre dazu bestimmt, und auch diese Zeit fand sich zu kurz, um die naturhistorischen Verhältnisse in den ausgedehnten Regionen, welche die kaspischen Zuflüsse durchströmen, und das Meer selbst in seinen verschiedenen Bezirken kennen zu lernen. Auch dehnte sich die Unternehmung auf fast vier Jahre aus. Astrachan sollte als das Hauptquartier angesehen werden. Ich selbst aber kam dreimal im Winter nach St. Petersburg, um zu sehen, wie es meiner Familie ging. — Zu Reisebegleitern und Gehilfen gab man mir Herrn Schulz, der mit mir die Fischerei im Peipus und im Baltischen Meere untersucht hatte, Herrn Danilewski, einen Naturforscher, der auch später mit Herrn Schulz die Untersuchungen über die Fischereien fortgesetzt hat. Er hat schon über die Fischerei an der Petschora und im Eismeere drei Bände herausgegeben und ist jetzt damit beschäftigt, die Fischereien im Asowschen und im Schwarzen Meere zu untersuchen, ferner Herrn Semenow, der später durch Herrn Weidemann ersetzt wurde, und einen Zeichner, der zugleich Präparant war, Herrn Nikitin. Ich kann nur über das Historische dieser Reise hier berichten.

Die erste Reise war vorzüglich bestimmt, die Wolga und die Fischerei in derselben bis ans Meer kennen zu lernen. Sie konnte erst im Juni 1853 begonnen werden. Ich expedierte zuvörderst Herrn Schulz nach Ostaschkow am Seliger See, aus welchem einer der obersten Zuflüsse der Wolga entspringt, um nachzusehen, ob noch von dem Laichen der Fische etwas zu beobachten sei. Da dieses aber vorüber war, reiste ich selbst auf der Eisenbahn nach Moskau, von dort nach kurzer Vorbereitung nach Nishnij-Nowgorod, wo ich mit Herrn Schulz und Nikitin wieder zusammentraf. Wir mieteten hier ein für das Kaspische Meer erbautes Seebot und fuhren auf demselben langsam die Wolga hinab, öfter die Uferdörfer besuchend und nicht wenig geplagt von Mücken und den noch viel zahlreicheren kleinen Zweiflüglern, die man Moschki nennt. Bald aber erkrankte unser Bootführer an der Cholera, und er starb, als wir Kasan erreichten. Wir

nahmen kein neues Boot, da ohnehin die Fahrt zu Wasser, allein auf die Strömung der Wolga begründet, ungemein langsam weiterführte, sondern fuhren zu Lande, doch die Wolga mehrmals kreuzend. So gingen wir zuerst am linken Ufer an die Kama, nach dem alten Wolgary, wo wir von dessen berühmten und oft beschriebenen Ruinen den mächtigsten Turm bereits eingestürzt fanden, setzten dann über nach dem rechten Ufer bei Tetsusch, von wo aus wir längs dieses Ufers nach dem malerisch gelegenen, jetzt leider abgebrannten Simbirsk kamen und uns von dort nach Ussolje auf den Schigulinskischen Bergen wendeten, dann längs dieser Berge bis an den großen Bogen, den die Wolga hier bildet, und über den Fluß nach Samara, wo wir Herrn Danilewski vorfanden. Von Samara durch die fruchtbare, von Nordwinen bewohnte Grassteppe, welche ohne Zweifel den Nordrand des ehemaligen Kaspischen Beckens bildete und durch das üppige Gedeihen der Gräser den Beweis liefert, daß auch damals am Nordrande dieses Wasserbeckens das Wasser ganz oder fast ganz ohne Salzgehalt war, wie es auch im jetzigen Becken ziemlich weithin von der Wolgamündung völlig trinkbar ist. Bei Chwalynsk setzten wir wieder auf das rechte oder Bergufer der Wolga über und folgten demselben bis Saratow, wobei wir einen Teil der deutschen Kolonien dieses Gouvernements zu sehen Gelegenheit hatten. Bei Kamyschin sahen wir die beiden großen Gräben, welche die Bestimmung hatten, die Jawla, einen Zufluß des Don, vermittelst der Kamyschenka mit der Wolga zu verbinden, und von denen der eine durch die Türken im 16. Jahrhundert, der andere aber am Schlusse des 17. unter Peter dem Großen angelegt waren. Beide sind nicht beendet und scheinen ohne die nötige Umsicht angelegt. Jedenfalls hätten sie viel weiter geführt werden müssen als bis zum Anfange der Kamyschenka, denn diese ist jetzt im Sommer so wasserarm, daß sie auch kleine Boote nicht tragen kann. In Kamyschin teilte sich die Expedition. Ein Teil fuhr die Wolga hinab nach Tschernoi Jar. Ein anderer, an dem ich teilnahm, fuhr über die Wolga durch die öde Salzsteppe nach dem Salzsee Elton, wo wir der Salzgewinnung bewohnten und gegen 17 Millionen Pud Salz in Form von langgezogenen Dächern aufgehäuft fanden. Von da gingen wir nach dem großen Bogdo-Berge und seinem Salzsee Beskuntschatsk, der im Sommer eigentlich eine Mulde festen Salzes bildet, welches jetzt nicht ausgebeutet, sondern für künftige Jahrtausende aufbewahrt wird. Ungeachtet der Dürre der ganzen Gegend und des salzhaltigen Bodens, der durch die eigentümliche, fast blattlose

form der Pflanzen und das mangelnde Grün der Vegetation einen mächtigen Eindruck auf den Reisenden macht, hat man in tiefen Brunnen trinkbares Wasser genug gefunden, um 10 000 Ochsen, die den ganzen Sommer hindurch den Weg von Kamytschin nach dem Eltonsee und zurück machen, zu tränken. Als wir, vom Bogdo nach Tschernoi Jar fahrend, über die Wolgainseln kamen, mußten wir durch einen Zug Wanderheuschrecken, der grade diese begrünten Inseln entlang zog. Alle Wolgainseln sind ohne Salzgehalt, bewaldet und mit einem Grasteppich bekleidet. Das hohe Ufer bei Tschernoi Jar, in seinem obern Teile fast senkrecht abgerissen, zeigt in einer sehr deutlichen Schicht kaspischer Muscheln von fast drei Zoll Mächtigkeit so bestimmt den ehemaligen Boden dieses Meeres an, daß darüber gar kein Zweifel sein kann. Von Tschernoi Jar ging wieder die ganze Gesellschaft auf zwei Booten den Fluß hinab und besuchte einige der an demselben angelegten großen Fischereianlagen, Watagen genannt. Zahlreiche Kormorane und bald auch Pelikane, sowie die reichliche Ausbeute der Fischereien, verkündeten die Nähe des Meeres. Von Jarizyn an, wo die Wolga sich nach SO wendet, kann man die große Fischerei rechnen. Am 12. August kamen wir nach Astrachan und fanden im Hause des Herrn Saposhnikow gastliche Aufnahme. Nachdem wir uns dort vollkommen orientiert und eingerichtet hatten, wurden einige der großen Watagen an den Wolgaarmen unterhalb Astrachan besucht und die Mündung der Wolga erreicht, auch ein kleines Wasserbecken aufgefunden, in welchem noch das prachtvolle *Nelumbium speciosum*¹⁾ sich erhalten hat, das früher im Wolgadelta weiter verbreitet gewesen sein soll, aber weil die Asiaten die Nüsse und selbst die Wurzeln, wie behauptet wird, verzehren, vielleicht bald hier ganz ausgerottet sein wird. Ohnehin füllt sich das Sumpfbecken, in welchem diese Pflanze sich noch erhalten hat, immer mehr mit Schlamm, und es ist schon jetzt im Sommer nur schwer zugänglich. Zuletzt wurde im Spätherbst noch eine Fahrt nach der an der Ostküste und auf der Halbinsel Mangischlak gelegenen kleinen Festung Nowo-Petrowsk gemacht, wo wir, von dem Kommandanten dieser Festung auf das lebenswürdigste aufgenommen, längere Zeit verweilten, weil mein rechter Fuß, der zuerst auf einer der Peipuserpeditionen sich entzündet hatte, hier wiederum eine längere anhaltende Entzündung erlitt. Nach vierwöchent-

¹⁾ Prachtige, der Seerose ähnliche Wasserpflanze, deren Wurzel und Samen geessen werden.

licher Abwesenheit zurückgekehrt, wurden noch einige Watagen besucht, bis die Wolga sich mit Eis bedeckte. Nachdem der Winter sich völlig eingestellt hatte, unternahm ich allein die nicht behagliche Winterreise nach St. Petersburg, weil es mir notwendig schien, dem Minister die Frage vorzulegen, ob die Regierung geneigt sei zu der uns gemachten Proposition, alle Fischereibesitzer am Kaspischen Meere in eine Kompagnieschaft zu verbinden. Es leuchtete ein, daß durch eine solche Einrichtung die gewünschte Schonung, für welche die Regierung schon viele Opfer gebracht hatte, am erfolgreichsten sich einführen lasse, daß aber die andere Klage, die Fischereiprodukte des Kaspischen Meeres seien durch die geringe Zahl der zur Fischerei Berechtigten unmäßig verteuert, durch eine solche Einrichtung noch mehr Nahrung finden würde. Man klagte allgemein in St. Petersburg, daß diese Fischereiprodukte durch das Monopol weniger Besitzer verteuert würden. Ich hielt zwar nach dem Besuche des Kaspischen Meeres diese Klage für ganz unbegründet, da ich mich überzeugt hatte, daß die einzelnen Besitzer recht gern sich unterbieten, um Absatz zu finden, daß aber der weite Weg, verbunden mit der Unsicherheit und der langen Dauer des Transports, den beliebten Kottfisch und besonders den Kaviar verteuern, alle andern Fische aber eben wegen dieses weiten und kostspieligen Transports höchstens bis Moskau und gar nicht nach St. Petersburg kommen können. Aber es war mir sehr verständlich, daß die Regierung wegen dieser herrschenden Meinung vom Monopolwesen auf die Frage von einer allgemeinen Kompagnie nicht eingehen wollte.

Nach wenigen Wochen Aufenthalt unternahm ich die zweite Reise auf dem gradesten Wege und erreichte die Wolga bei Zarizyn, besuchte Sarepta und sah auf der untern Wolga noch die Winterfischerei unter dem Eise. Nach dem Aufgange derselben wurden zuvörderst die Watagen an den Wolgaarmen unterhalb Astrachan mehrfach besucht. Im Mai machten wir alle eine Fahrt den Fluß aufwärts nach Sarepta, teils um den nördlich von Astrachan noch anhaltenden Fang der hiesigen Alosa¹⁾ für die Transfiederei zu sehen, teils um in Sarepta womöglich das Laichen der Störarten zu beobachten. Bei der starken Strömung, welche die angeschwollene Wolga um diese Zeit hat, mußten wir in

¹⁾ Alosa, Alse, Gattung aus der Ordnung der Edelfische und der Familie der Heringe, Fische mit seitlich zusammengedrücktem Leib, sägeförmig gezählter Bauchfante und sehr feinen, spitzigen Zähnen, die wie die großen Schuppen sehr leicht abfallen.

unfrem offenen Boote drei Wochen zubringen, da ich ein Dampfboot nicht erhalten konnte. In Sarepta war eine flachbodige Barke mit Öffnungen versehen, damit das Wasser durchstreichen könnte. In diese wurden Störe gesetzt, von denen ich hoffte, daß sie laichen würden. Da der Roggen sich noch unreif zeigte, machte ich mit Herrn Danilewski noch eine weitere Fahrt zu Lande die Wolga hinauf bis Kamyschin, um teils die Uferbildung des flusses, teils bei Kamyschin zwei merkwürdige isolierte Höhen, die aus einem quarzigen Gestein mit Blattabdrücken von Bäumen der Neuzeit bestehen, kennen zu lernen. Nach Sarepta zurückgekehrt, unternahmen wir außer unsern Versuchen mit den Stören noch eine Fahrt die Sarpa hinauf und auf die Ergenihügel. Die Sarpa wird auf unsern Karten noch immer wie ein sehr langer Fluß gezeichnet, der eine große Reihe von Seen, die am Fuße der Ergeniberge liegen, untereinander verbindet. Allein es sind jetzt nur noch die beiden nördlichsten Seen, die man wegen der geringen Tiefe besser Teiche nennen sollte, mit dem Ausflusse, den man mit dem Namen des Sarpaflusses bezeichnet, in Verbindung. Nur im Frühlinge kommt eine größere Zahl von diesen Teichen durch einen Wasserfaden unter sich in Verbindung, der eine ziemlich ansehnliche Spur im Boden hinterlassen hat. Die Sarpa, wenn sie ehemals die Länge gehabt haben sollte, welche ihr Pallas gibt, würde sehr bestimmt für die allmähliche Abnahme des Wassers in der Steppe sprechen. — Auf der Rückreise nach Astrachan besuchten wir den kalmückischen Tempel und Gottesdienst bei den Fürsten Tjumen und kamen erst mit dem Beginne des August nach Astrachan. Da ich wegen meines kranken Fußes im vorigen Jahre unsern Aufenthalt in der Festung Nowo-Petrowsk nicht hatte benutzen können, fuhr ich nochmals mit der ganzen Gesellschaft dahin ab. Die Herren Danilewski und Semenow wurden von dieser Festung nach der Embamündung expediert, um die dortige Fischerei, über deren Verfall sehr geklagt wurde, zu studieren. Ich beschäftigte mich mit Herrn Schulz teils mit Dragen in der Nähe der genannten Festung, teils machten wir einen Besuch auf die merkwürdigen Inseln Kulali und Moriskoi, beide aus Sand und Muscheln bestehend und beide wohl nur durch das Schwimmeis zusammengeschoben, doch mit dem Unterschiede, daß Kulali aus einer etwas frühern Zeit stammt, als das Meer etwas höher stand, Moriskoi ab ererst im laufenden Jahrhunderte aus einer früheren Bank gebildet ist. Von der Festung Nowo-Petrowsk auf der Halbinsel Mangischlak brachte uns das Dampfschiff nach Gurjew,

wo ich Gelegenheit hatte, das Delta des Uralflusses zu sehen, aber nicht weiter in das Land drang. Nach der Rückkehr nach Astrachan wurde im September mit Hilfe eines kleinen Dampfschiffes auf der Westseite des Kaspischen Meeres die Insel Tschetschen und die große Fischerei Tschernoi Rynok, an einem nördlichen Ausfluß des Teres, besucht und im Oktober durch Landfahrt den Astrachanschen Salzseen ein Besuch gemacht. Im Winter fuhr ich nochmals nach St. Petersburg zurück.

Die dritte Reise, 1855 begonnen, war die ausgedehnteste, da sie bestimmt war, die südliche Hälfte des Kaspischen Meeres einigermaßen kennen zu lernen, vor allen Dingen die wichtigen Fischereien an der Kura. Auf eine öffentliche Anzeige, daß von Nishnij-Nowgorod ein Dampfschiff im Anfange des Juni, spätestens am 6. d. M. die Wolga hinab bis Astrachan gehen würde, mich verlassend und hoffend, daß ich auf diese Weise am raschesten nach Astrachan kommen würde, da im Juni das Hochwasser die Wolga in starke Strömung versetzt, fuhr ich von St. Petersburg so schnell ich konnte nach Nishnij, wohin noch keine Eisenbahn führte, erfuhr aber bei meiner Ankunft, daß eine Dampfschiffahrtsgesellschaft allerdings eine solche Fahrt nach Astrachan versprochen, aber an die Ausführung noch gar nicht gedacht hatte. Diese Unzuverlässigkeit der Dampfschiffahrten war damals auf der Wolga ziemlich allgemein, da man nur auf den Transport von Frachten Wert legte und die Passagiere ganz als Nebensache behandelte. Man schlug mir vor, 14 Tage zu warten, weil man dann vielleicht abreisen würde. Da ich diese Proposition nicht annehmen konnte, mußte ich, um das Versäumte einzuholen, mit größter Anstrengung und ohne jeglichen Aufenthalt grade nach Astrachan reisen, erreichte auch das Postdampfschiff nur wenige Stunden vor seiner Abfahrt und besuchte mit demselben Tarfi, die Festung Petrowsk, Derbent und Baku in kurzen Aufenthalten und verließ das Dampfschiff vor der Mündung der Kura, um diesen Fluß hinauf nach der Watage Boshii Promyssl mich rudern zu lassen. Hier, wohin meine Reisegefährten Danilewski und Schulz früher abgereist waren, ist ohne Zweifel der reichste Fang von Störarten, nicht nur der kaspischen Gegend, sondern wohl der ganzen Welt. Hier wurde längere Zeit verweilt. Teils um die Beschaffenheit des Flusses Kura etwas kennen zu lernen, teils um Herrn Danilewski zu sprechen, der schon früher nach Schemacha gereist war, um das dortige Archiv für den Kurafischfang aus früheren Jahren zu studieren, fuhr ich mit Herrn Weidemann über Saljan, Schemacha bis Man-

gitschaur, wo die Kura aus den letzten Vorbergen des Kaukasus heraustritt, hatte dann Gelegenheit, mit dem auf der Kura kürzlich etablirten Dampfboote einen Teil dieses Flusses hinabzufahren, der hier von einem schmalen, aber schönen und kräftigen Waldsaume umgeben ist, soweit der Boden vom flusse ausgefüßt ist. Zugleich ist das Ufer auch mit vielen schönen Catakendörfern besetzt. Über Schemacha kam ich wieder nach Boshii Promyssl zurück und ging von dort über die südlichste russische Fischerei und die Insel Sarà nach Lenforan, wo einige Zeit verweilt wurde, um die in vielfacher Hinsicht interessante Gegend in verschiedenen Exkursionen zu studieren. Mit der nördlichsten Gegend des Russischen Reiches, Nowaja Semlja, hatte ich angefangen, nun wollte ich die südlichste hinzufügen. Eine dieser Exkursionen war auf das benachbarte Gebirge, den nördlichen Ausläufer des persischen Elbrus und bis zum russischen Grenzflusse Schamba-Tschai gerichtet. Der Charakter eines Randgebirges ist in diesen Höhen besonders scharf ausgeprägt, denn man steigt ungemein steil und zu ansehnlicher Höhe von der kaspischen Seite hinauf, steigt aber nach Westen nur wenig und in sehr mäßiger Neigung abwärts, so daß das Land nach Westen bedeutend höher sein muß als das Ufer des Kaspischen Meeres. Das Heranreiten des steilen östlichen Abhanges, besonders aber das Herabreiten bei den abscheulichen kurzen tatarischen Steigbügeln, auf die man mit stark gebogenen Knien sich stützen muß, hatte meinen schadhaften rechten Fuß so angegriffen, daß er sich wieder stark entzündete. In diesem invaliden Zustande fuhr ich mit meinen Begleitern mit dem nächsten Dampfschiffe nach der persischen Uferstadt Enseli hinüber, von wo wir nach wenigen Tagen Aufenthalt über die hiesige sogenannte Bucht, die aber ganz entschieden nur ein Landsee von süßem Wasser mit Ausfluß ins Meer ist, und den kleinen Fluß Peribasar einige Werst hinaufgingen. Die Eindrücke dieser Fahrt gehören zu den lebhaftesten, welche ich auf meinen Reisen empfangen habe. Zu vörderst sah ich das Wuchern der Wasserpflanzen in einem stark erwärmten Wasser in solcher Fülle, wie ich es noch nicht gesehen hatte. Durch die Janichellien, Najaden, Udoren mußte man sich förmlich durcharbeiten. Am Ufer des Sees empfing uns aber ein majestätischer Wald von hochstämmigen Gleditschien und andern Bäumen, an denen massive Weinreben von der Dicke eines Schenkels und zuweilen noch stärkere bis zur Mannesdicke hinaufranken und nicht selten die Gipfel noch mit einer langen, in der Luft schwebenden Guirlande überragten. An den

Ufern des schmalen Flusses ist diese Bewaldung besonders gedrängt, so daß das Boot von der Mündung an bis zu dem Platze des Aussteigens wie in einem dunklen Gange fährt. Von diesem Orte an ritten meine Gefährten bis zu der Stadt Räscht. Da mein Fuß das Reiten nicht erlaubte, mußte ich mich in einer Sänfte tragen lassen, wo ich am besten Gelegenheit hatte, die Unebenheit des von vielen kleinen Wasserrinnen durchschnittenen Bodens zu beobachten, denn nicht selten gingen die Träger der einen Seite so viel tiefer als die andern, daß ich fürchtete, aus der Sänfte zu fallen. Der Einzug in Räscht mußte dennoch zu Pferde gehalten werden, da nach Ansicht des russischen Konsuls ein solcher Einzug für eine von der Regierung veranstaltete Expedition notwendig sei. Das mörderische Klima dieses feuchten, waldigen Saumes unter dem hohen persischen Plateau machte sich bald geltend. Herr Schulz und den Zeichner Nikitin, welche früher hergeschickt waren, fand ich schon am Wechselfieber leidend und den letzten in solchem Grade, daß er kaum noch kenntlich war, Herr Danilewski, ein robuster Mann, war in wenigen Tagen auch vom Wechselfieber so ergriffen, daß er ganz von Kräften kam, nur ich blieb von diesem Fieber befreit, dem ein vorgerücktes Alter leichter entgeht als ein jugendliches, aber ich lag an meinem Fuße darnieder, der einiger Ruhe bedurfte. Wir bildeten also ein förmliches Lazarett im Hause des Konsuls. Nur Herr Weidemann konnte nach dem persischen Flusse Sefid Rud reiten, um die dortige Fischerei kennen zu lernen. Als wir endlich das nächste Dampfschiff besteigen konnten, um nach der südöstlichen Station der russischen Marine, Aschur-Ade, abzugehen, besserte sich auf der See bei allen die Gesundheit. Von Aschur-Ade wünschte ich auf die benachbarte Küste der Turkmenen hinüberzusetzen, um die Beschaffenheit des Landes und die hier unter Wasser befindlichen Ruinen einer versunkenen Stadt oder eines Gebäudes zu sehen. Allein der sonst sehr gefällige Kommandeur dieser Station widersetzte sich diesem Begehre sehr entschieden, weil die Turkmenen in Aufregung seien, und wir mußten uns begnügen, eine Fahrt über den Astrabatschen Busen und nach dem von Schach Abbas angelegten Lustschlosse und Garten von Aschreff zu machen, einem lebendigen Bilde von Persiens Verfall. Von Aschur-Ade kehrte ich mit dem nächsten Dampfschiffe nach Lenkoran zurück, von dort zu Lande die Akuscha, den südlichen Arm der Kura besuchend, reiste ich über Saljan, der Teilungsstelle des Flusses, nach Boshii Promyssl, von dort über Schemacha nach Baku, wo ich durch Güte des Kommandanten der Schiffstation, Kapitän

Wojewodski, Gelegenheit erhielt, auf einem Dampfschiffe nicht nur die benachbarten Inseln Nargen, Wulf und Peshitschanyi Ostrow zu besuchen, sondern auch einige der entferntern Inseln, welche vulkanischen Eruptionen ihren Ursprung verdanken, Shiloi, Kurenskii Kamen, Duwannoi, Obliwnoi, Swinoi, Gorelaja Plita und andere. Mit dem Kommandanten von Hoven machten wir einen Ritt tiefer ins Land, wobei wir bei Schichowskii Myss von einem der hier zuweilen ausbrechenden heftigen Stürme gefaßt wurden. Nachdem wir auch die nächsten Merkwürdigkeiten der interessanten Gegend von Baku mehrfach besucht hatten, die reichen Naphthabrunnen, das berühmte ewige Feuer, den Naphthaausbruch aus dem Meere und das versunkene Karawanferai und Herr Danilewski seine Auszüge in Schemacha beendet hatte, reisten wir im September, Herr Weidemann und ich, nach dieser Stadt ab und von da weiter die Kura aufwärts, fanden die Säule von Schamchor, die Eichwald noch gezeichnet hatte, umgestürzt und bogen nach links durch das malerische Delishantal nach dem mächtigen Alpensee Gotschaj, der von verloschenen Vulkanen umgeben und durch großen Reichthum an köstlichen Fischen berühmt ist. Nachdem wir gegen drei Wochen an diesem See verweilt und in dieser Zeit nur von forellen gelebt hatten, machten wir einen Abstecher nach Eriwan und von da nach dem Kloster Edshmiadsin, sahen den Ararat in seiner ganzen Pracht, wagten aber keinen Besuch, da die Zeit drängte, nach Tiflis zu kommen, um wo möglich noch vor Eintritt des Winters Astrachan erreichen zu können. Diese Hoffnung ging jedoch nicht in Erfüllung, denn obgleich wir um die Mitte des Oktober in Tiflis bei dem schönsten Wetter ankamen, so hatten wir doch kaum angefangen in der interessanten Gegend uns umzusehen und die Arten des Fischfanges kennen zu lernen, die hier im reisenden Kurastrome ganz andere waren, als wir früher gesehen hatten, so trat ungewöhnlich früh der Winter ein und zwar ein Winter mit vielem Schneefall. Schon im November war im Gebirge eine Lawine gestürzt, welche alle Passage hemmte, einige Zeit sogar für die Briefpost. Ich hätte mir den erzwungenen Aufenthalt wohl können gefallen lassen, da ich bei einem trefflichen Universitätsfreunde, dem tapfern Verteidiger von Achty, General Roth wohnte, Tiflis viel Interessantes für jede Art Studium bietet und ich mehr gebildete Männer vorfand, als ich erwartet hatte. Aber es drängte mich nach Astrachan zu kommen, um diese Expeditionen zu beendigen. Ich brach also am 29. Dezember 1855 auf, sobald es schien, daß der Weg über das Gebirge

fahrbar gemacht sei. Ich hatte zwei Räderequipagen (Carantasse), weil man auf der andern Seite des Gebirges nie auf Schnee rechnen kann. Die Regierung hatte alle möglichen Vorkehrungen getroffen, um auch im Winter den Transport größerer Räderequipagen über das Gebirge möglich zu machen. Darauf verließ ich mich.

Allein es sollte diese Reise zu einer höchst abenteuerlichen werden, und ich will mein trocknes Register von besuchten Ortschaften hier unterbrechen, um auch einmal der Abenteuerlichkeiten zu erwähnen, denen man in den entfernten Gegenden des Russischen Reiches begegnen kann. Schon vor dem eigentlichen Gebirge, als wir durch eine Gegend voll alter grusinischer Ruinen und selbst römischer Baudenkmale aus den Zeiten des Pompejus fuhren, gab es vielen Aufenthalt, weil wegen des Krieges die Passage weit stärker war als gewöhnlich, auch türkische Gefangene aus Kars, Offiziere und Gemeine, ins Innere transportiert wurden, und es daher an Pferden fehlte. Der eine Wagen, in dem Herr Weidemann fuhr, brach zusammen, bevor wir an den Fuß des Hauptgebirges kamen, und mußte zurückgelassen werden. Umso notwendiger war es den andern, in welchem ich saß und der sehr schwer mit allerlei Apparaten, Naturalien und Büchern bepackt war, zu bewahren. Auf der letzten Station, Passanaur, erklärte man mir aber: da der Kasbeck seine Mütze aufgesetzt habe (d. h. umschleiert sei), so sei Sturm zu erwarten. Der Posthalter, ein verständiger und freundlicher, obgleich in dieser Zeit sehr geplagter Mann, denn alle Stationen waren überfüllt mit Reisenden, die expediert sein wollten, riet mir, einen Schlitten zu nehmen und mit diesem einen besondern, nur für das Militär bestimmten Paß über das Gebirge zu fahren, der Wagen, bei dem ich den kalmückischen Diener von Herrn Weidemann zurücklassen könnte, würde schon hinübergeschafft werden, wenn auch nicht sogleich. Ich nahm diesen Rat an, kam auch, im leichten Schlitten eine sehr steile Höhe hinan und eine andere hinabfahrend, glücklich über den Kamm bis zu einer Zwischenstation, die wieder mit Reisenden überfüllt war, von wo ich aber doch noch an demselben Tage nach der Station Kasbeck, am Fuße des gleichnamigen Bergriesen, aber auch noch 6360 Fuß hoch gelegen, ankam. Unterwegs hatten wir gesehen, daß die Nebelkappe des Kasbeck in der ersten Hälfte des Tages zunahm, darauf sich erhob, einige Zeit als Nebel über dem Berge schwebte, dann aber sich auflöste und der Himmel völlig sternklar wurde. Mit sehr empfindlichem Frost kamen wir an, und da in der sonst ganz er-

träglischen Station Kasbeck nur 4° Grad über Null war, ließ ich gleich einheizen, aber die Temperatur erhob sich nur sehr wenig, und beim Einbruche der Nacht war sie doch nur 5 Grad. Es war der letzte Tag des Jahres 1855. Am folgenden Neujahrs= morgen brachte man uns die nicht tröstliche Nachricht, daß der Holzvorrat verbraucht und die Holzlieferung für das angebrochene Jahr noch nicht beschafft sei, da die Autorisation dazu erst am Tage vorher angekommen war. Angenehme Aussicht im Januar in der Höhe von fast 6400 Fuß über dem Meere einige Zeit ohne Holz zubringen zu müssen! denn Durchreisende brachten die Nachricht, daß der Wagen am gestrigen Tage noch gar nicht expediert war, weil die Sachen aus dem zerbrochenen Wagen auf dem frühern Nachtquartier noch nicht angekommen waren. Das war doch nur der Anfang eines längern Aufenthaltes von mehr als acht Tagen in dieser kalten Behausung, die ihre permanente Temperatur von 4 Graden wenig änderte, obgleich ich, dem Gebote der Nothwendigkeit gehorchend, den Zaun der Station einreißen ließ und mich selbst an dieser Plünderung von Kronseigentum beteiligte, um heizen zu können, über welche Gewalttat ich dann einen Bericht nach Tiflis sendete. An Unterhaltung fehlte es nicht, da die Gegend zu kleinen Exkursionen einlud, soviel die Kälte erlaubte, am Neujahrsabend die hier herumwohnenden Osseten einen feierlichen Ringeltanz um eine Branntweinflasche aufführten, vor allen Dingen aber eine Menge Reisende durchzogen, außer vielen Offizieren und Beamten der Pascha, welcher die Belagerung von Kars ausgehalten, und die englischen Offiziere, welche diese Verteidigung wirklich geleitet hatten und jetzt als Gefangene transportiert wurden. Der Pascha, der nicht viel geistreicher ausah als die gemeinen Türken, die ich zu Hunderten als Gefangene in Tiflis gesehen hatte, war kaum in die Vorderstube der Station getreten, als er auf einen harten Divan aus Brettern losschritt, und, um auszuruhen, mit untergeschlagenen Beinen auf ihn sich niederhockte. Eine mir sehr auffallende Erscheinung! Man hatte ihm einen bequemen Wagen mit gepolstertem Sitze zur Reise gegeben, aber da er in demselben die Knie in rechtem Winkel gebogen halten mußte, fühlte er das Bedürfnis, bei eintretender Gelegenheit die Unterschenkel stärker einzuschlagen, während Europäer, wenn sie einen so beschwerlichen Weg, wie der von Tiflis nach der Station Kasbeck ist, ununterbrochen in einem Wagen sitzend zurückgelegt haben, gewöhnlich das Bedürfnis fühlen, die Knie grade zu strecken, und wenn sie sich nicht hinlegen können, lieber aufrecht stehen.

Das wurde mir recht augenscheinlich am folgenden Tage, als ein russischer General durchreiste und die Suppe, die ich dem Hungerigen überlassen konnte, stehend verzehrte, weil er vom Sitzen ausruhen wollte. Ob bei der Gewohnheit der Asiaten, von früher Jugend an mit untergeschlagenen Beinen zu sitzen, die Gelenkflächen des Oberschenkels sich mehr nach hinten gezogen haben mögen als bei Europäern der Gegenwart? Ich weiß nicht, ob man darauf geachtet hat. Wenn Deutsche, Russen, Esten usw. bei der Feldarbeit oder auf der Reise ihre Mahlzeit an Stellen verzehren, wo weder ein Stein noch ein Baumstamm zum Sitzen dienen kann, strecken sie die Füße grade aus, wogegen der Asiate sich nur sicher fühlt, wenn er seine Hacken als Stuhl gebrauchen kann.

In bezug auf die Beköstigung waren wir zwar nicht zur Hungerkur verurteilt wie zur Frostkur, aber doch zu einer sehr gleichmäßigen Diät, denn es gab in den acht Tagen, die wir hier zubrachten, für uns durchaus nichts anderes als das russische Nationalgericht, eine Kohlsuppe, Schtschi genannt, und Brot. Ein Unteroffizier, der hier die Rolle des Restaurateurs spielte, kam zwar jeden Morgen und fragte, was wir zu Mittag zu speisen verlangten, aber zu Mittag brachte er ohne Ausnahme nur die Kohlsuppe mit der Versicherung, die andere bestellte Speise hätten hungrige Durchreisende verzehrt. Ich beschwere mich über die Monotonie dieser Diät am Kasbeck durchaus nicht, denn der Schtschi war immer vortrefflich zubereitet und unterstützte nur die gute alte Lehre, die ich mir schon lange aus den Erfahrungen meiner Reisen abstrahiert hatte, daß man in jedem Lande sich vorzüglich an die Nationalspeisen halten müsse, denn diese werden immer genießbar, meistens gut zubereitet. Es war nur ergötzlich, daß der Unteroffizier zur Ehre seiner eingebildeten Restauration die Miene annehmen zu müssen glaubte, als ob er mit einer großen Mannigfaltigkeit von Speisen aufwarten könnte.

Als am sechsten Tage mein Tarantas immer noch nicht angekommen war, obgleich wir erfahren hatten, daß er schon vor mehreren Tagen aus Passanaur abgegangen war, versendete ich Herrn Weidemann auf dem gewöhnlichen großen Wege ihm entgegen, um zu sehen, was ihm zugestossen war, und ihn oder wenigstens seinen Inhalt zu expedieren. Endlich am neunten Tage kam Herr Weidemann zurück, bald darauf auch der Tarantas, beide in defektem Zustande. Herr Weidemann hatte bis Passanaur fahren müssen, wohin der Tarantas zurückgebracht war, und hatte sich bei zweimaliger Überfahrt über den Kamm des

Gebirges eine heftige Halsentzündung geholt. Der Tarantas aber war vor sechs Tagen schon expeditiert worden, doch bei eingetretenem Schneegestöber, als der Kasbeck zum zweiten Male seine Mühe aufgesetzt hatte, im Schnee versunken und umgestürzt, so daß die meisten Sachen herausgefallen waren, von denen auch viele nicht wieder aufgefunden wurden. Am schmerzlichsten bedauerte ich einen offenen Korb mit acht Fächern, worin ich Stöpselgläser mit Spiritus gefüllt hielt, um unterwegs alle vorkommenden Naturalien aufheben zu können. Von diesen Gläsern, die schon viele und sehr verschiedene Naturalien enthielten, kam nichts zurück. Man hatte, indem man die verschütteten Sachen zusammenlas, wahrscheinlich bemerkt, daß die darin enthaltene Flüssigkeit das beliebte Stärkungsmittel sei, und ihr daher sogleich eine bessere Verwendung gegeben, den übrigen Inhalt wegwerfend. Hatte doch der Kalmück, den ich zur Bewachung der Equipage zurückgelassen hatte, nachdem sie wieder nach Passanaur zurückgebracht war, den Inhalt derselben gründlich untersucht, und da er Zigarren und einige Viktualien vorfand, die erstern ganz und von den letztern die animalischen Substanzen für gute Preisen erklärt, sich gemächlich in Passanaur eingerichtet und abgewartet, welchen Verlauf die Sache nehmen würde. Endlich im Besitze der Equipage eilte ich, die eisige Umgebung des Kasbeck zu verlassen, und fuhr am andern Tage ab durch den majestätischen Darielpaß, wo in tiefer Spalte der Terek über und zwischen Felstrümmer tobend stürzt, der Fahrweg aber zuerst in bedeutender Höhe über dem Terek fortläuft, dann sich allmählich senkt und ein paarmal über den Fluß, wo dieser etwas ruhiger geworden ist, hinweggeht, um auf der andern Seite, zuweilen aus dem Felsen ausgehauen, sich fortzuziehen. Für mich war aber die ersten fünf oder sechs Werst hindurch das Romantische des prachtvollen Darielpasses ungenießbar, da das Gefährliche zu gewaltsam sich zeigte. Der Weg war mit glattem Eise bedeckt, und da er meist gegen die Terekschlucht geneigt ist, so glitt der Wagen an vielen Stellen gegen diese Schlucht und drohte in sie zu stürzen. Er mußte von fünf Offeten, die man mir mitgegeben hatte, gehalten werden und ich zu Fuße hinter ihm herwandern. Außer der Gefahr in den Terek zu stürzen, aus welchem man kaum einige Trümmer hätte retten können, war eine andere da, daß, wo der Weg sich rascher senkte, der Wagen ins Rollen kommen würde. Es half wenig, daß man zuerst ein Rad, dann aber noch ein anderes hemmte; es glitten die beiden Hemmschuhe auf dem festen Eise fort. Aber

man ist hier auf dergleichen Kleinigkeiten vorbereitet. Es war eine starke Kette mit großen Gliedern mitgenommen, die an den abschüssigsten Stellen um die Räder geschlungen wurde, so daß die vorspringenden Ecken der Kette ins Eis sich eingruben oder dieses gleichsam aufpflügten. Nach Überwindung dieser peinlichen und gefährlichen 5—6 Werst verließen mich die begleitenden Offizeten, versichernd, jetzt sei die Gefahr überwunden. Allerdings war auch der Weg viel ebener geworden. Allein ruhig und gleichmäßig sollte der Tag doch nicht enden. Von der Höhe der Station Kasbeck bis zu dem Städtchen Wladikawkas, das schon am Fuße des eigentlichen Gebirges liegt, sind drei Poststationen. Als ich in der letzten vor Wladikawkas angekommen war, erklärte der Offizier, der diese befestigte Station kommandierte, ich könne nicht weiter fahren, da es dunkel werden würde, bevor ich Wladikawkas erreichen könnte, und diese Station grade sehr gefährlich sei, weil die Lesgier hierher streiften, um Reisende, die in den Paß wollten, oder aus ihm kämen, aufzugreifen und zu entführen. Er hatte auch schon einige Reisende vor mir angehalten und las mir einen offiziellen scharfen Verweis vor, den er dafür erhalten hatte, daß er so unvorsichtig gewesen war, Reisende im Dunklen ohne militärische Begleitung weiter fahren zu lassen. Alle Vorstellungen, daß, wenn auch die früher angehaltenen Reisenden von ihm entlassen würden, wir vereint einen Zug von drei Wagen bilden und mit den Postillonon zusammen zehn Personen sein würden, die sich gegen die Lesgier wohl verteidigen könnten, waren vergeblich. Die Selbstverteidigung schien ihm lächerlich, und er erklärte kategorisch, er würde den Wagen nicht expedieren und ohne militärische Begleitung könne ich überhaupt nicht fahren, am wenigsten in der Nacht. Da ich nun militärische Begleitung forderte, wozu ich durch ein mir mitgegebenes Schreiben besonders autorisiert war, hieß es, die Militärposten ständen gar nicht hier, sondern einer stehe vier Werst oberhalb und ein anderer vier Werst unterhalb, ich hätte also schon früher mein Papier abgeben und die Begleitung fordern sollen. Nun lag mir ernstlich daran, noch in dieser Nacht in Wladikawkas anzukommen, denn meine Uhr war seit einigen Tagen stehen geblieben, ohne daß ich sie in Gang bringen konnte. Es war Freitag, konnte ich sie nicht wenigstens am Sonnabend früh einem Uhrmacher in Wladikawkas abgeben, so mußte ich erwarten, dort noch einen Tag zu verlieren. Indessen hätte ich mich wohl in diese Verzögerung gefunden, wie gewöhnlich, wenn einmal eine Störung in einer Reise eingetreten ist, ein unerwarteter

Zeitverlust sich an den andern reihet; aber diese kalten und trocknen Weigerungen und Schwierigkeiten hatten mein Blut etwas in Wallung gebracht, so daß ich ihn trotzig fragte: Ob er auch das Recht zu haben glaube, mich persönlich zu arretieren? Da er etwas betroffen schwieg, so machte ich Ernst, und indem ich meinen Diener zu mir rief, erklärte ich: Ich würde zu Fuße gehen und verlange, daß der Wagen am andern Tage mir nachgeschickt werde. Wir gingen wirklich ab. Wir mochten gegen fünf Werst gemacht haben, und es war schon dunkel geworden, als wir hinter uns ein lautes Rufen und wüsten Lärm hörten. Als wir uns umkehrten, ließ der Rest der Abenddämmerung deutlich blinkende Gewehre erkennen. Sollten die Lesgier uns doch aufgespürt haben? An ein Entkommen war nicht zu denken. Mein Diener hatte auch schon tapfer seinen tscherkessischen Dolch gezogen, den er immer bei sich trug. So erwarteten wir stehenden Fußes den Angriff. Mich wunderte nur, daß ich keine Pferdehufe vernehmen konnte. Sollten die Lesgier jetzt ihre Raubzüge zu Fuße unternehmen? Ach, die Entwicklung war weder so gefährlich noch so interessant. Der tapfere Kommandant war nun doch seinerseits unruhig geworden. Er hatte Mittel gefunden, mir eine halbe Kompagnie Soldaten nachzuschicken, auch den Wagen anspannen und nachfahren lassen. So setzte ich also meinen Willen doch durch, noch an diesem Abend in Wladikawkas anzukommen, wo ich aber zwei Tage warten mußte, bevor Herr Weidemann, der wegen der Halsentzündung zurückgeblieben war, mich einholte.

Von hier geht es mit geringer Abdachung des Bodens bis zur völligen Steppe, wo wir hoffen konnten, ohne Schwierigkeit fortzukommen. Allein es scheint Regel zu sein, daß, wenn einmal Störungen in eine Reise eingetreten sind, immer neue sich anreihen. Der ungewöhnlich frühe Winter hatte mich in Tiflis überfallen und mit seinen Lawinen von der übrigen Welt abgesperrt, in Wladikawkas dagegen trat mitten im Januar Frühlingswetter ein. In den ersten Tagen, solange der Boden noch abhängig war, fanden wir zwar die Wege schlecht, doch wußten wir die Folgen dieser Tücke noch wenig zu beurteilen; als wir aber bei Jekaterinograd die reine Steppe erreichten und ihren Lehmboden tief aufgeweicht fanden, durch den der Tarantas nur mühsam fortgeschleppt werden konnte, da lernten wir den Grund kennen, warum man im Krimkriege ungeachtet der Eroberung von Kars bald Frieden schließen mußte. Durch diesen Steppenboden, wenn er durchweicht ist, eine Armee zu versorgen, ruiniert

alles Zugvieh. Ich mag unsern Schneezug am Ufer des Terek im tiefen Lehm der Steppe nicht näher beschreiben, doch kann ich nicht umhin von Kislär, das in bezug auf die Unergründlichkeit des Straßenkotes alles übertraf, was ich mir früher denken konnte, einige Worte zu sagen. Ich wollte einen Brief auf die nicht weit von uns entfernte Poststation bringen lassen und ersuchte Herrn Weidemann, das kleine Geschäft zu besorgen. Unser Wirt erklärte sogleich, das sei nur zu Pferde möglich, denn wenn Herr Weidemann auch nicht selbst versinken würde, so würde er doch unfehlbar seine Stiefeln im Kote verlieren. Der Pferdeverleiher gab aber nur unter der Bedingung ein Pferd her, daß er selbst auf einem andern ritte, um von diesem aus dem ersten helfen zu können, wenn es zu versinken in Gefahr käme. So brauchte ich zwei Pferde und mußte für jedes $1\frac{1}{2}$ Rubel zahlen, um einen einfachen Brief in demselben Städtchen auf die Post zu geben. Der Kommandant hatte die Gefälligkeit gehabt, eine leichte Droschke mit drei starken Pferden nach uns zu schicken, um uns zu sich abzuholen. Als ich am andern Tage mir dieselbe Equipage ausbat, um den Fischmarkt zu besuchen, erklärte der Kutscher, sobald wir in die Nähe desselben gelangt waren, es für unmöglich, dahin durchzudringen. Erst später gelang das von einer andern Seite. Am andern Tage verließen wir früh um sechs Uhr Kislär, kamen aber, obgleich der Wagen mit fünf Pferden bespannt war, wie schon am Terek, erst um sechs Uhr abends in der nächsten Station an, da wir nur im langsamsten Schritte weiter kamen. Allmählich wurde der Boden etwas fester, und auf dem halben Wege von Kislär nach Astrachan trat sogar Frost ein, so daß wir die letzten Stationen erträglich rasch zurücklegen konnten. Dennoch hatte die ganze Reise von Tiflis nach Astrachan, auf die man vier, höchstens fünf Tage rechnet, nicht weniger als einunddreißig Tage gekostet. — Da ich andere kleine Abenteuer, wie das einsame Zurückbleiben in der Steppe bei wütendem Buràn (Schneegeästöber) und das Liegen am Ufer des Karischen Meeres, ohne Obdach, ohne Nahrungsmittel und, wegen eines heftigen Sturmes, ohne Möglichkeit Feuer anzumachen, und das endliche Auffinden durch Wallroßfänger aus Kem übergangen habe, glaubte ich als Beispiel von Mißgeschicken die Fahrt über den Kaukasus erzählen zu müssen, die sich freilich länger ausgesponnen hat, als ich wünschte. — Ich kehre nun wieder zu der summarischen Übersicht zurück.

Möge der lange Aufenthalt in feuchtkalter Luft oder ein anderer Grund dahin gewirkt haben, ich besiel nach meiner Rück-

Fehr in Astrachan an einem schleichenden Fieber, welches mich in einigen Wochen so abmattete, daß ich mich kaum über die Diele schleppen konnte. Da ich gar keine bestimmten Intermissionen hatte, konnte ich mich lange nicht zum Gebrauche des Chinins verstehen, welchen die Ärzte anrieten. Endlich mußte ich mich doch dazu entschließen, und dieses Mittel brach wirklich die Krankheit, auf welche aber eine sehr langsame Reconvaleszenz folgte. Um mich völlig zu erholen, beschloß ich beim Eintritte des Frühling eine Fahrt in die Steppe und zwar bis zum Manytschtale. Da man mir aber keine Autorisation geben wollte, grade auf das Manytschtal hinzufahren, was nur durch Vorspann der Kalmüden möglich war, ich auch den Zug, den die Astrachanische Mose im ersten Frühlinge die Wolga hinauf unternimmt, und die Transiederei aus diesem Fische nochmals beobachten wollte, fuhr ich mit Herrn Weidemann zuvörderst bis Sarepta, unterwegs einige Fischereiplätze besuchend, dann von Sarepta auf einem neu eingerichteten Fahrwege über die Ergenihügel bis an das Manytschtal, setzte über den Manytsch, der hier schon sehr wenig Wasser hatte und auf seinem Höhengpunkte, weiter östlich, ganz trocken war. Wir sahen den großen Manytschsee und folgten dann dem Manytschtale drei Tage lang nach Osten, bis an die Ausmündung des Kalas, setzten westlich von dem jetzt noch teichförmigen Schara-Fluss durch das hier völlig trockene Manytschtal nach Norden über, verfolgten es dann noch eine Strecke weit nach Osten, wo es, soweit das Auge reichte, eine Wasserfläche zeigte. Wir hatten also nach Westen und nach Osten noch Wasser im Tale gesehen, in der Mitte aber, westlich von der Einmündung des Kalas, war das Tal jetzt völlig trocken, zeigte aber deutlich die Spuren des erst kürzlich abgeflossenen Wassers. Hier war also ohne Zweifel der Höhengpunkt dieser mächtigen Wasserfurche, die durchschnittlich eine Breite von $1\frac{1}{2}$ Werst hat. Auf diese Kenntniß kam es mir besonders an, da man einen Kanalbau in Vorschlag gebracht hatte, an dessen Ausführung man nur dann hätte denken können, wenn der Höhengpunkt des Tales bedeutend mehr nach Westen gelegen hätte. Außerdem erhielt ich von ehemaligen und noch lebenden Begleitern des Herrn Homaire de Hell die sehr bestimmte Versicherung, daß dieser Reisende den mittlern Teil des Manytschtales gar nicht nivelliert, sondern nur von den Ergenihügeln aus überblickt habe. Nach diesen gewonnenen Einsichten eilten wir über den südöstlichen Teil der Ergenihügel und die große Steppe nach Astrachan zurück.

Im Sommer des Jahres 1856 machte ich noch eine Rundreise auf dem Kaspischen Meere mit dem Kriegsgouverneur von Astrachan, Admiral Wassiljew. Außer mehreren früher besuchten Gegenden betrat ich auf dieser Reise die Inseln Swätoi und Tscheläkän (die Naphtha-Insel), sah die Ostküste des Kaspischen Meeres vom Ausfluß des Etrék bis an den Krasnowodskischen Busen, in welchem wir landeten. Der Karabugasbusen war versprochen, blieb aber aus. Doch hatte ich dieses Mal Gelegenheit, das russische Handelsetablissement auf dem persischen Festlande zu sehen und einige Messungen im tiefsten Teile des Südbekens des Kaspischen Meeres vorzunehmen.

Im Herbst und Beginne des Winters schrieb ich zu Astrachan Berichte über die bisherigen Reisen.

Dann machte ich im Winter mit Herrn Owsiannikow, der nach Astrachan gesendet war, um Untersuchungen über das Fischgift anzustellen, noch eine Reise nach Tschernoi Rynok, einer Watage an einem Arme des Terek, die schon früher von mir besucht war. Wir fanden die Pferde auf der Poststraße so konsumiert, daß auf einigen Stationen gar keine mehr waren und wir auf der Rückreise unsern Weg über die Dörfer nehmen mußten, statt auf der Poststraße zu fahren. Auch sollten wir erfahren, daß die Sagen von der Gefährlichkeit der Reisen in der Steppe nicht auf bloßen Gerüchten beruhen. Zwei Tage vor unsrer Ankunft in Tschernoi Rynok war in der Nähe dieser Fischerei ein höherer russischer Offizier, der Geld bei sich führte, auf der Landstraße überfallen und mit seinem Postillon erschossen. Man suchte noch nach den überfallenden Lesgiern, aber sie waren, wie gewöhnlich, verschwunden.

Erst mit dem Beginne des Jahres 1857 konnte ich meine Rückreise nach St. Petersburg antreten, die eine höchst beschwerliche wurde, weil nicht nur mein Fuß sich wieder entzündet hatte und mich zwang, an manchen Orten liegen zu bleiben, sondern ich den Tarantas bald hinter Sarepta wegen vielen Schnees liegen lassen mußte, nach einigen Tagen, da gar kein Schnee mehr da war, einen neuen Tarantas mir anzuschaffen hatte und doch wieder mit einem Schlitten in Moskau ankam. Erst am 14. März 1857 waren diese Reisen geschlossen.

Die Herren Schults und Nikitin waren schon vor mir aus Astrachan abgefertigt und lange vor mir in St. Petersburg angekommen. Herr Weidemann blieb in Astrachan zurück, wo er angestellt war. Herr Danilewski war, als ich Tiflis im Dezember 1855 verließ, daselbst zurückgeblieben, um dort das Archiv für

die letzten acht Jahre der Fischereipacht in der Kura zu erzerpieren. Er kam erst im März 1856 nach Astrachan und wurde an den Ural expediert, von dem wir bisher nur der Mündung einen kurzen Besuch abgestattet hatten. Er hat nicht nur das Delta des Ural genau untersucht, sondern ist den ganzen Fluß bis Orenburg hinaufgereist.

Nach langen Reisen im Innern von Rußland sehnte ich mich sehr, das Ausland zu besuchen. Ich unternahm daher im Jahre 1858 eine Reise nach Deutschland, auf der ich einige deutsche Universitäten, besonders Göttingen und die Naturforscherversammlung zu Karlsruhe besuchte und dann in die Schweiz reiste. Eine zweite größere Reise unternahm ich im folgenden Jahre, die auch Kopenhagen, Stockholm, Paris und London einschloß und vorzüglich anthropologischen Interessen gewidmet war. Eine dritte im Jahre 1861, denselben Interessen gewidmet, bezweckte die Vereinigung einiger persönlich unter sich bekannter Naturforscher in Göttingen, um gemeinschaftlich eine übereinstimmende Art der Beschreibung von Nationalschädeln zu verabreden. Da in der letzten Zeit sehr viele Schädelformen beschrieben und gemessen waren, die Messungen aber nach sehr verschiedenen Prinzipien unternommen waren, also unmittelbare Vergleichen gar nicht zuließen, denn oft wurde die Art der Messung nicht einmal angegeben, so schien es wünschenswert, daß ein Versuch gemacht würde, sich über eine gemeinschaftliche Methode zu einigen. Es wurden also von Professor Wagner und mir einige Freunde zu einer Zusammenkunft nach Göttingen im Jahre 1861 eingeladen. Es erschienen Herr Professor Vrolik aus Amsterdam, Professor Lucae aus Frankfurt, Professor Bergmann aus Rostock, Professor Weber aus Leipzig und die Göttinger Anatomen. Aber die dort gepflogenen Verhandlungen ist auch ein Bericht erschienen (Schriften, I, Nr. 14).

Von Reisen in Rußland habe ich im Jahre 1860 eine die Narowa hinauf durch den Peipus bis Dorpat unternommen, um nochmals Lachse zu versehen, und noch eine Fahrt in eigenem Interesse in das Nowgorodsche Gouvernement zu der großen und schönen Anstalt für künstliche Fischzucht des Herrn Wraski gemacht, im Jahre 1862 eine Reise an das Asowsche Meer im Auftrage der geographischen Gesellschaft und im Jahre 1863 eine im Auftrage des Ministers Solownin nach Kasan unternommen, auf welcher letztern ich Gelegenheit nahm, die ganze Wolga von Twer an bis Kasan zu befahren. Ich fand, daß schon im obern Teile der Wolga das rechte Ufer vorherrschend das mehr an-

gegriffene und daher mehr abschüssige ist, daß aber stellenweise das linke Ufer diesen Charakter hat, seltener unterhalb Rybinsk als vorher. Etwas oberhalb Nischnij-Nowgorod, wo noch jetzt ein weiter Sumpf sich findet, scheint ehemals ein ausgedehnter See bestanden zu haben, der einst nach der Wolganiederung durchgebrochen sein mag, und dessen ehemaliges hohes Südufer ich an mehreren Stellen erkannt zu haben glaube. Von dieser Stelle an zieht sich an der rechten Seite der Wolga ununterbrochen ein hohes Ufer hin, von welchem sich allerdings das jetzige Flußbett zuweilen auf mehrere Werst entfernt, wie schon bald unter Nischnij-Nowgorod, an dessen Fuß es aber in andern Gegenden anhaltend verläuft.

Die Reise an das Asowsche Meer hatte eine merkwürdige Veranlassung. Daß dieses Wasserbecken überhaupt nicht tief ist, wußten schon die alten Griechen, die es als einen Sumpf bezeichneten und Messungen über dessen geringe Tiefe hinterlassen haben. Daß besonders die Mündungen des Don sehr seicht sind und die Seichtigkeit sich bis auf die Rhede von Taganrog hinzieht, überdies aber die Schwankungen des Niveaus im östlichen Winkel des Taganroger Busens so groß sind, daß das Wasser bei anhaltenden Ostwinden so sehr abfließt, daß bei Taganrog der Seeboden weithin vom Wasser ganz entblößt wird und selbst auf der fünfzehn bis zwanzig Werst entfernten Rhede die Schiffe mit dem Kiel den Boden berühren, war ebenfalls bekannt genug. Aber in den letzten Jahren vor meiner Reise war heftige Klage geführt, daß diese Uebelstände erst in letzter Zeit eingerissen seien, und zwar durch das unberechtigte Auswerfen des Ballastes in das Meer von seiten der großen, besonders der ausländischen Schiffe. Es war daher der Vorschlag gemacht worden, nicht etwa mit Strenge das schon lange bestehende Verbot, den Ballast ins Meer zu werfen, zur Ausführung zu bringen, oder die Mündung des Don zu vertiefen und dergl., sondern den größern Schiffen gar nicht mehr zu erlauben, in das Asowsche Meer einzulaufen, vielmehr sie zu nötigen, bei Kertsch zu bleiben und dort die Zufuhr abzuwarten, auf dem Asowschen Meere aber nur Kabotage¹⁾-Fahrzeuge zu gestatten. Diese Propositionen, welche gar nicht vom Asowschen Meere ausgingen, sondern von Kertsch und Odessa, würden wahrscheinlich von den höhern Behörden nicht beachtet sein, wenn man nicht die Notwendigkeit, die Kabotage und damit den Aktiv-

¹⁾ französisch: Küstenschiffahrt.

handel der Eingebornen zu stärken, als patriotisches Interesse hervorgehoben hätte. So aber gelangte die Proposition bis an den Großfürsten Konstantin, als Chef der Marine, um von diesem den höchsten Behörden der Regierung vorgelegt zu werden. Der Großfürst erklärte, jede Maßregel würde voreilig sein, bevor die Ursachen der Versandung wissenschaftlich untersucht wären. Er forderte zugleich Gutachten von der Marine, von der Akademie der Wissenschaften und von der Russischen Geographischen Gesellschaft ein, welche sämtlich gegen die Proposition sich erklärten und nachwiesen, daß das Meer, besonders aber die Rhede von Taganrog, immer seicht gewesen seien, soweit die historischen Nachrichten zurückgehen, mehr oder weniger auch hervorhoben, daß der ausgeworfene Ballast doch unmöglich auf die Verminderung der Tiefe im ganzen Meere wirken könne, wie in der Vorstellung immer behauptet war. Der Großfürst befahl dennoch eine naturhistorische Untersuchung unter Leitung der Akademie und der Geographischen Gesellschaft. Ich erbot mich zu einer vorläufigen Erforschung im Sommer, die später in andern Jahreszeiten von Herrn Danilewski fortgesetzt werden konnte, der ohnehin im Interesse der Fischerei das Asowsche und das Schwarze Meer zu untersuchen beauftragt war. Das Resultat meiner Reise (1862) war, daß nicht nur durch den Don, sondern auch durch Einreißen der Ufer, wo sie nicht ganz flach sind, mehr von Sinkstoffen in das Meer kommt, als durch die Meerenge von Kertsch abgeführt wird, daß deshalb dicht an den Ufern die Versandung zunimmt, auch die sandigen Landzungen, die in dieses Meer hineinragen, sich langsam vergrößern, aber eine Zunahme der Seichtigkeit in dem großen Becken und in dem Fahrwasser des Taganrogischen Busens gegen früher nicht nachzuweisen sei. Den Hauptgrund der Proposition fand ich aber darin, daß sich eine Kobotage-Gesellschaft in der Stille gebildet hatte. Der Betreiber derselben, ein Herr Derwitski, suchte mich auch von der Reise abzuhalten. Als ich dennoch in Taganrog erschien, war er verschwunden.

16. Äußere Lebenswandlungen.

Von meinem Eintritte an ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, zuerst für Zoologie und nach Zagorskis Tode für Anatomie, bin ich bald auch Bibliothekar bei der ausländischen Abteilung der akademischen

Bibliothek geworden und zwei Jahre hindurch auf Verfügung des Ministers Uwarow Inspektor der Privatpensionen gewesen. Einige Jahre hindurch war ich zugleich Professor an der medikochirurgischen Akademie, gab diese Stelle aber auf, als ich mich im Jahre 1853 zu den Reisen an das Kaspische Meer entschloß. Im Jahre 1863 gab ich vorgerückten Alters wegen, und um jüngern Gliedern nicht den Eintritt zu versperren, meine Stellung als ordentliches Mitglied der Akademie auf, wurde von derselben aber zum Ehrenmitglied mit Stimmrecht erwählt und vom jetzigen Minister, Staatssekretär Golownin, dem Ministerium des Unterrichts zugezählt.

In dieser Zeit bin ich nach der gebräuchlichen Stufenleiter bis zum Geheimrate vorgerückt und mit dem Annenorden 1. Klasse begnadigt. Von Sr. Majestät dem Könige von Schweden bin ich mit dem Nordsternorden beehrt, und aus Preußen habe ich die hoch achtbare Friedensklasse des Ordens pour le mérite erhalten.

Von andern hiesigen wissenschaftlichen Gesellschaften, zu deren Mitgliedern ich mich zähle, will ich nur die geographische erwähnen, an deren Stiftung ich mir einigen Anteil zuschreiben kann. Andere in- und ausländische Gesellschaften, die mich mit der Ernennung zum Mitgliede beehrt haben, würde man, wenn jemand daran gelegen sein könnte, in der Beschreibung des Doktorjubiläums finden, das am 29. August 1864 mit großer Teilnahme gefeiert ist, und dem auch diese Schrift ihren Ursprung verdankt.

Von Familienverhältnissen nur so viel, daß ich meinen ältesten Sohn schon in Königsberg als Knaben verlor, den zweiten in Dorpat, wo er sich mit großem Eifer auf das Studium der Naturwissenschaften gelegt hatte. Ein dritter Sohn ist Offizier bei der Marine und jetzt in St. Petersburg Gehilfe des Hafenskommandeurs. Die beiden jüngsten Söhne sind Gutsbesitzer in Estland. Meine einzige Tochter ist verheiratet an den Dr. Lingen hier selbst.

Meine Frau ist mir am 15. März 1864 vorangegangen. Wann ich folgen werde, müssen die Biographen selbst nachtragen. Ich kann es ihnen nicht sagen.

17. Inneres Leben.

schildern zu wollen, verzichte ich, eingedenk der Lebenserfahrung, die mir ein Jugendlehrer ins Stammbuch schrieb: „Die Menschen

sind in der Regel besser, als sie andern scheinen, aber nicht so gut, als sie scheinen möchten.“ In der That heißt es auch wohl die Naivetät zu weit treiben, wenn wir andern zumuten wollten, ein Bild von unsrem Selbst, wie wir es ihnen vorhalten, für ein treues zu nehmen, da wir doch, wenn das Bewußtsein uns einen Spiegel von uns vorhält, denselben so lange ausschleifen, bis die gefälligen Stellen vergrößert und die ungefälligen verkleinert erscheinen.

Auch will ich die Überschrift nur benutzen, um einer Frage, die ich mir in den letzten Tagen oft vorgelegt habe, auch hier Ausdruck zu geben. Ohne Zweifel habe ich mehr wissenschaftliche Interessen verfolgt, als gut war. Auch haben sich gar manche rhythmische Anfänge erhalten, darunter auch der eines Epos in estnischen Hexametern, die sich sehr leicht formten. Aber nie habe ich die geringste Versuchung gespürt, auch nur eine kleine Erzählung, Novelle und noch viel weniger den Plan zu einem Romane oder Drama zu entwerfen. Ist das ein Beweis von Mangel an Phantasie? Indessen haben fremde Dichtungen, poetische und prosaische, in jüngern Jahren sehr lebhaft meine Teilnahme erregt. Weniger zogen mich die *Dii minorum gentium* an als Shakespeare, Lessing, Schiller, Goethe, Herder, Jean Paul, Sterne, Swift, auch Walter Scott, überhaupt mehr die Engländer und Deutschen als die Franzosen, von denen mir, nachdem ich die Kinderschuhe vertreten hatte, eigentlich nur Molière ganz zusagte. Auch habe ich im Leben mehr Ursache zu haben geglaubt, über zu große Regsamkeit als über Trägheit der Phantasie zu klagen. Es mag mir vielmehr die rechte „Lust am Fabulieren“, wie Goethe sich ausdrückt, gefehlt haben. Auch ist es mir sehr erinnerlich, daß, wenn ich Verse versuchte, es die Schwierigkeit war, in dem Reim und Versmaße mich zu halten, was mich reizte. Aber was die Phantasie rasch gestaltet, festhalten, langsam ausmalen, in gewählte Worte kleiden und diese mit ihrem unendlichen Buchstabenreichtum hinmalen, hat mir immer als die fürchterlichste Sklaverei geschienen, wenn es nicht etwa galt, eine wissenschaftlich gewonnene Ansicht in schwunghafter Form anschaulich und annehmlich darzustellen. Deswegen war ich auch bereitwillig Redner, mich darauf verlassend, daß der Redner das Recht hat, zu überreden. Aber wie man sich entschließen könne, eine Novelle ein paar Bogen lang auszuspinnen oder gar einen Roman auf einige Bände auszudehnen, ist mir bisher völlig unbegreiflich geblieben, ja ich würde es für unmöglich halten, wenn es nicht ganz alltäglich wäre. Es muß mir also wohl an der „Lust am

fabulieren“ gefehlt haben, um mit deren Hilfe die Langweiligkeit des Schreibens zu überwinden. Dagegen konnte ich mit vollem Rechte in jüngern Jahren meinen Freunden öfter schreiben: ich hätte die interessantesten Briefe an sie im Auf- und Abgehen entworfen, sei aber zum Niederschreiben nicht gekommen. In spätern Jahren habe ich wegen meines nachlässigen Brieffschreibens mit dieser Eigentümlichkeit mich bei mir selbst zu entschuldigen versucht. Wieviel dabei Selbstbetrug sich eingeschlichen, vermag ich nicht abzumessen, allein ich benutze die Gelegenheit, um alle diejenigen ernstlich und reuig um Verzeihung zu bitten, denen ich zu kurz gewesen bin, oder die vergeblich auf Briefe von mir gewartet haben. — Wäre nicht meine Persönlichkeit von zu beschränktem Interesse, so würde schon dieser Mangel an lesenswerten Briefen mich vor der Unsitte bewahren, die jetzt in der Literatur eingerissen ist und, wie es scheint, am meisten in der deutschen, den Toten allerlei Nachreden, Briefe und Zettel nachzusenden.

Ein anderer Defekt spricht leider aus diesem Buche so deutlich, daß ich nicht nötig habe, auf ihn hinzuweisen. Obgleich schon alter Schriftsteller, weiß ich doch immer noch nicht, ein Buch im voraus zu gestalten. Das alte deutsche Sprichwort: aller Anfang ist schwer, paßt in bezug auf das Schriftstellern wenigstens bei mir nicht. Ich fand immer den Anfang leicht, aber das Ende schwer und oft gar nicht erreichbar. Habe ich doch bei dem vorliegenden Buche im Anfange wirklich geglaubt, aus meiner Kindheit alle Erinnerungen wach rufen zu müssen, weil es an Stoff fehlen würde, und bald hat mich der Stoff überflutet. Was ich über die Schulzeit und die Jugendbildung geschrieben, bitte ich als von völlig lokalem Interesse anzusehen und von jedem, der dieses Interesse nicht hat, als Überflüssiges zu übergehen.

Ich bin schon alt, es mahnt der Zeiten Lauf
 Mich oft an längst geschehene Geschichten,
 Und die erzähl' ich, horcht auch niemand drauf.

Chamisso.